

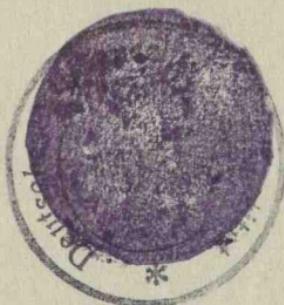


11.86724
GERHART HAUPTMANN

Inv. II. 86724
DAS GESAMMELTE WERK

118795.
ERSTE ABTEILUNG

Siebzehnter Band



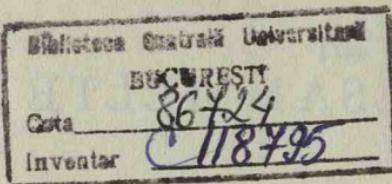
1942

S. FISCHER VERLAG · BERLIN

CONTROL 1953

Ausstattung E. R. WEISS

1956



B.C.U.Bucuresti



C118795

1943.31

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Den Bühnen und Vereinen gegenüber Manuscript

AUSGABE LETZTER HAND

ZUM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG DES DICHTERS

15. NOVEMBER 1942

ESSAY

TINTORETTÖ

Im Künstlerlexikon von Nagler beginnt die Mitteilung über Jacopo Robusti mit der Feststellung, daß dieser Maler ein großer und eigentümlicher, aber leider sehr ungleicher Meister gewesen sei. „Leider sehr ungleich“ — das ist ein Tadel. Robusti war eine Zeitlang in der Werkstatt Tizians. Als er sich selbstständig zu machen begann, sollen über der Tür seiner ärmlichen Werkstatt die Worte zu lesen gewesen sein: „Il disegno di Michelangelo e il colorito di Tiziano.“ Solche Bekanntnisse oder Grundsätze oder Richtlinien zeigen das Streben des Werdenden. Zwar läßt sich unschwer in den Zeichnungen Robustis das Michelangeleske feststellen, sie enthalten sogar selbst, wie aus dessen gigantischer Hand hervorgegangen, Studien nach Michelangelos Plastiken. Aber Robusti kennt oder ahnt sich vielleicht zu jener Zeit noch nicht, und noch nicht die Schöpfung, die aus ihm wie aus der Macht eines Halbgottes hervorbrechen sollte.

Er lebte beinahe das ganze Cinquecento hindurch. Man mag sich die Kräfte vorstellen, die jenes Jahrhundert gewaltig aufdringen ließ. Der Sohn eines Färbers — darum Tintoretto genannt — schien sie alle gleichsam in feuerflüssigen Magmen zu vereinen und wie der Ätna gen Himmel zu schleudern. Dieser Meister, wird gesagt, soll mit dreierlei Pinseln gemalt haben: solchen von Eisen, solchen von Silber und solchen von Gold. Man hat die Bedeutung dieser symbolischen Charakteristik seiner Kunst bisher nur in sehr banalem Sinne entziffern können.

Will man zu dem mächtigen Heiligtum des Tintoretto durchdringen, so windet man sich zunächst durch viele Winkelgäßchen, gefüllt mit kleinen Händlern und Schulmeistern. Er hat sich, sagt der eine, ohne tiefere Studien in die Praktik geworfen und die venezianische

Schule zuschanden gemalt. Er hat ein schönes Talent, sagt der andere, aber ein übertriebenes Streben nach Ostentation. Der dritte sagt: man wird ihm die Achtung trotzdem nicht versagen. Freilich, seine Richtung war unglücklich. Da aber war eine Gruppe Maler, die nannten ihn: „Il furioso Tintoretto“ und: „Fulmine di penello“, was dem Phänomen Robusti schon näherkommt.

Mit achtundsiebzig Jahren hat der Meister noch einmal sein Selbstporträt gemalt, ein Werk, vor dem man erschüttert steht. „Jacobus Tentoretus pictor Vent.us ipsius f.“ ist darauf zu lesen. Wir ahnen zugleich die furchtbaren Bedingungen, wie Goethe sagt, unter denen ein solches Genie zu schaffen berufen ist.

Dieser Tintoretto, ein menschliches Urweltwesen, ist ausgehöhlt. Er hat als Medium länger als ein halbes Jahrhundert im Dienste einer gnadenlosen Naturkraft gestanden. Er ist ein Helot der Götter, ein Zwangsarbeiter des Purgatoriums. Seine beiden aufgerissenen Augen, die zwei Kratern gleichen, sind vom Sehen nach innen und außen gleichsam verkohlt. Das furchtbare Ecce homo! wäre die rechte Unterschrift. Ja, in diesem Manne hat das Feuer seiner Berufung gerast. Hier bin ich! So bin ich! Das bin ich! sagt zu uns sein Altersporträt. Kommt all herzu, mich anzusehen!

Ich habe meine Augen in meine Augen gebohrt! Seht mich an! Ich habe nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu wollen! Selbst auf die Beantwortung einer letzten Frage verzichte ich. Ich bin und war kein Genießer, kein Tizian! Ich bin ein von der Gottheit auserlesener und verbrauchter Arbeiter! Diese sprechende, von meinem unabwendbaren Berufe zeugende Maske ist übriggeblieben. Sie ist mein Führungszeugnis vor der Menschheit und vor Gott. Ruhe habe ich nie gekannt.

Aber wir werden uns mit diesem Resultat ohne das

Mirakel nicht zufrieden geben, das damit verbunden ist. Schon allein dieses Selbstbildnis hat uns der banalen Gasse so weit entrückt, daß wir ihre Akteure kaum noch mit dem schärfsten Fernrohr zu sehen vermögen. Was für Aufgaben haben sich diesem Auserwählten aufgedrängt! Was für magische Strömungen sind durch ihn hindurchgegangen! Welche Mächte schöpferischer Gestaltungen haben in ihn hinein- und aus ihm herausgedrängt! Es ginge in jeder Beziehung über Menschenkraft, diese Fragen befriedigend zu beantworten.

Man hat neuerdings — war es vielleicht Frobenius? — einen Begriff geprägt: das Bilddenken. Da man sich von irgendeiner Seite dem Unfaßbaren immer wieder nähern muß, so nenne ich Tintoretto zunächst einmal einen Bilddenker. Und ich setze eine Behauptung hinzu: er ist vielleicht der größte Bilddenker, den die Welt jemals besessen hat. Aber freilich, er hat nicht nur in Bildern gedacht, sondern auch in Bildern gefühlt. Er hat Bilder gedichtet, Bilder gestaltet und sie vor die staunenden Augen seiner Mitmenschen gestellt. Und fragt man, in wessen Mission, so verfällt man wieder auf den Gedanken der Welt als Purgatorium. Man sieht sie gestaltet, und alles in ihr, durch Schatten und Licht, durch den olympischen Zeus und seinen Bruder, dessen schwarze Sonne im Hades leuchtet. So entsteht für uns aus Schwarz und Weiß die Gestalt, entstehen für uns auch alle Farben. Wenn ich auf die Göttersymbole der Alten zurückgreife, so stehen sie hier keineswegs außer Zusammenhang. Ist doch der große Venezianer in der antiken Welt zu Hause wie in der christlichen Welt und zeigt oftmals beide untrennbar verbunden. So ist in ihm das Ringen um den Vorrang zwischen Olymp und Hades, Paradies und Hölle, Licht und Schatten der wesentliche Teil des gewaltigen Dramas, das er zum Ausdruck bringt. So versteht sich auch die Christusgestalt, die bei ihm überall ein nur schwach verschleierter

Gott, ein Erlöserkönig ist, der in die Hölle herniedergestiegen ist und sie zum Purgatorium umwandelt. Dieses Drama der selbst für einen Gott kaum löslichen Aufgabe, den Versuch der Erlösung von Hölle zu Himmel, gibt überall Tintoretto, der bildgewaltige Mann.

Ein Drama bringt Tintoretto zum Ausdruck, wurde gesagt. Es spricht sich in beinahe unübersehbaren Bildern unübersehbar aus. Man muß es in seine Elemente zerlegen, in einige seiner Elemente zerlegen, um sich so auch zuletzt dem Ganzen zu nähern. In dieser Beziehung zunächst psychologisch vorzugehen, mag dem kritischen Fachwesen des Kunsthistorikers nicht entsprechen. Da es sich aber im Werke der Kunst letzten Endes um etwas Universelles und damit Unfachliches, Unbegreifliches handelt, wird man auch diesen Weg, sich ihm anzunähern, wohl gelten lassen.

Es ist ein Haupt, in dem diese ganze Farben- und Formenwelt entstanden ist. Ein früheres Selbstporträt Robustis zeigt ihn mit leicht geneigtem Kopf und auf der Brust gekreuzten Händen im Zustand versonnener Ergebenheit. Das Haupt dieses Mannes ist das eines pflichtgetreuen Arbeiters. Ebenso: seine großen, harten Hände scheinen eher die eines Schwerarbeiters zu sein, der mit Brechstangen Blöcke wälzt, sie mit Meißeln spaltet, vielleicht auch formt, als die eines mit Pinseln und Farben hantierenden Malers. Der Künstler sieht sich und stellt sich wiederum dar als Medium. Man ginge fehl, wenn man in dieser Selbstwiedergabe nur den allgemeinen Ausdruck einer christkatholischen Devotion sehen würde. Schweift das geistige Auge von dieser auf die Selbstdarstellungen Tizians, so zeigt sich in diesen der Souverän, einer, der Leben und Kunst wie ein Doge meistert, gegen einen, der Kunst und Leben in Demut — wir dürfen es ruhig aussprechen — als ein schweres Verhängnis trägt. Es ist leicht, den somnambulen Charakter von Robustis Kunst mit dem Hinweis auf

seine überall zutage tretende Meisterschaft zu bestreiten. Aber das würde nur heißen, man unterschätze das universelle Wesen eines Schöpfungsprozesses, wie er im Haupt eines Großen von diesem Format wirksam ist. Und außerdem, er ist einmalig.

Die Elemente also des ganzen Werkes finden ihre Einheit in Tintoretos Haupt, und dort sind auch die Wurzeln der Elemente.

Es fällt kein Meister vom Himmel, wird gesagt. Im Grunde aber ist keiner, der nicht vom Himmel gefallen wäre! Es ist damit keineswegs gesagt, daß er niemals ein Schüler, niemals ein Lernender, niemals als Lernender fleißig war. Als Lehrling kopierte Robusti Tizian. Es ist schon gesagt worden, daß in seinen Anfängen über der Tür seines ärmlichen Ateliers der Wahlspruch stand: *Il disegno di Michelangelo e il colorito di Tiziano.* Er soll vielfältig experimentiert haben, auch mit Wachspuppen und Laternenlicht. In der Tat ist das Rembrandtsche Helldunkel vor Rembrandt in Tintoretos Bildern zu Hause und also auf ihn zurückzuführen. Er soll die venezianische Schule zuschanden gemalt haben: das müßte denn sein, weil er im umfassendsten Sinne des Wortes Venezianer war und das ganze Wesen Venedigs in seiner Kunst ausdrückte.

So vergessen wir nicht, daß die Mutter und Lehrerin des armen kleinen Färberjungen zunächst vor allem und überall Venedig gewesen ist. Von dieser Mutter wurde er ausgetragen, von ihr gesäugt, sie war ihm Erzieherin, war ihm Lehrerin. Er hatte auch später alles von ihr, soweit erkennbare Quellen in Frage kommen. Aber sie hat sich in diesem Sohn ihren höchsten, ruhmvollsten Ausdruck geschaffen, gleichsam in einem Bilder- und Seelensturm, in dessen allmächtigem Atem sie heut noch lebendig ist.

Was war, dies wäre nun ungefähr zu umreißen, Venedig? Um ein Bild zu gewinnen von dieser Stadt,

muß man von ihrem Ursprung, von ihrem Werden und Wachsen, von den Quellen ihres Reichtums und ihrer Macht reden. Man muß von ihr als einem Juwel unter den Städten, als von einem Wunder aus den Tausend- und eintausend Nächten reden, darin, abgesehen von der italisch-griechischen Renaissance, von der christlich-römisch-griechischen Renaissance, Orient und Okzident unlöslich verbunden gewesen sind.

In dies alles wächst ungefähr die Seele eines Venezianers hinein. Sie wird davon imprägniert und penetriert, sie nimmt das Geistwesen dieses Städteschicksals an sowohl im Bewußten als Unbewußten. Und dies ist der gleichsam magische, unsichtbare Schoß, aus dem die Geburten venezianischer Kunst hervorgehen. Seelenanalyse von einer Art, die heut noch nicht vorhanden ist, könnte vielleicht die unsichtbaren Keime der grandiosen venezianischen Bildgeburten sichtbar machen. Näher liegend und leichter gangbar ist die Analyse durch die Bildgestaltungen selbst, deren Wesen ja Sichtbarmachung bedeutet. Ich zweifle nicht, daß man diese Art, sich dem Werk eines Tintoretto geistig-begreifend anzunähern, im Lager der Fachgelehrten verworfen wird. Ihr Fach ist ausschließlich die Malerei. Wenn nun aber eine geistige Konzeption durchaus nicht notwendigerweise Farbe ist, so ist hingegen doch jede Kunst, auch die der Malerei, durch und durch geist-geboren. Hier also liegt ihre Voraussetzung, und wir sind berechtigt, bei ihr zu verweilen.

Zum Wesen Venedigs, wie es Robusti und seine Zeitgenossen erlebten, gehört vor allem Prunk, Pracht, Festivitas. Der Prunk bedeutet: Gold, Juwelen, Brokate, kostbare Pelze; die Pracht bedeutet: Paläste, Kirchen, die von San Marco an der Spitze, Entfaltungen von beinahe grenzenlosem Reichtum bei den Festen der Stadt und des Kirchenjahrs, bei den Sitzungen des Großen Rats, bei den feierlichen Banketten. Die Archi-

tekur und nicht zuletzt die Malerei selbst geben den Begriff davon. Man mag Paolo Veronese betrachten. Der Geist dieses Prunks, der Geist dieser Pracht und der Festivität, überquellender Reichtum und der Ausdruck Venedigs übertrugen sich sogar auf die an sich schlichten Legenden des Christentums, das somit zugleich venezianisch wurde. Aber von hier aus vielleicht entzog sich das Wesen des venezianischen Reichtums der bloßen Protzerei, indem sich dem Geltungsbedürfnis hohes Pathos beimischte. Es wurde das venezianische Pathos geboren, wodurch das Bedürfnis des Reichtums, mit sich zu prunken, Würde erhielt und geadelt wurde. Tintoretto schwelgt vielfach darin.

Durchaus natürlich ist es ihm nicht. Venedig ist auf Pfählen über das Wasser gebaut. Seine früheste Form waren primitive Pfahlbauten. Die Fischer und Schiffer der Steinzeit führten ein Leben der Armut und Not. Es ist von da bis zum Prunk des Dogenpalastes ein weiter Weg. Aber es ist nicht jeder ein Doge, der in Zeit und Bereich des Palastes wohnt. Und ein Blick auf das Altersbild Robustis und auf das frühere mit den gekreuzten Händen auf der Brust zeigt, daß er eher unter die Geschlechter gehört, welche die Pfahlbaudörfer schufen und in schwerer Arbeit die Pfähle des Dogenpalastes und der übrigen in die Lagunen rammten. Aber der Himmel hatte nun einmal die Kaprice, seine Seele so mächtig auszustalten, daß sie den weiten Bogen — ich möchte beinahe sagen: vom Galeerensklaven bis zum Dogen spannen konnte.

Das Pathos des Robusti verleugnet seine Abkunft nicht. Man könnte darüber viel sagen, auch daß es zur leeren Manier da und dort ausartet. Nein, es artet bei ihm nicht dahin aus; aber Bejahung und Verneinung gemeinsam führen hier auf die rechte Spur. Immer ist es das Ganze von Robustis Malerei, und auch das Pathos hat durchaus seine wertvolle Funktion. Aber soweit das

Pathos des Robusti, und zwar in den antikisierenden Teilen seines Werkes, Schule macht — und es hat in der Tat Schule gemacht —, ist es oft entartet, der Leere verfallen. Die pathetisch-antikischen Konzeptionen des Meisters finden üble Nachahmer bis in die neueste Zeit.

Tintoretto hat Schule gemacht. Dieser Satz ist in einem Sinne wahr, den nur eine längere Betrachtung darlegen könnte. Wenige Maler und Künstler überhaupt haben wie er Schule gemacht. Es wird vielfach eine Verwandtschaft zwischen Michelangelo und Robusti festgestellt und erklärt, dieser erreiche die Größe des Meisters nicht. Aber ich wage die Behauptung, Michelangelo habe keine Schule gemacht. In der Bildhauerei bis ins späte Barock hinein findet er keinen Nachfolger, sondern nur Nachahmer. Einmalig stehen Michelangelo und Robusti nebeneinander. Mögen immerhin gewisse Motive Michelangelos eingegangen sein: sie sind zugleich darin aufgegangen. Tintoretto-Robusti hat Augen gehabt, und wie sollte er da nicht die Fresken der Sixtina betrachtet haben! Die erhabene Ruhe indes, die Buonarottis Seele heilige und mit deren Grunde noch die bewegtesten seiner Gestalten erfüllt waren, kannte Robusti nicht. Michelangelo war vor allem Bildhauer. Sein schöpferischer Meißel beließ Stein als Stein; nie wurde sein Marmor zu flüchtig-dramatischer Lebentsäuschung aufgeregt. Dagegen ein Samum, ein Glutwind, ein Sturm der Gestaltung, ein wütendes Werden gleichsam war Robustis Seele. Sie schleuderte unersättlich Bildgeburten gewissermaßen chaotisch aus sich heraus. Hat das Werk Tintoretos auch als Ganzes Schule gemacht — hinter ihm liegt das des Rubens, in dem gleichsam das Werk Tizians durch Tintoretto hindurchgegangen und mit diesem in einer neuen künstlerischen Macht verbunden eine Renaissance feiert. Gewaltig genug ist diese Renaissance, aber weder ein Tizian noch ein Robusti können bewirken, daß nach

ihnen ein Rubens geboren wird. Und so erstreckt sich die Schule Robustis auf viele zwar wichtige, aber kleinere Meister, die aus dem vielfältigen Ringen Robustis um das Allgemeine der Malerei sich durch Einzelheiten des Gelingens bereicherten.

Il furioso Tintoretto wurde der Meister von seinen Kollegen genannt. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, dieses furioso beziehe sich ebenso auf das freie Auswirken seiner Meisterschaft wie auf das zu-grunde liegende Studieren und Experimentieren. Freilich ist dieses nur zu ahnen und bleibt an sich unsichtbar. Außer vielleicht, wenn Handzeichnungen des Meisters in dem, was ihm michelangelesk erscheint, Plastiken Buonarottis nachbilden oder wenn Gestalten seiner Bilder voraussetzen lassen, daß er die Stanzen Raffaels und die Sixtinische Kapelle gesehen haben wird. Jemand sprach, das Ganze seiner Bilder und seines Werkes meinend, von einer gottgewollten Unruhe. Andere reden von einem Bewegungstaumel und -rausch, und sicher ist, daß sein machtvolles, vielfach scheinbar chaotisches Leben jedes Rahmens zu spotten scheint. Dieser allgemeine Eindruck wird aber seltsamerweise durch Einzelheiten von beinahe plastischer Ruhe hervorgebracht. Und hier lassen sich die Probleme studieren, welche Tintoretto beschäftigten: so etwa im Zeichnerischen das Perspektivische, die Bewegung, der Raum; im Malerischen das Helldunkel, wiederum der Raum, die Zeichnung durch Farbe; das psycho-physiognomisch-dramatische Problem und der Ausdruck des Übernatürlichen, also des Wunders, und damit die Suggestion, an fliegende Menschen und Götterwesen zu glauben, auch jene, die Menschen, sprechen, rufen, schreien, flüstern zu hören, desgleichen ihr Beten und ihr Weinen. In der erreichten Lösung aller dieser Probleme ist Tintoretto für die späteren mehr als drei Jahrhunderte bis zu uns Vorbild geblieben.

Setzen wir einmal das voran, wo die Darstellung des Lebendigen mit der größten Ruhe verbunden ist: das Porträt, zumal das Männerporträt! Hier stehen Tizian, Robusti und Rubens hinter- und nebeneinander. Aber Robusti ist auf diesem Gebiet des malerischen Ausdrucks vor- und nachher, wenn erreicht, so doch nie übertroffen worden. In manchen dieser Bildnisse, zum Beispiel dem eines Senators, zeigt sich das meisterhafte Hervortreten malerisch neuer Ausdrucksmittel. Als Bildnismaler verschwindet übrigens Tintoretto durchaus im Objekt, das an sich beherrschend wird. Er geht in seinem Modell unter, das durch dieses sein Opfer unsterblich lebendig wird. Kein Rubens, Franz Hals oder Rembrandt darf sich rühmen, dieser malerischen Gestaltungskraft im geringsten überlegen zu sein. Sie erreichen kaum die Anonymität, die hier wirksam scheint und der ähnlich ist, die unsichtbar schöpferisch in der Natur waltet. Da haben wir ein *Ritratto di vecchio*, ein *Ritratto di ammiraglio veneziano*, irgendein *Ritratto virile* und nun ein *Ritratto di Battista Morosini* von mehr als niederländischer Kraft, eine volle lebendige Gegenwart, einen Mann, dessen Art und Lebensführung man ohne Mühe erkennen kann.

Man kann niemand von Tintoretto einen Begriff geben, der seine Werke nicht kennt, geschweige jemandem, der, unsere große europäische Malerei betreffend, keine Vorbildung hat. Nur wer diesen unumgänglichen Anforderungen genügt, wird den Hinweis auf einen immerhin seltsamen Umstand verstehen, daß in der Bildnismalerei das spezifische Stilmoment eines Meisters, bei Robusti demnach das Barock, am wenigsten zum Ausdruck kommt. Bekanntlich hat Greco dieses Stilistische Robustis übernommen und in Übertreibungen sich zu eigen gemacht. Frei von diesem Stilmoment und nur der reinen Malerei huldigend, zeigt sich Robusti auch auf einem Gebiet, das die späteren Nieder-

länder als sogenanntes Stilleben kultivierten. Es betrifft die Wiedergabe von Gegenständen, Humpen und Kesseln von Metall, leeren oder gefüllten Gläsern und Glasflaschen, hölzernen Tischen, Tischtüchern, Früchten, Blumen und was noch sonst, die ohne Eigenbewegung sind. Bei solchen verweilt der Meister mit besonderer Hingabe und schwelgt dabei ohne irgendein vorgefaßtes Formprinzip in nur sachlicher Malerei. In Rücksicht auf diesen Teil seiner Bemühungen drängt sich die Frage auf, ob nicht Robusti von hier aus eines Tages seine Ausdrucksmittel überhaupt reformiert und das festlich-prunkende, pathetisch-venezianische Barock eingeschränkt, ja zurückgedrängt haben würde, wenn er, statt etwa achtzig, einhundertfünfzig Jahre lang tätig gelebt hätte. Freilich standen dawider sein dramatisches Temperament und die Fülle der legendären Gegenstände der kämpfenden christlichen Kirche sowie der mythischen, der griechisch-römischen Götter- und Heroenwelt. Vor allem aber der Reichtum Venedigs, der seinen festlich-prunkenden Ausdruck verlangte. Man weiß, was ich meine, wenn man von hier einen Blick auf den später lebenden Rembrandt wirft, der freilich kein Venezianer war, aber doch ein ähnliches Stoffgebiet ohne barocke Pathetik bewältigte. Aber diese Frage mag müßig sein, denn das Werk Tintorettos, so wie es ist, entstand folgerichtig und notwendig.

Wir haben den Namen Rembrandt genannt. Das bringt uns auf die Probleme des Helldunkels. Und wir erkennen, wie lange vor Rembrandt Tintoretto dieses Problem gestellt und mit universeller Macht und Vielfalt bewältigt hat. Die Schuppen fallen uns von den Augen, wenn wir vor malerischen Emanationen wie La discesa di Cristo al limbo und vielen anderen, vor allem dem Abendmahl von San Giorgio Maggiore stehen.

Ich nannte das psychisch-physiognomisch-dramatische Problem. Seine Lösung ist Tintoretto natürlich. Die

psychischen Kontakte der Personen gehen über das Bewegungsmoment des Barock weit hinaus. Sie sind nicht Stil, sie sind gemeingültig. Es gibt, besonders auf gewissen Abendmahlsbildern, eine Spannung, einen Sturm der Bewegung, der wohl hie und da in einem fliegenden Wesen symbolisiert, jedoch unsichtbar ist. Der Grund dieses Umstands liegt im Wunder der Kunst. Außer ihm würde man ihn vergeblich suchen. Was übrigens dem Werke Robustis den barocken Charakter gibt, liegt nicht in allen Arten seiner Figuren, wesentlich aber in denen, welche das meiste Studium und das meiste Bewußtsein zeigen. Wären sie nicht von der Hand eines solchen Meisters gebildet, so müßte man sie affektiert, ja geziert nennen. Ziererei, Affektation, Barock — das eigentliche Drama in Tintoretto, wie gesagt, enthält nichts davon. Es ist das gleiche Rätsel, das es bei dem späteren Rembrandt ist. Der unmittelbarste Ausdruck psychisch-dramatischer Kontakte sind die Hände. Tintoretos Hände und die Rembrandts späterhin lohnen ein Studium. Man sehe das Gewirr beseelter Hände auf der linken Seite des Miracolo di San Marco, oder die Hand, die das Buch faßt, in La pala di San Marziale, die umleuchtete Hand Gottes in La creazione degli animali — übrigens ein Bild von erschütternder Schicksalsdüsternis und Melancholie. Man sehe die predigende Hand in L'invenzione del corpo di San Marco, die Hände Mariens, die Hände an den Abendmahlstafeln, die Hände des schlafenden Jesus in der Nacht auf dem Ölberge, man sehe die Hände seiner Porträts! Veronese, der kein Dramatiker ist, versagt bei den Händen. Tintoretto malt sprechende Hände. Man hat sich über die Sprache der Hände vielfach lustig gemacht. Hier aber zeigt sich das Wunderbare, daß sie vornehmlich dem schweigenden Bilde Sprache zu geben imstande sind.

Die Gemälde Tintoretos sind in der Hauptsache

Wandbilder. Irgendwie durchdringen einander in ihnen die griechische und die christliche Mythologie, und zwar auf venezianische Weise. In dem dritten Element, nämlich Venedig, sind die beiden anderen aufgelöst.

Das Griechische ist nicht nur dort, wo es oft im wahrsten Sinne des Wortes nackt zutage tritt, also nicht nur bei Luna und den Horen, bei den Musen, bei Merkur und den Grazien, bei Bacchus, Ariadne und Venus oder Minerva, bei der Schmiede des Vulkan, der Entstehung der Milchstraße und ähnlichem, auch nicht bei den Allegorien allein. Sondern es ist auch beim Sündenfall, bei der Umgebung Christi, ja in ihm selbst. Ebenso ist es bei den Märtyrern und Heiligen. Man sehe die Bilder um die heilige Katharina, zum Beispiel ihre Vermählung, an.

Der Jesus des Tintoretto ist niemals ein bloßer Mensch. Er tritt aus der Sphäre der Halbgötter oder Heroen nie heraus. Selbst bei der Kreuzschleppung umgibt sein Haupt ein Heiligschein, ans Kreuz erhoben seinen Oberleib eine Emanation von Strahlungen. Bei der Kreuzigung in der Münchener Älteren Pinakothek umkreisen ihn leuchtende Ringe und anbetende, schwebende Engel im äußersten konzentrischen Kreise. Der Jesus des Tintoretto vergißt insofern meist seine Aufgabe, bloßer leidender Mensch zu sein, als er sich überall souverän gebärdet und vielfach in dem Sinne beinahe ketzerisch, als er weniger auf der Erde schreitet als über ihr schwebt. So ist überhaupt das Gesetz der Schwere in dem Werke Robustis allenthalben fast aufgehoben, und was trotzdem an der Erde haftet, löst sozusagen ein waagerechter Sturm der Bewegungen von ihr los.

Gäbe es eine Luft, in der die Elemente Venedigs, meergeborene Herrschaft und Macht, orientalische Prunk- und Prachtliebe, wie sie in Kirchen und Palästen zum Ausdruck kommt, und anderes aufgelöst wären,

mit allem Gold, allen Juwelen, allem Stolz, aller unersättlichen Wollust und souveränen Genußsucht der Lagunenstadt, so wäre dies Element eben das, worin Tintoretos Bilder leben. So ergibt sich der Schluß, daß seine Götter, seine Heroen und Heroinen, seine Madonnen, Apostel, Heiligen und Märtyrer in einem gewissen Sinne Kinder Venedigs sind, der Heiland selber nicht ausgenommen.

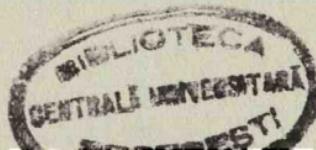
Als Robusti begann, war er unbegütert, will heißen: arm. Aber man sagt, er habe gesungen und etwas wie Mandoline gespielt und sei zu lustigen Streichen aufgelegt gewesen. Der Mann, dessen erschütterndes Altersporträt hier berührt worden ist — es zeigt ihn von übermenschlicher Arbeit ausgebrannt und ausgeöhlt —, ist trotzdem gewiß kein Asket gewesen. Das Ganze des Lebens, und zwar gesteigert, kochte in ihm. So ist er im Kultus der Schönheit, im Kultus der Liebe, im Kultus des Weibes, überhaupt des Eros in jeder Gestalt, hinter keinem Künstler der Renaissance, auch nicht hinter Tizian zurückgeblieben, hinter Tizian, der ihm seinerseits in die spezifisch Robustischen Gebiete nicht folgen kann.

Mit alledem ist über das letzte Wesen dieses künstlerisch ungeheuren Phänomens noch nichts ausgesagt. Wer ihn verwildert, wirr, chaotisch, formlos nennt, der hat sich mit der vollendeten Klarheit und Kühle der durchgebildeten herrlichen Einzelheiten abzufinden. Vielfach erscheint es als Rätsel, wie dabei der Bewegungssturm dieses Riesenwerkes zustande kommt. Il furioso, meinethalben, jawohl — aber dann mag man auch die gelassene, kühle, ruhig verweilende Meisterhand in ihrer sicher geduldigen Kraft der Einzelheit nicht außer acht lassen. Tintoretto — der ganze Rembrandt steckt in ihm, wodurch Rembrandts Meisterschaft und Eigenart nicht geschmälert wird — besagt eine schier allmächtige Schöpferkraft. Seine Aufgabe

war die Gestaltung der Bemalung beinahe unzähliger Wandflächen. Es scheint fast unmöglich, bei dieser Fülle und diesen Größenverhältnissen noch irgendwie intimere Wirkungen zu erzielen. Und doch sind sie da und teilen sich mit. Es ist undenkbar, genau so wie bei großer Musik, die katarakthafte Fülle der Gestaltungen und ihre Einzelreize auszusprechen. Die universelle Vielfalt ist Grenzenlosigkeit. Auf seine spielende Bewältigung gewisser Verkürzungen hinzuweisen, erübrigt sich. Es fällt selbst dem Laien in die Augen. Vielleicht wurden die Maler von Deckengemälden durch die Notwendigkeit gewisser Fernwirkung darauf hingeführt. Robusti malte in seinem Alter das Abendmahl von San Giorgio Maggiore. Dieses mächtige Werk könnte von Rembrandt sein, wäre es nicht mit einer so selbstverständlichen Leichtigkeit hingeschrieben.

Ich lege nun meine Feder weg. Einer solchen Erscheinung sich anders als im einzelnen annähern zu wollen, macht kleinmütig. Wäre ich Maler, würde ich es noch mehr. Allzuviel, ja fast alles hat er vorweggenommen, was Maler ihm nachmalten bis zur Gegenwart. Selbst der sogenannte Kitsch hat ihn ausgebeutet. Überaus seltsam sind seine Landschaften. Da haben wir wieder das im Anfang erwähnte Purgatorium; denn man könnte sie wohl als Hadeslandschaften ansprechen.

Vorstehendes war geschrieben, als ich das Werk von Henry Thode über Tintoretto in die Hand nehmen konnte. Da ich, wie ich gestehen muß, zwar einzelnes von Tintoretto in Venedig immer wieder gesehen, aber so gut wie nichts über ihn gelesen hatte, ist es mir nicht uninteressant zu erkennen, wie nicht ganz unrichtig besonders nach der vorjährigen Ausstellung in Venedig ich das Phänomen Tintoretto aufgefaßt und beurteilt habe. Folgendermaßen wird von Thode Vasari zitiert:



„In derselben Stadt (Venedig) und fast zur selben Zeit (wie Battista Franco) war und lebt noch heute ein Maler, genannt Jacopo Tintoretto. Derselbe erfreut sich allseitiger Begabung, ganz besonders auch in der Musik, die er auf verschiedenen Instrumenten betreibt, und ist zudem in allem seinem Tun und Wesen liebenswürdig, in der Malerei aber seltsam launenhaft, schnell entschlossen, ja der gewaltsamste Geist, den je die Malerei besessen, wie man an allen seinen Werken und an den phantastischen Kompositionen sehen kann, die er ganz anders als alle anderen Maler und abweichend von dem Hergebrachten gemacht hat: ja, er hat das Seltsame selbst noch übertroffen durch neue und wunderliche Erfindungen und absonderliche Grillen seines Geistes. Willkürlich und planlos arbeitend, hat er so gleichsam gezeigt, daß diese Kunst nur Spaß ist. Zudem hat er bloße Skizzen für vollendete Werke ausgegeben, so aus dem Groben gearbeitete Dinge, daß die Pinselstriche mehr durch Zufall und Bravour als durch Plan und Urteil hervorgebracht erscheinen.“

Er hat auf alle Art sich in der Malerei betätigt, in Fresco und in Öl, in Porträts und zu jedem Preise, so daß er in dieser seiner Weise den größten Teil der Gemälde, die in Venedig ausgeführt werden, geschaffen hat und noch schafft. In seiner Jugend zeigte er in vielen schönen Werken eine hohe Urteilskraft. Hätte er die große Begabung, welche die Natur ihm verliehen, erkannt und sie durch Studium und Einsicht entwickelt gleich jenen, welche dem schönen Stil ihrer Vorgänger gefolgt sind, und hätte er nicht, wie geschehen, den Weg der Routine eingeschlagen, so wäre er einer der größten Maler, die Venedig je gehabt, geworden. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß er nicht ein kühner und guter Maler und ein Mann von lebendigem, erfinderischem und edlem Geiste ist.“

Es ist sofort klar, was auch Thode feststellt, daß alle Urteilsvarianten der Kunstgeschichte auf diesen Passus bei Vasari zurückgehen. Ich darf das sagen, nicht weil ich von seiten der Kunstgeschichte her zu Tintoretto gelangt wäre — das Gegenteil habe ich bereits festgestellt —, sondern weil er eine Musterkarte ist für die oberflächlichen und fixen Urteile, die dermaßen in der Luft herumschwirren, daß niemand, der mehrmals vor Teilen des Werkes Robustis gestanden und dann etwa da und dort obenhin Gedanken über ihn mit dem und jenem ausgetauscht hat, sie zu übersehen oder zu überhören imstande ist.

Die einleitenden Sätze dieses Abschnitts wollen somit nur sagen, daß mir das schnellfertige Urteil Vasaris sich irgendwie aus der überall gegenwärtigen Fama über den Meister fast greifbar herauskristallisiert hatte und daß dieser Kristall, wie ein solcher von Eis unter der Wirkung der Sonne, sich unter der Wirkung des Riesenwerkes von Tintoretto in nichts auflöste. Freilich geschah, was mir geschehen, den meisten Betrachtern des Werkes nicht. Wir entnehmen dem Umstand die traurige Tatsache, daß die ganze gegenwärtige Gewalt eines Genius gegen den schiefen, schielenden Blick vererbter Augenschwäche und traditionellen Dünkels, verbunden mit unzulänglicher Teilnahme, nichts vermag. Gegen diese Mächte, die irgendwie vielleicht in der Tradition des Geisteslebens möglicherweise ihre Bedeutung haben, war jedenfalls das noch absolut gegenwärtige, staunenerregernde Werk Tintorettos ohnmächtig.

Es sei mir erlaubt, statt aller subjektiv-oberflächlichen Urteile, die sich wie ein verwirrender, fratzenschneidender Nebel entstellend zwischen Beschauer und Werk bewegen und erhalten wollen, die Sätze Vasaris zu glossieren.

Er sagt auf Tintoretto bezüglich: „Derselbe erfreut sich allgemeiner Begabung, besonders auch in der

Musik.“ Er faßt also Tintoretto als Universalgenie. Wenn es nun aber auch ganz gewiß nicht in seiner Absicht lag, so ist es für Anderswollende dennoch leicht, aus dem „ganz besonders auch in der Musik“ herauszulesen, daß Vasari ihn für einen größeren Musiker als Maler hielt.

Hierdurch und durch das folgende Lob seiner Instrumentalkenntnis wurde viel Unfug angestiftet. Besonders noch durch die Wendung, hierin wäre er liebenswürdig gewesen, aber in der Malerei seltsam launenhaft.

Was auf das „seltsam launenhaft“ folgt, war geeignet, ein geringschätziges Urteil zu annullieren. „Seltsam launenhaft, schnell entschlossen, ja der gewaltsamste Geist, den je die Malerei besessen“, sei Tintoretto gewesen, „wie man aus allen seinen Werken und an den phantastischen Kompositionen sehen“ könne, „die er ganz anders als alle anderen Maler und abweichend von dem Hergebrachten gemacht“ habe. Klingt das nicht, wie wenn man möglicherweise aus Konjunkturgründen ein allerhöchstes Lob verhüllt einschmuggeln will? War damals Tizian und der ganze Malerolymp noch am Leben? Denn dann folgen gleich die „absonderlichen Grillen seines Geistes“. Es heißt, Tintoretto arbeite willkürlich und planlos, als ob seine Kunst nur Spaß sei.

Wenn er dadurch die Neider des Meisters in etwas beruhigt, so kann man das Folgende sowohl in dieser Beziehung beruhigend als auch doppelsinnig auffassen: „Zudem hat er bloße Skizzen für vollendete Werke ausgegeben, so aus dem Groben gearbeitete Dinge, daß die Pinselstriche mehr durch Zufall und Bravour als durch Plan und Urteil hervorgebracht erscheinen.“ Wer ahnt in diesem Satz nicht eine damals weit voranschreitende, höchst moderne malerische Entwicklung? Sie ist in dem, was ich über gewisse Porträts und Stillleben Tintorettos angedeutet habe, vorher berührt. Zu den sogenannten bloßen Skizzen, aus dem Groben gearbeiteten Dingen

mit zufälligen Pinselstrichen und Bravour gehört zum Beispiel das herrliche Altersbildnis des Meisters, das im Louvre hängt und von dem die Rede war.

Im Folgenden wird den älteren Mächten, vor denen man sich ohnedies in Ehrfurcht beugt, ein Versöhnungsbrocken hingeworfen, wenn es heißt: „In seiner Jugend zeigte er in vielen schönen Werken eine hohe Urteils- kraft. Hätte er die große Begabung, welche die Natur ihm verliehen, erkannt und sie durch Studium und Einsicht entwickelt gleich jenen, welche dem schönen Stil ihrer Vorgänger gefolgt sind..., so wäre er einer der größten Maler, die Venedig je gehabt, geworden.“ Aus diesen Sätzen keimte, wuchs und wucherte der fette Irrtum von dem mit Tintoretto gegebenen sogenannten Verfall der venezianischen Malerei.

Im übrigen erreicht Vasari hier mit den Worten: „Hätte er die große Begabung, welche die Natur ihm verliehen, erkannt“, einen geradezu hohen Gipfel unverschämter Lächerlichkeit. Er kann das mit den Worten nicht wettmachen: „Damit soll aber nicht gesagt sein, daß er nicht ein kühner und guter Maler und ein Mann von lebendigem, erfinderischem und edlem Geiste ist.“ Was wird wohl Tintoretto beim Hören oder Lesen eines solchen Urteils gefühlt und gedacht haben?

Und: „Hätte er nicht, wie geschehen, den Weg der Routine eingeschlagen...“ Wenn wir diesen Passus aus den Expektorationen des Vasari herausnehmen, so könnte es sein, weil die unendliche Fülle der Schöpfungen Tintoretos, die Leichtigkeit seines Schaffens und die Schnelligkeit seiner Schöpferhände den Verdacht der Routine stützen könnten. Bei der Geistesverfassung und der Bedingtheit Vasaris durch äußere Umstände und Rücksichten wird er die Frage, ob hier eine Art Wunder vorliege oder nur Routine, schon der Bequemlichkeit wegen so, wie er es tat, entschieden haben.

Tintoretto also soll seine Kunst durch Routine er-

niedrigt haben. Es soll ihm an Plan und Urteil gefehlt haben. Im Punkt der Routine ist zu sagen, daß ein Meister, der sich Aufträgen, wie sie Venedig erteilte, gegenüber sah, als Grundlage ein gleichsam summarisches handwerkliches Können gehabt haben muß. Er wird auch, was selbstverständlich ist, in seinen mit gewaltiger Arbeitskraft gewaltig zu bewältigenden Aufgaben bei der Arbeit ermüdet sein. Auch der große Homer hat, wie man weiß, mitunter geschlafen. Dann ist möglicherweise das Handwerk eine Zeitlang mechanisch weitergegangen. Die Stellen zu finden, wo es geschehen ist, wird selbst dem unbelasteten Nachprüfer vielleicht aus Mangel ausdauernder Kräfte unmöglich sein.

Überhaupt, dies ist nicht die Art, sich einem Phänomen wie dem Werk Tintorettos anzunähern. Es handelt sich dabei um ein Ganzes, und die Einheit, die es darstellt, will erkannt werden. Die Art des Erkennens ist allerdings durch die in solchen außergewöhnlichen Dingen uns innewohnenden Möglichkeiten bestimmt. Das einigende Erkenntnismoment dürfte über die Sphäre eines überzeugenden Gefühls nicht hinausgehen. Selbst die Wissenschaft, also die Kunstgeschichte, kommt über solche Gefühle kaum hinaus. Das Element, in dem sich alle Gestaltung Tintorettos einigt und löst, ist durchaus von dem unterschieden, das bei Rubens oder Rembrandt ebendiese lebendigen Funktionen hat. Jeder indessen muß Schiffbruch leiden, der aus der Sphäre der Empfindung heraustreten und reale Beweise für diesen Umstand bringen wollte. Dieses Einheitswesen hat weniger mit dem Geiste als mit der Seele an sich Ähnlichkeit. Ein solches unsichtbar-sichtbares Element liegt auch zum Beispiel großer Musik zugrunde. Einer Symphonie kommt man wohl nahe, wenn man sie Takt für Takt studiert, aber auch nur dann, wenn dies lediglich zu dem Zweck geschieht, das Ganze als Ganzes lebendig zu machen.

Nun haben wir jenen Satz des Vasari: Robusti habe geglanzt, besonders auch in der Musik. Man sagt von Rubens, daß er gern unter Musikbegleitung gemalt habe. Wüßte man etwas von Robustis Musik, ihrer Komposition und Exekution, so würde man vielleicht eine tiefe Quelle seiner Kunst entdeckt haben, die, in das malerische Werk geleitend, eine Erschließung ohnegleichen bedeuten könnte.

„Meine Bilder sollt ihr nicht beschnüffeln. Die Farben sind ungesund“, soll Rembrandt einmal gesagt haben. Und doch treibt man noch allenthalben kunstgeschichtliche Farbenschnüffelei.

„Die schönsten Farben“, hat Tintoretto gesagt, „sind Schwarz und Weiß.“ Mag sein, daß ich mich freien Meditationen hingabe, wenn ich diesem Ausspruch eine hohe Bedeutung beimesse. Er führt auf das Helldunkel-Problem, das Tintoretto und Rembrandt gemeinsam ist. Ich sagte einmal, Robusti male das Purgatorium. Um zu begreifen, was ich meine, betrachte man das Bild Die heilige Magdalena in Landschaft der Scuola di San Rocco, noch besser Die heilige Maria Aegyptiaca in Landschaft ebendaselbst. Von der Bercken spricht von einem allgemeinen Kampf der Lichter und Dunkelheiten bei Tintoretto. Das ist aber der Kampf zwischen Schwarz und Weiß. Er offenbart einen Zustand, in dem der Himmel nicht Sieger und die Hölle nicht Siegerin ist, nämlich das Drama von Licht und Finsternis.

Tintoretto ist gläubiger Katholik. Der tiefer empfundene Teil seines Werkes, was den sogenannten Stoff anbelangt, schließt sich um das Neue und Alte Testament und das Martyrium Jesu, des Gottessohnes, in der Welt. Nun aber, davon abgesehen, daß antike Gegenstände, vornehmlich aus dem Mythos des Griechentums, im wahren Sinne des Wortes bei ihm Fleisch geworden sind, ist alles, die Heiligengeschichte, sein Christentum überhaupt, ja Christus selbst, aus der mehr griechischen

als römischen Renaissance geboren. Er gibt dieser Renaissance den neuen Ausdruck, der, wie schon bemerkt, unlöslich mit dem Geist seiner Vaterstadt verbunden und sein Ausdruck ist. Wo ist ein anderer Heiliger gleichwie Marcus in Venedig als beherrschender Stadtgott wiedergeboren? Diese Stadt hat ihr eigenes, hat ihr griechisch-römisch-orientalisches Heiden-Christentum. Es läßt sich im Werk Tintoretos überall feststellen. Bei Tintoretto, wie schon gesagt, ist Jesus, auch auf der Erde wandelnd, nur ein wenig verkleideter Gott. Man möge die sogenannte Versuchung ansehen, wo der Teufel ein verführerisch schöner, verlockender Jünglingsknabe ist.

Ich will nun auf nichts weniger hinaus, als der Vermutung Ausdruck geben, es sei in Robusti ein unberührter, meinetwegen atavistischer Grund griechischen Göttererbes zurückgeblieben, irgendwie ein starker Rückstand Großgriechenlands. Dann hatte er etwa den Gegensatz von Olymp und Hades in der Brust. Der Hades-Zeus und der des Olymps waren Brüder, ausgedrückt in Schwarz und Weiß. Auch Dionysos trägt den Hades als Gloriole um sich, mitten im Licht. Die Fackeln waren dem Hades heilig. Das will so viel sagen wie jede Art die Nacht erhellenden künstlichen Lichtes. Wer wüßte nicht, daß jede Tragödie wesentlich nachgeboren ist, auch die Jesu Christi, die Robusti überall in das Ringen von Tag und Nacht verwickelt. Vielleicht daß Robusti der Gedanke gekommen ist, die Nacht sei nicht minder wichtig als das Licht. Der Zeus des Hades und seine Macht wurden vom oberen Zeus des Olymp als furchtbar und überlegen empfunden. Wer könnte sagen, ob Schatten oder Licht wichtiger ist? Ohne Schatten, das ist gewiß, kommt keine Gestalt oder Form zustande.

Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war,
ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar.

Mit einem Wort: es zeigt sich bei Tintoretto eine

Vertrautheit und eine Liebe zur Nacht, dem Schwarz. Und eine Vertrautheit und Liebe zum Licht, dem Weiß. „Aus Schwarz und Weiß“, sagt Ernst Bertram („Worte in einer Werkstatt“), „baut sich das ernsteste und (einstweilen) wahrste Bild der Welt.“

Sollen wir schließlich noch eine allgemeine Meditation über Tintoretos Werk unternehmen, darin allerlei analytische und synthetische Gedanken und Empfindungen sich ablösen, wohl auch ineinanderflechten? Eine Beschauerin sagte, das Werk habe einen großen Klang. Es hat einen gewaltigen Klang, der gewissermaßen einer bleibt, obgleich in ihm zahllose Instrumente eines wunderbaren Riesenorchesters zusammenwirken. Wenn uns der analytische Sinn überfällt, so kommt es uns vor, als trete der Meister aus dem Musikalischen hie und da heraus. Nämlich auf die schlichte Erde, wo ihn Holz, Glas, Metall allein interessieren. Dort scheint der große Bauer Robusti nur noch er selbst, ein Gärtner, ein Landmann, ein Mann der Scholle. Venezianische Festlichkeiten und Gelage im Prunk der Loggien und Paläste als Selbstzweck wie Veronese kennt Tintoretto nicht. Seine Abendmahlssbilder sind voller Düsternisse und tragischer Unruhe. Überall ist das Schicksal des Heilands in der Welt in dem Kampf von Schwarz und Weiß, von Licht und Schatten zugleich symbolisiert. Meist an den Abendmahlstafeln oder bei der Hochzeit zu Kana sitzt Jesus im Hintergrund. Auf dem herrlichsten Bild dieser Art, dem von San Giorgio Maggiore, ist es das gleiche. Hier und auch vielfach sonst sind schwebende Wesen aus dem Hades, Engel oder Dämonen, gegenwärtig. Oder, wie bei der Taufe Christi, sind Wesen aus der jenseit-diesseitigen Schattenwelt, am Ufer gedrängt, erregte und erregende Zuschauer unter grellem, stechendem Hadeslicht. Da hätten wir wieder Zeugen von Tintoretos Gedanken der Welt als Purgatorium. Was schwebt und wandert, lebt überall

durcheinander. Ebenso was Körper und was bloßer Schemen ist. Und da ist überall eine Fülle von Gestalten, die in ihrer Unabweisbarkeit fast beängstigt. Welch ein Volksgewimmel und Volksgedränge — das Paradies. Aber wenn wir uns auch nicht hinein und dazwischen wünschen, nehmen wir an der entrollten Phantasiekraft des Meisters, an der Verschwendung seiner Überrealitäten staunend teil: Hört die Flügel der Engel rauschen und sausen, die Spulen ihrer Federn klieren, sucht zu belauschen, was der Gottmensch, immer umgeben von den Hunderttausenden seiner dienenden Geister, zu seiner Umgebung sagt, fühlt den auf Erden wandernden Gott, wie er beschenkt, durchdringt, aufrüttelt und beglückt, fühlt die Wucht dieses gewaltigen Gottessturmes dieser Bilder und ihre irdisch-himmlische Unersättlichkeit! Warum soll man den Meister nicht apostrophieren?

In welcher Luft, o Gott, bist du geboren?
In welchen Räumen rollen deine Welten?
Du darfst als Geist vom höchsten Geiste gelten,
der dich zu seiner Wohnung auserkoren.

Von eignen Sonnen, die sich hell erhellten,
strahlt deine Schöpfung heiß, wie dessen Spiegel,
das niemand sah. Du brachst die sieben Siegel
und blinde Kerkermauern, die zerschellten.

Gewaltig dröhnt der Himmelspforte Riegel
und der des Abgrunds unter deinen Händen.
Vom Turm des Todes stäuben alle Ziegel.

Das All erscheint, aus irdischen Kerkerwänden
erweckt von deiner Rechten Gottesfinger,
lodernd von ungeheuren Lebensbränden.

Du, Herr des Tages und der Nacht Bezwinger!

UM VOLK UND GEIST

REDEN, ANSPRACHEN UND AUFRUFE

Die Erstveröffentlichung unter dem Titel
„Um Volk und Geist“ erfolgte 1932. Diese Sammlung ist um
eine Anzahl Reden vermehrt worden.

Copyright 1932 by S. Fischer Verlag AG. in Berlin.

DIE SENDUNG DES DRAMATIKERS

Ansprache auf dem Bankett der Wiener
Akademie der Wissenschaften, März 1905

Sie haben mir durch eine Reihe von Jahren die herzliche Gesinnung bewahrt. Ich bin dessen froh und danke Ihnen. Ich frage mich nicht, ob ich diese Gesinnung verdiene; denn das hieße soviel als meine Gastfreunde kritisieren. Aber ich bin mir bewußt, nur einer unter vielen zu sein, die das Gute erstreben und nach Maßgabe ihrer Kräfte verwirklichen. Sie wissen, daß ich kein Redner bin. Leute, die sich ein Urteil zuschreiben, sagen: auch kein Dramatiker! Nun, habe ich nicht die Vorzüge dieses hohen, in Betrachtung der Menschheit vielleicht objektivsten Berufs, so habe ich jedenfalls seine Schwächen, und eine der Schwächen ist das Unvermögen, aus der Polyphonie meines Geistes eine Stimme gesondert sprechen zu lassen, und wenn es auch meine eigene wäre! Wie es heute ist, war es ehemals: es meldeten sich in meinem Innern stets viele Stimmen zum Wort, und ich sah keine andere Möglichkeit, einigermaßen Ordnung zu schaffen, als vielstimmige Sätze: Dramen zu schreiben. Ich werde dies weiter tun müssen; denn es ist bis jetzt meine höchste geistige Lebens- und Ausdrucksform. Allein im Reden muß ich mich kurz fassen. Ich sehe den Staatsmann, den Gelehrten, den Künstler auf einem menschlich rein geselligen Boden vereint. Es liegt darin ein schönes Symbol, dessen Bedeutung in diesem Kreise ohne weiteres empfunden wird. Alles Streben auf Erden ist eine Art Dunkeladaptation. Wissenschaft und Kunst, die beiden Geschwister und wahrhaftigen Kinder der Kultur, besitzen in einer gesteigerten Form diese Fähigkeit, und über alles hinaus wohnt ihnen ein Gefühl des Erhabenen inne, eine Ahnung von überirdischem Licht oder überirdischer Harmonie, die — jetzt das Unzulängliche — einst doch Ereignis wird.

Wie wir, von freundlichen und von furchtbaren Rätseln umgeben, doch sicher wandeln, möge uns das Vertrauen erhalten bleiben zu unbegreiflich herrlichen Zielen, wie es den Forscher und Künstler bei seiner Arbeit leitet, und möge es uns nicht nur in dieser gegenwärtigen Stunde verbinden. So erhebe ich mein Glas, erhebe es auf das Gedeihen der Wissenschaft und der Kunst, auf das Wohl meiner hohen Gastgeberin, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, und auf das Wohl ihres allverehrten Herrn Präsidenten!

WALTER LEISTIKOW

Rede, gehalten an Walter Leistikows
Bahre am 30. Juli 1908

Die tieftrauernden Freunde Walter Leistikows haben mich für würdig erachtet, dem Schmerz Ausdruck zu geben, der uns alle vor dieser Bahre bewegt. Aber der Größe eines Schmerzes entspricht nur selten sein Ausdrucksvermögen, und was mich betrifft: ich darf mich der Einsicht nicht verschließen, daß ich zu denen gehöre, die echter Schmerz nicht beredter macht. Ich verliere an Walter Leistikow einen Freund. Einen Freund verlieren, heißt ein Stück Welt verlieren. Diejenigen unter uns, die erfahren haben, was Freundschaft ist, werden wissen, bis zu welchem Grade sich das Leben durch Freundschaft bereichern kann und wie sehr es mit dem Verlust von Freunden verarmt. Was jemand als Freund gewesen ist und was ihm Freunde waren, das macht einen Teil seines edelsten Wertes aus. Wer wollte nicht wünschen, daß der letzte Liebesdienst dieser Erde ihm durch Freunde geleistet werde? Und deshalb stehe ich hier, weil es nicht angeht, sich einem solchen Liebesdienst zu entziehen, und spreche mit lauten Worten vor vielen, was ich sonst nur im geheimen Zwiegespräch mit dem toten Freunde verhandeln würde. Aber eigentlich sage ich das Beste auch in dieser schweren Stunde nur ihm insgeheim, und zwar liegt dies Beste unterhalb meiner Worte. Möchte auch in uns allen das am stärksten klingen, was unterhalb aller Worte ist! Wir sind diesem Toten nicht so fern, wie es scheint, und eigentlich ist in einem tieferen Sinne kein Band zerrissen. Das schwere Gewölk, in dem wir stehen, vereinigt uns: es ist das gleiche große Menschenschicksal, dem wir alle verfallen sind, das gleiche große Todesmysterium, das meiner Meinung nach eine Ergänzung des Lebens ist und dem wir alle entgegenreifen. Ich bin mir

bewußt, unergründliche Dinge zu streifen, aber es ist mir nicht anders zumute, als ob die Foltertragik dieses in seinen letzten Jahren so schweren Erdenschicksals in der erhabenen Tragik des Todes wohltätig ausgelöscht worden wäre. Nicht nur wir, die wir dem alten Walter nahestanden, haben erkennen müssen, wie auserlesen als Mensch und Freund er gewesen ist. Die Frucht seines Wirkens gehört dem gebildeten Teil unserer Nation. Wenn es erlaubt ist, im Gleichnis zu reden, so möchte ich sagen, daß seine Künstlerseele etwa dem ruhigen Spiegel eines märkischen Sees glich, der die ganze Melancholie unserer märkischen Heimat widerspiegelt. Die Liebe gerade zu dieser Natur drückt den schlichten und ernsten Grundgehalt der Persönlichkeit unseres toten Freundes aus: ein Grundgehalt, der ihn zu Werken befähigte, die wir kennen, und die ein edler Besitz unseres Volkes geworden sind. Solange Berlin, die gefährliche Riesenstadt, sich nicht selbst vergißt, wird es auch des Mannes nicht vergessen, der die düstere Kraft, Anmut und Monotonie seines breiten Wälder- und Seengürtels wie kein anderer geliebt und den Sinnen erschlossen hat. Mitten im Kampfe stehend, und vielfach im lauten Kriegsgeschrei, blieb die besondere Kunst Walter Leistikows unberührt. Sie war phrasenlos. Sie strömte, ähnlich der schlichten Daseinskraft der Natur, die abgeklärteste Ruhe aus. Äußere Kämpfe, innere Leidenschaften und Leiden des Meisters und Menschen drangen in ihr Gehege nicht, diesen stillen und weltfernen Garten, das Ursprungsgebiet aller großen Kunst, das auch ihr Boden gewesen ist. Und nun, du lieber, durchgeprobter Mensch, Künstler, Kamerad und Freund, lebe wohl! In einem anderen und doch verwandten Sinne wartet nun deiner ein weltferner Garten. Unsere Gedanken, unsere Herzen, unsere Liebe, unsere Dankbarkeit folgen dir auch in diesen weltfernen Garten der Stille nach.

KUNST UND JUGEND

Rede, gehalten beim Bankett am
15. November 1912 zu Berlin

Sie sind gekommen, um mit mir meinen fünfzigsten Geburtstag zu feiern. Ich danke Ihnen dafür und danke für die Begrüßung, die mir soeben zuteil geworden ist. Ich freue mich von Herzen aller der guten Gesinnungen, die Sie mir entgegenbringen, ohne mir die dankbare Empfindung meiner Seele durch die Frage trüben zu lassen, inwieweit ich dies alles verdient habe. Die meisten unter uns sind ebenso reich an Verdiensten wie ich; denn sie haben, so wie ich, getan, was sie zu tun schuldig gewesen sind.

Aber solche Ereignisse haben über das Persönliche hinaus etwas Bedeutsames. Indem Sie sich hier versammeln, haben Sie eine Bilanz aufgestellt und wollen zum Ausdruck bringen, daß unser aller Wirken innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre nicht nutzlos gewesen ist. Und Sie wollen ferner durch diese Manifestation auf den Wert künstlerischen Fortschritts auch für die Nation hinweisen. Eine solche Manifestation ist von Wichtigkeit.

Als ich vor fünfundzwanzig Jahren das erste jung-deutsche Drama auf die Bühne stellte, ahnten wir nicht, welch eine Entwicklung vor uns lag. Wir dürfen nicht sauertöpfisch sein und uns blind gegen alles das machen, was seither auf den Fluren deutscher Sprache und Dichtung entstanden ist. Damals schmolz eine Kruste von Eis, unter der die deutsche Dichtung begraben lag. Ich sage das, trotz der einzelnen großen Namen von reinstem Klang, deren Träger damals noch unter den Lebenden waren. Die Jugend fehlte; die Jugend kam und hat seitdem nicht aufgehört, immer wieder ihr Wort zu sprechen. Und da ohne sie nichts von einem schönen bleibenden Werte entsteht, ist das geblieben und nicht

abhanden gekommen, was die Stunde von damals gebar und wodurch sie sich auszeichnete: nämlich jene Kraft, jener Ernst und jener Mut und jene Wahrhaftigkeit, ohne die eine wahrhaftige Kunst nicht zu denken ist.

Ich erinnere mich daran, als ich eines denkwürdigen Tages mit dem alten Henrik Ibsen wie mit einem wandelnden Turm die Friedrichstraße herunterging. Er hatte mein erstes Stück gelesen und sagte mir — ja, was sagte er mir? — nichts, als daß es tapfer und mutig sei. Ja, meine Damen und Herren, tapfer und mutig. Es liegt eine unerhörte Schönheit im geistigen Mut und in geistiger Tapferkeit. Wir hatten sie! Und wir hatten sie notwendig.

Sollte ich nun darauf eingehen, Ihnen zu sagen, wieso man sie hier in Deutschland ganz besonders notwendig hat? und welche Gegner sie notwendig machen? Damit finge ich ein Kapitel an, das sich zu Buch und Büchern auswachsen müßte: also lasse ich meine Hand davon. Die großen Emanationen der Kunst zerstören immer und überall das Gewohnheitsmäßige, und wir wissen alle, welchen Grad von Unantastbarkeit man vielfach jener Schimmelschicht der Gewohnheit zubilligt, die alles sanft-selig, ich möchte sagen, wie ein molliges Leichtentuch überzieht.

Also Ernst und Mut, die uns niemals verlorengehen dürfen, sind uns bis heut nicht verlorengegangen. Daß ich einer solchen Überzeugung in diesem Augenblick Ausdruck geben darf, ist vielleicht meine stärkste Festfreude. Denn Deutschland ist in der Kunst nicht Amerika, das in Kunstdingen nichts eigentlich zu verlieren hat. Deutschland hat sehr viel in der Kunst zu verlieren. Und wir wissen, daß Stillstand in Sachen der Kunst Rückschritt ist! Also müssen wir mutig vorwärtsgehen. Nur eine kühne, lebendige Kunst der Gegenwart besitzt die Kunst der Vergangenheit. Kein anderes Feuer als das Feuer lebendiger Kunst hat die Kraft, in die dunklen

Tiefen vergangener Kunst hinabzuleuchten und ihre ewigen Schätze zu entschleiern.

Zu diesem Zweck genügt der Kult der Gelehrtenstuben bei weitem nicht. Ich bin weit davon entfernt, seinen Wert und seine Bedeutung anzutasten. Aber was wäre ein Homer, ein Shakespeare, ein Goethe, der nur in Gelehrtenstuben und nirgend anders lebendig ist oder etwa nur in den Häusern von Sonderlingen?! Die Dokumente des großen Leidens menschlicher Ingenien, in einem immateriellen und doch gestalteten Stoffe ausgedrückt, müssen ins breite Leben zurückwirken. So veredeln, so erfüllen, so verinnerlichen sie dieses Leben und befruchten es und geben ihm wahrhaft Religion.

Zweifellos errege ich mit diesem letzten Satz in weiten Kreisen gewaltigen Widerspruch. Ich weiß sehr wohl, daß etwa ein evangelisch-lutherisches Theater nicht möglich ist und daß ich mit meiner Ansicht als Vertreter des Satans gelte. Aber das ist eine Köhlermeinung, die eine Sache ältesten Vorurteils und mangelnder Einsicht ist. Man nehme ein Senkblei und lasse es in die Werke Calderons oder Shakespeares hinab, und man wird vergeblich irdischen Grund suchen. Unter der Oberschicht von Gestalten und Bildern ruhen die Schauer der Ewigkeit, der Unendlichkeit. Der Dichter, wahrhaft durchdrungen vom Göttlichen, vom Hauch einer tiefen Erkenntnis berührt, ist zum Werkzeug göttlicher Bildkraft geworden und erfüllt eine köstliche, lebendige Mission, die ihn zum dogmenfreien Priester macht.

Meine Damen und Herren, meine lieben Freunde: es lebe die dogmenfreie, die große Kunst, der wir alle nach Kräften dienen, es lebe der Geist, der zugleich das Heute, das Gestern und das Morgen lebendig macht, und es lebe die Jugend, die wach bleiben muß, um selber immer wieder die Welt, die oft müde Welt, aufzuwecken, und der das volle, ganze Erbe der Kunst immer wieder überantwortet ist!

IN DER CONCORDIA ZU WIEN

Rede, gehalten in der Concordia
zu Wien am 18. November 1912

Ich stehe vor Ihnen in einer Beschämung, die es mir schwer macht, meinen Dank in Worte zu fassen. Sie sind zusammengetreten, um mich zu meinem fünfzigsten Geburtstag willkommen zu heißen, nachdem ich in dieser schönen Stadt oft willkommen gewesen bin. Den Jahren nach älter, als ich war, kam ich zuerst hierher, um die Weihe des Hauses zu empfangen, das gleichsam die Kaaba der Dramatiker ist. Damals schon empfand ich die eigentümliche Wärme des Lebens in dieser Stadt und ihre gleichsam festliche Luft. Ich kam und komme aus einem Lande, dessen Lebensformen kühlere sind, dessen Klima den Künstlern nicht immer ganz so günstig ist, daß sie nicht zeitweise wärmere Gegenden aufsuchen sollten oder daß etwa ein fernher dringender erwärmender Strahl unwillkommen sein sollte.

Es war ein solcher Strahl, und er kam von Wien, der mich aus einer Klammer von Eis löste, als mich die Nachricht traf, daß man mich des Preises für würdig hielt, der den Namen von Österreichs größtem Dichter trägt. Damals hatte ich gerade mit „Florian Geyer“ vergeblich an die alte deutsche Volksseele appelliert. Diese Tatsache, verbunden mit anderen ebenso schmerzlichen, hatte mich bitter deprimiert, ja krank gemacht, und ich vermochte das Gift der Hoffnungslosigkeit, das mir ins Blut gedrungen war, nicht zu überwinden.

Niemals ist also ein Preis, eine Anerkennung so zur rechten Stunde gekommen wie damals mir der Grillparzer-Preis, den ich seitdem noch zweimal, und ich sage mit Stolz, im ganzen dreimal erhalten habe und der unlöslich mit meinem inneren Schicksal verwachsen

ist. Der Dichter, der sich vom Streit der Meinungen umbrandet sieht, braucht von Zeit zu Zeit eine reine und runde Bestätigung. Man vergesse nicht, daß wir, in der breitesten Öffentlichkeit aufgestellt, lebenslang eine Art Freiwild bleiben. Erstlich gilt, und mit einem gewissen Recht, schon der Versuch, ein Kunstwerk zu schaffen, als Anmaßung. Die Verehrung des Großen aus der Vergangenheit blendet zuweilen das Auge, ja macht es für alles Neue kurzsichtig, besonders wenn das Neue im Werden ist. Niemals wurden über den zarten Keimen echter Kunst in rauen Klimaten Glashäuser aufgerichtet. Aber auch starke Gewächse sieht man, besonders wenn sie neuartig sind, mitunter als unrechtfertigte Eindringlinge an und sucht die Gärten davon zu säubern. Man nenne mir einen Künstler, der zeit seines Lebens über das Mißtrauen seiner Mitmenschen völlig Sieger geworden ist, ja auch nur gegen das eigene Mißtrauen! Deshalb ist der Beruf des Dichters, und vor allem des dramatischen Dichters, wie ich aus eigener schwerer Erfahrung sagen kann, kein leichter Beruf, und deshalb war die Bestätigung, die ich in jeder Beziehung von Wien erfuhr, für mich eine so überaus segensreiche und wichtige.

Verehrte Herren! Illustre Versammlung! Sie haben mir zu meinem fünfzigsten Jahre die gleiche Wärme und Herzlichkeit bewahrt, die mir schon vor Jahrzehnten so nötig war, so heilsam und wohltätig mir entgegenschlug. Ihr Anteil an meinem Wirken und meiner Eigenart duldet keinen Verdacht. Im übrigen lassen wir alles beiseite, was auch nur im allergeringsten problematisch ist, und wenden uns dem zu, was sicher ist! Sicher ist, daß wir uns in der gleichen Liebe zur Kunst, in der gleichen Humanität zusammengefunden haben. Sicher ist, daß Sie diese Humanität meinem Wirken zugestehen, und sicher ist, daß mein Wirken von dieser Humanität durchdrungen ist. Somit, da ich eher alles andere als

ein Redner bin, beschließe ich diesen meinen, ich möchte sagen, natürlichen und organischen Dank, indem ich ganz einfach meine reichen, natürlichen und organischen Beziehungen zu Ihnen und Wien nochmals herzlich betone. Ich erhebe mein Glas und leere es auf die Kunststadt Wien, die Stadt der dramatischen Kunst, die Stadt der Musik, die Stadt der Wissenschaften, die deutsche Stadt, die unvergleichliche Perle in der Krone Österreichs — und ich trinke auf die Stadt der Humanität und der Concordia, ja, der Concordia als aller kulturellen Kräfte Pflegerin, auf die Concordia, die ich gerade in diesem Augenblick von ganzem Herzen fühle.

KUNST UND WISSENSCHAFT

Rede, gehalten in der Aula der
Universität Leipzig am 23. No-
vember 1912

Ich danke von ganzem Herzen für den mich hochehrenden Empfang in der Aula der alten und berühmten Universität Leipzig. Einen solchen Augenblick zu erleben, hat mir nie geträumt, davon wurde mir nichts an der Wiege gesungen.

Und Ihnen, den jungen akademischen Bürgern, den Bürgern der Zukunft, danke ich, daß Sie mich in so feierlicher Weise eingeholt und mir alle die Ehren erwiesen haben, die deshalb so hoch stehen, weil sie aus den Herzen der Jugend hervorbrechen.

Auf einer Woge der Jugend, das heißt der Zukunft, haben Sie mich hier hereingespült, in den Saal und an einen Platz, der sonst nur berufenen Lehrern der Wissenschaft vorbehalten ist. Und hier stehe ich nun, als einer, der nichts zu lehren und niemand zu belehren hat, und möchte Ihnen doch etwas sagen, was meinem Dank einen Inhalt gibt.

Wir wissen alle, wie die Wissenschaft zu ihrer Höhe gestiegen, zu ihren Triumphen gelangt ist und daß die deutschen Universitäten ihre vornehmsten Pflegestätten waren. Aber wir wissen wenig von der Pflege der Kunst. Der Künstler, der Dichter insonderheit, sind Gewächse, die an unerwarteter Stelle, zu unerwarteter Blüte heranwachsen. Sollte ich etwas von mir selbst sagen, so wäre auch das Ungesuchte, das Unerwartete als das Bestimmende in meiner Entwicklung anzusprechen.

Ich stand auf mir selbst. Ich hatte mir meinen Weg, meine Lehrer zu suchen, die nichts von mir wußten und nur durch ihr losgelöstes Werk mich förderten. Und ich hatte mir aus den widersprechenden Tendenzen des

künstlerischen Ringens der Zeit diejenigen herauszufinden, die allem künstlerischen Schaffen gemeinsam sind:

Es war die Treue gegen sich selbst und die Liebe zur Wahrheit.

Fällt man mit dieser Treue gegen sich selbst, so stand man doch ehrlich! Geht man an der Liebe zur Wahrheit zugrunde, so stirbt man einen ehrlichen Tod.

Schon neulich, in Berlin, sprach ich davon, was Henrik Ibsen mir einmal sagte, als er mein frühes Drama „Vor Sonnenaufgang“ gelesen hatte: nämlich, daß es tapfer und mutig sei. Das schien ihm das größte Lob zu enthalten. Kommilitonen, er hatte recht! Zur Treue gegen sich selbst, zur Wahrheitsliebe gehört der Mut! Ohne den hohen Mut der Jugend vermögen wir nichts von Belang auszurichten.

Und hier begegnen sich, wie in so mancher anderen Beziehung, Kunst und Wissenschaft. Ich glaube bestimmt, daß die Männer der Wissenschaft ebenso wie die Männer der Kunst die Treue gegen sich selbst, die Liebe zur Wahrheit und den Mut nötig haben.

Es ist nicht mein Beruf, von dieser weihevollen Stätte aus ins Leben zu wirken. Wenn eine Wirkung aus meinem Dasein abzuleiten ist, so ist sie von meiner Kunst abzuleiten. Kunst ist das individuellste Bekenntnis, ist nichts weiter als der ein Leben ausfüllende, dauernde, spezifisch künstlerische Denkprozeß. Er gestaltet die eigene, auch fremde Seelen; andere, sozusagen greifbare Resultate zeitigt er nicht.

Die dramatische Kunst ist gleichsam auf einer produktiven Skepsis errichtet: sie bewegt Gestalten gegeneinander, von denen jede mit ihrer besonderen Art und Meinung voll berechtigt ist. Wo aber bleibt die gesuchte rechte Art und die rechte Meinung? — Sie werden finden, daß die Tragödie keineswegs eine richterliche oder gar Henkersprozedur, sondern eine Formel für das

tiefste und schmerzensreichste Problem des Lebens ist. Die Formel für ein Problem, nichts weiter.

Die Wahrheitsliebe des Dramatikers prätendiert nicht die absolute Wahrheit, sondern sie respektiert das kühn erfaßte Mysterium.

Vielleicht berühren wir hier einen der Unterschiede von Kunst und Wissenschaft, die das Mysterium von den Dingen zu nehmen strebt, das wir als etwas Sakro-sanktes bestehen lassen.

Es liegt gebettet in der reichen Welt der inneren und äußeren Sinnlichkeit.

Man hat gesagt, ich hätte mich in meiner Kunst zu sehr dem Kleinmenschlichen und dem Allgemeinmenschlichen zugewandt und zu wenig dem, was gerade dem Menschen unserer Tage am Herzen liegt. Nun, meine Herren, nicht nur in der Natur ist das Größte und Kleinste gleich staunenswert. Das Menschliche ist das Große und wird vom Geist der Zeit nicht so sehr variiert, daß die elementaren Dinge und Schicksale hinter die Variationen zurücktreten. So wird das Ewigkeitsschicksal der Menschen immer ein größeres Thema als das zerebral bewußte Schicksal einer Epoche sein.

Jeder Mensch, und auch jeder begabte Mensch, ist einmalig. Er geht nicht nur seinen eigenen Weg durch die Dunkelheit, sondern trägt auch seine eigene Laterne. Mögen andere bessere Wege einschlagen und die Welt anders beleuchten. Mir kommt es darauf an, ein möglichst phrasenloses, ein möglichst erlebtes Werk zurückzulassen.

Man wird deshalb nicht meinen, daß die Gedanken des Fortschritts mir gleichgültig sind und daß der bewegte geistige Inhalt meiner Epoche mich nicht bewegt. Lebe ich weiter, so hoffe ich, auch für diese ganze besondere Zeit eine, das heißt meine bescheidene, poetisch gestaltete Formel zu finden.

Eigentlich sucht der Dichter ja immer nicht Werke,

sondern das Werk. Seine Sisyphusnatur zwingt ihn, jedesmal nach dem scheinbar vollendeten Werk neu anzufangen: anzufangen, als ob er noch nie etwas geschaffen hätte! anzufangen, als ob es gelte, nun erst das Stückwerk zu überwinden, das umfassende Ganze hervorzubringen. Das ist jenes gebenedete Anfängertum, das produktive Naturen meistens auszeichnet.

Was heißt das im Grunde anders, als daß produktiven Naturen eine lange Jugend beschieden ist? Und in diesem Sinne sind sie der Jugend nahe, die den reichsten und vollsten Teil des Daseins bedeutet. Deshalb ist es ein gutes Zeichen für uns und tut uns wohl, wenn die Jugend uns sagt, daß sie uns versteht, daß ihr Pulsschlag mit unseren Werken geht, und daß wir ihr nicht fern und fremd erscheinen. In einem solchen Bekenntnis finden wir unsere stärkste Bestätigung.

Liebe Jugend, illustre Versammlung! Ihre uralte, berühmte Universität hat mir bei ihrer Fünfhundertjahrfeier die Würde eines Doktors der Philosophie honoris causa und eines Magisters der Freien Künste verliehen: ein historischer Titel, der mir zuweilen in der Stille besondere Freude macht. — Es war die erste offizielle Ehrung, die mir auf dem Boden meines deutschen Vaterlandes zuteil wurde. Sie macht mich stolz, und ich bleibe erfüllt von Dankbarkeit. Heute haben Sie nicht mir, sondern der deutschen Dichtkunst einen Triumph bereitet. Möge das reiche Früchte tragen! Möchte, ich sage mit vollem Bewußtsein, im Volk der Dichter und Denker auch der Dichter sich wieder zu alter hoher Würde emporrichten! Möchten Dichter und Denker gemeinsam neue Inhalte schaffen, damit die schreckliche Leere nicht eindringe, die wie ein furchtbarer Abgrund die Küsten Europas, des reichen klassischen Erdteiles der Geisteskultur, dröhnend umgähnt!

Und nun, hochansehnliche Versammelte, räume ich diesen Platz, den Ihr Vertrauen mir einzunehmen gestattete. Möge die alte, herrliche Universität Leipzig, mit der ich so tief verbunden bin, sich weiter in die geistigen Geschicke Deutschlands fruchtbar auswirken, immer geliebt und getragen von großen Lehrern und einer Jugend wie dieser, die, Gott sei Dank, noch eine echte, deutsche Jugend ist.

DER SINN DES NOBELPREISES

Rede, gehalten beim Nobelpreis-Bankett zu Stockholm am 10. Dezember 1912

Als Empfänger des diesjährigen Nobelpreises für Literatur danke ich Ihnen für die auch mich betreffenden warmen und freundlichen Worte. Sie dürfen gewiß sein, daß ich, und mit mir meine Nation, die mir widerfahrene Ehre von Grund aus zu würdigen weiß. Der Nobeltag ist eine Kulturangelegenheit des ganzen Erdballs geworden, und der großartige Stifter hat seinen Namen für unabsehbare Zeiten mit dem Geistesleben aller Nationen verknüpft. Bedeutende Menschen aller Zonen werden so wie heute noch in fernen Zeiten den Namen Nobel mit ähnlichen Empfindungen aussprechen wie Menschen früherer Zeit den eines Schutzpatrons, des hilfreiche Kraft nicht zu bezweifeln ist, und seine Denkmünze wird in Familien aller Völker von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt und in Ehren gehalten werden. Es kann nicht anders sein, als daß ich hier dem großen Donator den sich immer erneuernden Tribut des Respekts darbringe. Und nach ihm der ganzen schwedischen Nation, die diesen Mann hervorgebracht und die sein humanitäres Vermächtnis so treu verwaltet. Und hierbei gedenke ich jener Männer, deren aufopfernde Lynkeusarbeit über den Kulturländereien der Erde zu wachen berufen ist, damit gute Keime genährt, das Unkraut gemindert werde. Ich danke Ihnen und wünsche, daß Sie in der segensreichsten aller Tätigkeiten nie erlahmen und nie wahrhaft reicher Ernte ermangeln mögen. Und nun trinke ich darauf, daß das der Stiftung zugrunde liegende Ideal seiner Verwirklichung immer näher geführt werde: ich meine das Ideal des Weltfriedens, das ja die letzten Ideale der Wissenschaft und

der Kunst in sich schließt. Die dem Kriege dienende Kunst und Wissenschaft ist nicht die letzte und echte, die echte und letzte ist die, die der Friede gebiert und die den Frieden gebiert. Und ich trinke auf den großen, letzten und rein ideellen Nobelpreis, den die Menschheit sich dann zusprechen wird, wenn die rohe Gewalt unter den Völkern eine ebenso verfemte Sache geworden sein wird, als es die rohe Gewalt unter den menschlichen Individuen der zivilisierten Gesellschaft bereits geworden ist.

ABSCHIED VON PAUL SCHLENTHER

Rede, gehalten am Sarge Paul Schlenthers
im Krematorium Berlin am 2. Mai 1916

Vor allzu kurzer Zeit haben viele von uns, wie jetzt, in diesem tiefernsten Raume gestanden um den Sarg eines geliebten Freundes. Einer der damaligen Leidtragenden ist der, dessen Hingang wir heute betrauern und der nun selbst unter Blumen im Sarge liegt. Wo ich jetzt stehe, dort stand damals er, mühsam gegen die eigene Rührung ankämpfend.

Lieber Schlenther: ich kannte dich immer als einen sein allzeit warmes Gefühl beherrschenden Mann. Damals warst du fast unbeherrscht, beinahe gebrochen in deinem Schmerze.

Indem du hierher getreten bist, so nahe an das Tor des Todes, sahst du vielleicht jemand, der dich hineinwinkte. Vielleicht flüsterte er dir zu, daß du von der berührten Schwelle nicht mehr weit und nicht auf lange zurücktreten würdest.

In Paul Schlenther ist einer der besten Deutschen aus dem Leben geschieden.

Mit welchem Recht ich dies sage, wissen alle, die das Glück hatten, ihn zu kennen, und viele der besten Stimmen haben in schmerzlichen Nachrufen laut ausgesprochen, was er war. Man vermag dieser allgemeinen, gerechten Würdigung kaum etwas hinzuzufügen.

Schlenther war zunächst eine glänzende Feder. Aber obgleich Tagesschriftsteller im besten Sinne, der seine Feuilletons in genialer Mühelosigkeit schrieb, richtete sich das Augenmerk seiner Seele stets auf das Bleibende. Diesem Zug seines Wesens folgend, ward er auch über den Rahmen des Tages hinaus zum Autor von Rang.

Wer diesen stämmigen, prachtvollen Ostpreußen zuerst kennenlernte, dessen Art schwerblütig, nüchtern, karg, verschlossen und eher für die Praxis des bürger-

lichen Lebens geeignet erschien, mußte erstaunt sein über die ein für allemal entschiedene, restlose Hingabe gerade dieser Natur an die besondere Welt des Theaters.

Aber nun waren es gerade diese Eigenschaften des tüchtigsten Bürgertums, die seine leidenschaftliche Neigung dem Theater so wertvoll machen sollten.

Wir wissen, wie er sich sehr bald nach seinen journalistischen Anfängen aus dem Nur-Negativen ins Positive hinauf entwickelte. Er wollte nicht nur Unkraut ausreutzen, er wollte auch Pflanzer und Gärtner sein.

Mit den geistigen Wurzeln selbst tief und warm gebettet in der goldenen Erde des deutschen Nationalbesitzes an dichterischem Gut, schritt er dazu, neue Reben zu pflanzen und in neuen Weinbergen neue Ernten vorzubereiten.

Er sah wohl ein, daß die köstlichste literarische Vergangenheit einzig und allein durch eine starke literarische Gegenwart lebendig wird. Nur das Lebende weckt Lebendiges.

So ward von Paul Schlenther und Otto Brahm in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten jene Freie Bühne errichtet, die der Keim unseres ganzen dramaturgischen Gegenwartslebens geworden ist.

Wer der Entstehung des Baues nahestand, weiß, wie viele praktische Klugheit aufzuwenden war, um ihn unter Dach zu bringen. Die Bauleute bauten mit Kelle und Schwert unter ständigen Angriffen und Bedrohungen durch den herrschenden Geist der Zeit.

Aber mit der Vollendung, mit dem Siege des Instituts bekamen Paul Schlenther und Otto Brahm das Steuer der versandeten Karavelle des allgemeinen deutschen Theaters für lange Zeit in die Hand. Das Schiff wurde flott, bekam Fahrt und übergab sich dem großen Weltmeer, das es hoffentlich, durch gutes und schlechtes Wetter, noch an viele unentdeckte Küsten tragen wird. Denn seit der Zeit hat es Fahrt behalten.

Das deutsche Theater ist eine ernste Macht geworden. Es bleibt dabei, trotzdem eine dramatische Schundliteratur ohnegleichen gerade während des Krieges wuchert und es zu bedrohen scheint. Die alten, lebendig ernsten Tendenzen wirken an den ersten Theatern Berlins, Wiens, wirken in Dresden, in München, in Stuttgart, in Hamburg und anderen Orten fort und werden nach vollendetem Sieg der deutschen Waffen noch gesünder aufblühen.

Freilich müssen wir immer wieder auf Männer hoffen, wie Schlenther einer gewesen ist. Ohne den moralischen Halt, den solche Naturen geben, verfällt das korruptibelste aller Instituterettungslos.

Lieber Schlenther! ich habe hier an deinem Sarg vom deutschen Theater geredet, und ich denke mit gleichem Recht, wie man an dem Grabe des Sokrates von den letzten Fragen der Philosophie reden würde. Die Bühne war mehr als dein Thema, dein Objekt; sie ist dein echtestes Leben gewesen.

Und wir werden zwar auch an die Bühne denken, die nichts als ein Brettergerüst und bemalte Leinwand ist, halten uns aber gegenwärtig, daß auf diesem alt-ehrwürdigen Institut seit grauen Zeiten, immer und immer wieder, im Symbol Teile des großen Weltdramas abgehandelt worden sind. Dieses Gerüst hatte Himmel, Erde und Hölle, hatte, je nachdem, das Diesseitige und das Leben nach dem Tode zu tragen. Die Namen der erlauchtesten Geister aller Zeiten und mehr noch die Geister selbst haben es weltweit gemacht und sind mit ihm unlöslich verknüpft. Und wir erfahren von ihm herab, wie jeder von ihnen, als Demiurg, sich, vom Geiste des höchsten Weltenkünstlers berührt, seine eigene Welt erschuf.

Eins der frühesten Dramen findet sich in einem ägyptischen Totenritual oder Totenbuch. Seine Handlung

beginnt mit dem Austritt aus der irdischen Welt und setzt sich fort durch die Ankunft in den himmlischen Wohnungen und in der Verklärung der Seele im Lichte der Sonne.

Lieber Schlenther, das sei auch dein Weg!

Ade!

OFFENER BRIEF AN DEN KONGRESS DER ALLIIERTEN IN PARIS

Veröffentlicht im „Berliner Tageblatt“, 2. Februar 1919

Durch die Zeitungen gehen Nachrichten über eine Wiedereinführung der Sklaverei. Es wird gesagt, einer der kriegsführenden Staaten sei entschlossen, nach Unterzeichnung des Friedensdokuments und Begründung des Völkerbundes etwa achtmalhunderttausend Kriegsgefangene zurückzubehalten und Sklavendienste verrichten zu lassen. Der neue Sklavenhalterstaat soll Frankreich, seine Sklaven sollen nicht Neger, sondern Kinder eines anderen europäischen Landes, meine Landsleute, sein.

Ich bitte den hohen Kongreß, der die heilige Aufgabe hat, den aus tausend Wunden blutenden Nationen den Frieden vorzubereiten, nicht annehmen zu wollen, daß ich solchen Gerüchten insoweit Glauben schenkte, um eine Anklage auf sie zu gründen. Da indessen dieser beispiellose Krieg über die Erde gegangen ist und viele ethische Werte durch ihn fraglich geworden sind, bin ich nicht mehr in der Lage, selbst absurde Gerüchte mit gleicher Sicherheit wie vor dem Kriege als unwahr beiseite zu schieben.

Ich glaube nicht an eine Erneuerung der Sklaverei in Europa: meine Erwägungen rechnen jedoch mit dieser Möglichkeit und, wie ich offen bekenne, wollen ihr vorbeugen.

Es wäre denkbar, daß man den Wiederaufbau französischer Städte durch deutsche Sklaven in Erwägung zöge. Aber man würde doch nicht umhinkönnen, die Frage leidenschaftslos von allen Seiten zu betrachten und ihre allgemeinen Folgen zu berücksichtigen. Und so, denke ich, müßte sich im entscheidenden Augenblick die Einsicht der Unausführbarkeit des Gedankens Bahn brechen.

Im Jahre 1846 hat der Bei von Tunis die Sklaverei in seinem Lande aufgehoben. In England wirkten schon seit 1788 William Wilberforce, Pitt und andere Staatsmänner gegen die Sklaverei. 1807 wurde dann der Abolition-act of slavery im Parlament durchgebracht. 1816 fanden Verhandlungen in London statt, durch die der französische Sklavenhandel aufgehoben wurde. Am 1. Januar 1863 erfolgte in den Vereinigten Staaten die Emanzipationsproklamation für alle Sklaven und ihre Nachkommen. Sie wurde am 31. Januar 1864 durch Kongreßbeschuß bestätigt. In Brasilien erschien 1871 das Sklavenemanzipationsgesetz. In der Türkei wurde am 23. Dezember 1876 die Sklaverei für das ganze osmanische Reich rechtlich beseitigt. Dasselbe geschah auf Madagaskar im Jahre darauf. — Das Datum des kommenden Friedensschlusses ist nicht bekannt. Behielte Frankreich, unter Duldung des Kongresses, achtmal-hunderttausend Christensklaven, meine deutschen Brüder, zurück, um sie zwangsweise schwere Fronarbeit verrichten zu lassen, so würde dies Datum, was sich auch sonst damit verknüpfte, wie kein zweites in der neuen Geschichte sich jenen glorreichen als eins der schmachvollsten anreihen.

Ich glaube nicht, daß irgendein, gleichviel ob gerechter, ob ungerechter Haß den Europäer von einiger Urteilskraft gegen diese Tatsache blind machen kann, am allerwenigsten einen Franzosen: dieser hat gewiß nicht vergessen, daß ein gewisser Lafayette im Jahre 1789 bei der französischen Nationalversammlung den Antrag auf Proklamierung der allgemeinen Menschenrechte stellte, daß dieser Antrag durchging und daß der erste Artikel dieser „Déclaration des droits de l'homme et du citoyen“ in dem Satz besteht: „Der Mensch wird frei und gleich an Rechten geboren und bleibt es.“

Wenn ich für möglich hielte, daß die verantwortlichen Vertreter Frankreichs fähig wären, den vielleicht ruhm-

reichsten Augenblick ihrer nationalen Geschichte durch eine schamlose Verleugnung seines unsterblichen Gehaltes zu entehren, so würde mir jetzt die verzweifelte Aufgabe obliegen, bei diesem Artikel 1 zu verweilen, um zu versuchen, verkleinte Gewissen mit dem erzenen Klang seiner Worte zu wecken. Ich müßte dann sagen: Bedenkt, was ihr selber *urbi et orbi* verkündigt habt: „Der Mensch wird frei und gleich an Rechten geboren und bleibt es!“ Ich hätte die Pflicht, besonders auf dieses „und bleibt es“ hinzuweisen. Ja, ich hätte die Pflicht, alle Völker der Erde, oder wenigstens alle wahrhaften Menschen, zu Zeugen an Frankreichs Verrat an sich selbst und an der Freiheit aufzurufen. Und ich würde auch den zweiten Artikel der einst mit welterschütternder Wucht hinausgerufenen Menschenrechte ins Feld führen, die man zugleich die wahrhaft göttlichen nennen kann: „Das Ziel aller politischen Gesellschaften ist die Erhaltung der natürlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen. Diese Rechte sind die Freiheit“, und so weiter. Man sieht, es ist wieder die Freiheit, die an erster Stelle steht! Und ich würde fragen müssen, ob Frankreich wirklich gesonnen ist, die Welt nun durch ein anderes Manifest zu überraschen, in dem es — ein republikanisches, freies Gemeinwesen! — die grausamste Pharaonenmoral, den Frondienst, die Sklaverei verkündigt? Und ich würde weiter fragen, ob es nun seinem Geschenk an die Vereinigten Staaten, der Riesenbildsäule der Freiheit auf Bedloe's Island, eine andere folgen lassen will und ob es glaubt, daß es richtig sei, dieser ebenfalls ein leuchtendes Diadem und eine Fackel als Attribute zu geben?

Man verzeihe einem schwer bekümmerten, einem, dem das schier endlose Leiden des Kontinents am Herzen frißt, wenn eine bloße Fiktion hinreichend ist, so viel Bitterkeit auszulösen. Aber krümmt sich doch selbst der Wurm, der getreten wird. Schon eine ganz

gewöhnliche Billigkeit wird verstehen, daß den Deutschen eine öffentliche Erörterung der Frage, ob achtmalhunderttausend seiner Landsleute Friedenssklaven und Hörige Frankreichs werden sollen, geknechtete Halbtiere, viel schlimmer als die Juden zu Pharaos Zeit — daß die Diskussion allein dieser Frage, sage ich, ihn aufs allertiefste erbittert.

Zur Verwirklichung dieses Gedankens besteht allerdings nicht die allergeringste moralische oder vernünftige Möglichkeit. Vielleicht aber werden Vernunft und Moral über Bord geworfen. Und wenn dies geschieht und geschehen kann, dann hätte der Krieg eine fürchterliche Veränderung im europäischen Geist, ja, seine völlige Depravation zuwege gebracht. Deutsche Männer, Christen, Republikaner, Europäer, würden Frankreichs Sklaven sein. In die Schmach dieser Tatsache hätten sich Deutschland und Frankreich zu teilen. Deutschland würde das einzige zivilisierte Volk der Erde sein, das sich sagen müßte: ein Teil meiner Bürger ächzt unter dem Joch der Sklaverei. Frankreich dagegen dürfte sich sagen, das einzige Sklavenhaltervolk der Welt zu sein. Es sei mir gestattet, die weiteren Folgen eines solchen Zustandes anzudeuten.

Nehmen wir an, der Krieg sei vorüber, der Friede geschlossen, der normale Kulturzustand wieder eingetreten. Nehmen wir an, wir hätten einen auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit gegründeten allgemeinen Völkerbund. Nur achtmalhunderttausend Deutsche blieben in französischer Sklaverei, zu Parias degradiert. Sie sind seinerzeit auf Befehl des Kaisers, mit dem Gefühl der Pflicht, aber jedenfalls gezwungen, ins Feld gezogen. Bei ihnen liegt ganz gewiß keine Schuld, und niemand wird sie bei ihnen suchen, wenn die Schuld am Kriege gesucht werden muß. Diese Braven haben Mütter, Väter, Weiber, Kinder verlassen, in der Meinung, für sie zu kämpfen, ihre Familien und ihr Land zu verteidigen.

Diese Märtyrer haben gekämpft, gelitten, geblutet und sind darin jedem braven Franzosen, Engländer oder Amerikaner gleich, der ihnen gegenübergestanden hat. Mit welchem Rechte wollte die französische Republik die Qualen dieser Unschuldigen über den Tag des allgemeinen Friedens ausdehnen? Wie fände sie sich ab nur allein mit einer so grenzenlosen Versündigung? Der Zustand des Friedens erhöht für den Gefangenen die Schmach, aller Menschenrechte beraubt, den Schmerz, von der Heimat und den Seinen getrennt zu sein. Gezeichnet mit dem Brandmal der echten Sklaverei, werden diese achtmalhunderttausend für die Sünde der Welt unschuldig büßenden Kreuzträger unter den schaudernden Blicken der ganzen Welt ihre Leidensstationen zurücklegen. Während Millionen und aber Millionen Augen auf den Schauplatz der Tortur gerichtet sind, wird sich das Gewissen der Welt mit Entsetzen davon abwenden. Unter denen aber, die unverwandt den Schauplatz im Auge behalten werden — und wenn sie auch an dem Anblick erblinden sollten! —, die auch ihr Gewissen nicht durch Abwenden zu beschwichtigen gesonnen sind, werden mehr als siebzig Millionen Deutsche sein, denen das Brandmal der Sklaverei ihrer Brüder, zehnfach schmachvoll und zehnfach schmerzlich, mitten im Antlitz brennen wird. Die Welt mag es ansehen, niemand möge darüber hinwegsehen: wir verstecken es nicht. Wir werden es offen und stolz zur Schau tragen, sei es auch Jahrzehntelang. Eines Tages aber wird ein so gezeichnetes Volk und Land vor den Augen der ganzen Welt den Tag erleben, wo Gott ihm Erlaubnis gibt, sein Antlitz von dem Unrat zu reinigen.

Man wird vielleicht einwenden, Gefangene zurück behalten, um durch den Krieg verwüstete Städte und Dörfer wieder aufzubauen, sei eine Kriegsmaßnahme, mit Recht würden in einem solchen Fall Söhne eines besieгten Volkes zur Zwangsarbeit gepreßt, und dies

sei keine Sklaverei. — Es ist Sklaverei! Von dem Augenblick an, wo der Frieden proklamiert worden, der durch den Krieg unterbrochene, europäische Kulturzustand wieder maßgebend geworden ist!

Ich glaube nicht, daß irgendein Kongreß der Welt die Sklaverei wieder einführen kann. Ich habe lediglich mit Gerüchten zu tun, die allgemein auftauchen und vor allem natürlich das deutsche Volk beunruhigen. Es wird, wenn diese Gerüchte erfunden sind, ein leichtes sein, die Schrift eines besorgten Weltfriedensfreundes zu den Akten zu legen.

RICHARD DEHMEL

Rede, verlesen am Sarge Richard
Dehmel, Hamburg, 12. Februar
1920

Wir sind wieder einmal die Zurückbleibenden. Lieber Dehmel, lieber Freund, du hast uns verlassen, wie uns so mancher liebe Kamerad und Mitstreiter im Laufe der Jahre verlassen hat. Solche Trennungen sind immer groß und trübe, auch in Zeiten, die wir glücklich zu nennen geneigt sind. Sie sind größer und trüber in trüben Zeiten. Es sind trübe Zeiten, in denen du uns zurück und allein gelassen hast.

Wir waren gemeinsam jung. Etwa zur gleichen Weltstunde betraten wir das schöne Reich verantwortlicher Geistigkeit, getragen von einer Welle — ich möchte sagen — sonniger Energien. Unsere Mutter, unser Deutschland, war bekränzt und heiter. Es war bekränzt und war heiter, trotzdem manche es ableugneten. Wir gehörten nicht zu denen, aber auch nicht zu den anderen, die mit unermüdlichen, grellen Siegesfanfaren den Neid der Götter herausforderten. Den nationalen Gewinst in allen Pulsen fühlend, wandten wir uns dem allgemein Menschlichen zu, in dem die Gegensätze der Nationen verschwinden und von jeher verschwunden sind. Und getragen von ebenjener sonnigen Welle der Energien, wurden wir im rein Menschlichen stark, und vor allem du wurdest stark darin, und das Starke ist immer optimistisch, will heißen: im Guten zuversichtlich.

In dir war eine gute Zuversicht. Es lag in deiner Dichtung die volle Sinnenfreude des Diesseits in der Umarmung mit der Wirklichkeit, in der Vermählung mit der Tragik des Irdischen und nicht zuletzt mit einer Ewigkeitshoffnung, ja einer Ewigkeitsgewißheit. Deine Inbrunst war, obgleich sie kein Nonnen- oder Mönchsgewand, sondern den Purpur des Lebens um sich gelegt

hatte, der Inbrunst christlicher Heiliger nicht unähnlich, die in Jesu ihrem Bräutigam entgegenleben und entgegenharren. Nicht war es bei dir der Bräutigam, sondern „das Ewig-Weibliche“ zog dich hinan.

Was in deiner Dichtung das Beste ist, hatte diesen Charakter. Es war von der Art, daß es den Tod als eine Brücke zum Jenseits nicht anzuerkennen schien. Vielmehr bot es sich selbst als Brücke. Das Beste in deiner Dichtung war, oder schien zu sein, ein besonderes, ätherisches Element, das hier die ungehemmte Einheit von Jenseits und Diesseits herstellte.

Nun, lieber Freund, lieber Dichter und Seher, der du auch aus der Inbrunst deiner Empfindung ein Erkenntnisorgan dir gebildet hattest, wir müssen in deine Dichtung flüchten; denn anders wüßte ich keinen Weg, weiter mit dir vereint zu sein. Und wir müssen geduldig zuwarten, bis die Weltstunde die Entscheidung bringt, daß dein wissensmächtiges Gefühl dich nicht getäuscht hat.

Ohne das, ohne dieses Gefühl, ohne das ätherisch verbindende Element deiner Dichtung, sehen wir uns rettungslos vor deinen Sarg, vor deinen Verlust gestellt, und wir sind geneigt, wenn wir von unserem nahen und persönlichen Verlust und persönlichen Schmerz absehen, dir nachzurufen: „Oh, wärest du doch bei uns geblieben, nicht um unsertwillen, sondern um Deutschlands willen, deiner Mutter willen, der du mit so heißer Liebe Treue gehalten, Treue bewiesen hast!“ Sie ist nicht mehr, wie damals, heiter und bekränzt, deine Mutter. Sie ist tief unter schwarzem Schleier verhüllt. Sie steht nicht an einer Bahre bloß, nicht an deiner Bahre bloß, sie steht an der Bahre von Millionen hingemordeter Söhne. Und wenn sie sich wendet, diese in schwarze Trauer gehüllte Gestalt, so sieht sie hinter sich ein baufälliges Haus, in das der eisige Herbst hineinregnet. Sie sieht unzählige Hände, die bemüht sind, es

ganz und gar abzutragen. Und sie sieht und erleidet und erduldet noch viel, viel mehr. Ihr heiliges Trauergewand, das ist nicht hinwegzulügen, sieht sie von oben bis unten durch Würfe wahnwitziger Fäuste mit Unrat besudelt.

Dich und deinesgleichen braucht deine Mutter, wie nie zuvor.

Aber wir wollen von dir nicht Abschied nehmen, ohne daß du uns mit einer kleinen Welle deines Lichtäthers beschenkst, mit einem Hauch deiner Zuversicht. Du wirst Söhne haben im Geist, Söhne und Töchter wie Sand am Meer, und das arme, gemarterte Deutschland wird nicht untergehen. Langsam, langsam wird unsre Mutter Schleier um Schleier ablegen und eines Tages dastehen in gesunder Weiße und Reine. Dann wird sie auch wieder einen Kranz tragen, und niemand, der sich selbst nicht besudeln will, wird noch wagen, sie zu besudeln. Aber wir wollen auch — darin weiß ich mich einig mit dir — jene grellen Fanfaren nicht mehr hören, womit man einst den Neid der Götter herausforderte.

Lieber, edler Mann: lebe wohl!

FÜR DIE GRENZLANDSDEUTSCHEN

Aufruf für die „Grenzspende“ des Schutzbundes der Grenz- und Auslandsdeutschen vor dem oberschlesischen Plebisitz. Februar 1920

Deutsche, wenn ihr nicht müßig zusehen wollt, wie euer blühendes Land noch weiter zerstückelt wird, so verhindert es! Ihr braucht darum nicht zu den Waffen zu greifen, es ist auf friedlichem Wege möglich. Große und lebensnotwendige Gebiete an unserer nördlichen, östlichen und südöstlichen Grenze haben durch Stimmenmehrheit ihrer Eingeborenen zu entscheiden, ob sie beim Reiche verbleiben oder sich davon losreißen wollen. Diese Eingeborenen deutscher Nation sind zu Tausenden, ja zu Hunderttausenden in entfernten Teilen des Reichs, ja außerhalb des Reiches seßhaft; manche sind reich, viele sind weniger begütert, und alle müssen sie persönlich an die Wahlurne treten, wenn ihre Stimmen gezählt werden sollen. Wir nehmen nicht an, daß Weib oder Mann, deren Vermögen ihnen zu reisen es erlaubt, die Fahrt nach ihrer Heimat unterlassen werden, ihre heilige Pflicht für Deutschland zu tun. Denen, die unbemittelt sind, muß die Reise ermöglicht werden. Darum, Deutsche, wenn ihr nicht zusehen wollt, wie euer blutendes Land noch weiter zerstückelt wird, so sammelt Geld für diese Reise sowie den Unterhalt derer, die durch ihre Stimmabgabe in der Heimat das schwerste Unglück verhindern können!

Es gibt keinen Deutschen, Mann oder Weib, der diese einfache Sprache der Not nicht versteht. Es darf keinen solchen Deutschen geben. Es ist die Not, die heilige Not, die uns wieder stark und, wenn auch in ganz anderem Sinne als früher, wieder groß machen muß. Es kann keinen Deutschen geben, der den Gewinn seiner Hilfeleistung in diesem Falle nicht sehen sollte: die

Rettung und Erhaltung einer deutschen Einheit, die kraftvoll und lebensfähig ist.

Gelingt es uns, aus der Friedensmacht nationaler Wesensart eine solche Einheit durchzusetzen, so ist überdies ein moralischer Sieg erkämpft, der erste Sieg nach dem schrecklichsten Niederbruch. Und dies würde nichts weniger als den ersten deutschen Schritt nach vorwärts und aufwärts bedeuten.

Wir bitten nicht, wir betteln nicht. Wir sind nur das Sprachrohr der deutschen Not, des deutschen Bewußtseins, des deutschen Herzens, der deutschen Hand. Durch uns spricht unser Volk zu sich selbst: Gib! Schenke her! Erfülle mit klarem Blick und schneller Hand das unbedingte Gebot der Pflicht gegen dich selbst!

DEUTSCHE EINHEIT

Ansprache zur Feier der fünfzigsten
Wiederkehr des Tages der Reichs-
gründung, gehalten zu Hirschberg in
Schlesien am 18. Januar 1921

Wir begehen, als eine schwer geprüfte, tief bedrückte Nation, begreiflicherweise nicht das Andenken eines äußeren Sieges. Wir feiern einen viel größeren, freilich damit verbundenen inneren Sieg, der in der Einigung Deutschlands besteht. Und so schwer wir auch heut von einer äußeren Niederlage betroffen sind, man hat uns die Früchte des damaligen inneren Sieges nicht rauben können. Somit erstreckt sich die Erniedrigung, unter der wir seufzen, nicht auf diesen inneren Sieg, und wir haben ein volles Recht, diesen inneren, im höchsten Sinne friedlichen Sieg miteinander zu feiern. Oder was könnte dem Wesen des Friedens näher kommen, als wenn Getrenntes, Zerstreutes, untereinander Feindliches sich einigt, sich zur festen Einheit verbindet? Die Römer, welche Begriffen göttliche Ehren erwiesen, scheinen mir, wenn es sich um den Begriff der Einigkeit handelt, die zur Einheit wird, in hohem Grade nachahmenswert. Wir sollten dem Begriffe der Einheit, der deutschen Einheit, die höchsten nationalen Ehren erweisen. Wir sollten sie nicht alle fünfzig Jahre, sondern jährlich feiern.

Dieses jährliche Fest der Einigkeit hätte einen hohen inneren Beruf zu erfüllen. Und gerade in Deutschland wie in keinem anderen Lande der Welt. Insofern war das Deutschland vor 1870 zu dem heute zerschlagenen Österreich das Gegenstück: hier Völker aller Sprachen geeint, dort Völker einer Sprache kläglich zerspalten und getrennt. Wer das Schicksal Deutschlands, nicht etwa das augenblickliche, sondern seit Jahrhunderten, rückblickend, mit bitterem Schmerz ermißt, der weiß,

daß uns Deutschen aller Stämme nichts so not tut als die Beherzigung des Vermächtnisses des alten Attinghausen in Schillers „Wilhelm Tell“: Seid einig!

Ich werde Ihnen nichts von meinen deutschen Schmerzen erzählen. Wer von Einigkeit reden, Einigkeit empfehlen will, der muß sich hüten, Bitterkeiten mit einfließen zu lassen, die alte Seelenwunden erzeugen, welche der herrschende Zustand der Uneinigkeit jedem unter uns geschlagen hat: er muß sich hüten, Vorwürfe zu erheben, weil solche nur neue Bitterkeit in anderen und somit neue Uneinigkeit hervorrufen würden. Wir haben am heutigen Tage jedoch keinen äußeren Feind und dürfen keinen inneren haben, einen einzigen ausgenommen: die Zwietracht. Die Zwietracht ist nicht nur unser stärkster innerer, sondern überhaupt unser stärkster Feind. Und er ist es vor allem, den es gilt, heute und immer zu bekämpfen.

Dies ist ein sehr einfacher Gedanke, der durchaus nichts Originelles hat. Es ist ein Gedanke, den sehr viele Menschen gedacht haben und denken und, was mehr ist, für richtig halten. Es kommt aber nicht darauf an, ob ein Gedanke neu oder eigenartig sei, ja, nicht einmal darauf, daß viele ihn gedacht und seine Wahrheit erkannt haben, sondern es kommt darauf an, dem wahren Gedanken die wahre Folge zu geben. Und das ist es, was leider nur höchst selten geschieht. Ich verweise auf die unzweifelhaft deutlichen, anerkannten Wahrheiten der Ethik des Christentums. Ganz gewiß wird niemand behaupten wollen, es könne viele Menschen geben, die den Mut und die Anmaßung besäßen, sich in diesem Betracht wahre Christen zu nennen. Alles, was wir können in dieser Beziehung, ist höchstens: an unsre Brust schlagen und ausrufen: „Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms.“ Dies ist, was wir können, und ist auch beinahe das Beste, was wir können. Denn in dieser Selbsterkenntnis, wenn sie mit Inbrunst ver-

bunden ist, ist, wenn auch kein Aufstieg, so doch ein fester Grund gewonnen, von dem aus der Aufstieg möglich wird. Deutschland ist uneins, Deutschland ist zerklüftet und zerrissen. Dies wollen wir uns, an unsre Brust schlagend, eingestehen. Es geht durch Deutschland, außer den dynastischen Gegensätzen, die vielleicht noch nicht ausgeschaltet sind, jener abgrundtief, furchtbare Spalt, der sich seit der Reformation gähnend eröffnet hat, der das Land in zwei Teile teilt, die einander furchtbar fremd gegenüberstehen, und für den ein Curtius, ihn durch das Opfer seines Lebens zu schließen, noch nicht erschienen ist. Wir haben in Deutschland die Menschen diesseits und jenseits der Kluft, von denen jede Partei, im biblischen Sinne, sich selbst für die Partei der Schafe, die andere für die Partei der Böcke, das heißt, der Verdammten hält. Man bedenke das wohl: der Verdammten! Und man erwäge, ob die Einheit der Nation durch eine solche Anschauung gefördert werden kann.

Wer wollte bestreiten, daß jener abgrundtief Spalt einer schweren offenen Wunde am nationalen Körper gleichzuachten ist? Ihre Vernarbung ist nie eine feste gewesen. Sie ist immer wieder, in schweren Krisen, aufgebrochen. Die furchtbarste dieser Krisen war der Dreißigjährige Krieg, der Deutschland ausgesogen und beinahe völlig entkräftet zurückgelassen hat.

Es scheint, als wären wir den Fremden heimgestorben und gehn zur Schlachtbody hin als wie das dumme Vieh. Was sind? ach, was sind wir? Ein Scheusal unsren
Freunden,
den Nachbarn ein Gespött, ein Anstoß unsren Feinden...

O Untreu, falsche Treu! Der Christen größte Seuche, Zerrüttung aller Ständ', Zergliederung im Reiche: ein' solche Christenheit, die ärger als Türkei!

O du armes Deutschland du,
wie bist du gerichtet zu!
Vor warst du an allen Gütern reich!
Jetzt bist du mehr als einer Witwen gleich.

So reimt der Elsässer Moscherosch im Jahre 1652, ein Mann, der das deutsche Schicksal im Herzen trug.

Ich habe von rein dynastischen Gegensätzen gesprochen, die vielleicht noch nicht ausgeschaltet seien. Säßen aber auch die sechsundzwanzig letzten deutschen Fürsten noch auf ihren Thronen, so würde ihr nationales Gefühl und auch unser nationales Gefühl nicht zulassen, innere deutsche Kriege zu führen, wie es noch 1866 zwischen Preußen und Baden geschehen konnte, oder gar gegen die deutsche Idee Krieg zu führen, wie es damals geschehen ist. In dieser Beziehung ist das verflossene halbe Jahrhundert, trotz alledem und alledem, nicht vergebens gelebt worden.

Es ist unumgänglich, in diesem Zusammenhang von Bismarck zu reden. Er sagt wörtlich von diesem Einheitsgefühl: „Ich sehe in dem deutschen Nationalgefühl immer die stärkste Kraft überall, wo sie mit dem Partikularismus in Kampf gerät, weil der letztere, auch der preußische, selbst doch nur entstanden ist in Auflehnung gegen das gesamtdeutsche Gemeinwesen.“ Und in ebendemselben Kapitel seiner „Gedanken und Erinnerungen“ legt er das großartigste Zeugnis von der Stärke dieses Einheitsgefühls in ihm selber ab, indem er den Fall erwägt, daß diese heilige Empfindung mit seiner sattsam bekannten preußisch-dynastischen Dienstmannentreue in Konflikt käme. Er sagt: „Ich würde auch in dem Falle immer der Wirkung des nationalen deutschen Gefühls mich nicht entziehen können und mich nicht wundern, wenn die vis maior der Gesamt-nationalität meine dynastische Mannestreue und persönliche Vorliebe schonungslos vernichtete.“ — Wie

man auch immer zu Bismarck stehen darf, hier ist er der Deutsche, wie er sein soll, weiter nichts! Hier wird ihm jeder beipflichten, der dem deutschen Eintrachtsgedanken unbedingt ergeben ist. Wer ihm jedoch nicht so unbedingt, sondern nur bedingt anhängt und zum Beispiel sein dynastisches Gefühl höher stellt, wird sich durch diese Äußerung Bismarcks verletzt fühlen. Ja, es hat trübe und finstere Zeiten gegeben, wo das dynastische Gefühl zu gebieten schien, den deutschen Einheitsgedanken mit Feuer und Schwert zu verfolgen, und diese Verfolgung wirklich stattgefunden hat. Unter solcher Verfolgung schwer zu leiden hatte seinerzeit mancher ausgezeichnete Mensch und Mann, Fritz Reuter zum Beispiel, der, seiner deutschen Gesinnung wegen nach einjähriger Untersuchung zum Tode verurteilt, vom König zu dreißigjähriger Festungshaft begnadigt wurde. Solche Tatsachen scheinen uns heute, Gott sei Dank, in jeder Beziehung absurd, und es liegt darin auch wiederum der Beweis, wie tief, trotz allen bitteren Geschicks, das Einheitsbewußtsein im deutschen Volke Wurzel geschlagen hat.

Ich mag nicht glauben und werde nicht glauben, daß es heute und zukünftig jemals wieder möglich sein könnte, deutsche Stämme gegeneinander ins Feld zu stellen, und Bismarck hat für heut und alle Zukunft nicht mehr recht mit dem furchtbaren Wort, das man ebenfalls in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ nachlesen mag, wonach das Ergebnis dynastisch-partikularistischer Tendenzen die Tatsache bleibe, „daß der einzelne Deutsche leicht bereit ist, seinen deutschen Nachbarn und Stammesgenossen mit Feuer und Schwert zu bekämpfen und persönlich zu töten, wenn infolge von Streitigkeiten, die ihm selbst nicht verständlich sind, der dynastische Befehl dazu ergeht“. Dazu ist der Deutsche heut und in Zukunft nicht mehr bereit.

Man denkt im übrigen, wenn man sich zur Reichs-

einheit bekennt, nicht an die Ausschaltung aller Gegensätze, die ja, innerhalb eines gesetzmäßigen Zustandes, dem Ganzen nur fruchtbringend sind: Gegensätze der Landschaften und Stämme, der politischen und religiösen Gemeinschaften! Aber das Trennende darf das Gemeinsame nicht verdunkeln, was in Volkstum und Sprache so überwiegend vorhanden ist. Klüfte können überbrückt, Gegensätze ausgeglichen werden. Es muß ein herrschender guter Wille dazu vorhanden sein. Der stärkste Feind des Reichsgedankens ist vielleicht das gewaltige Kontingent derer, die ihrem Wesen nach gleichgültig sind. Ich erspare es mir und Ihnen anzuführen, was alles diesen Menschen leider vollkommen gleichgültig ist. Es kommen dazu jene Trübseligen und Hoffnungslosen, die eine Zeit notwendigerweise hervorbringt, in der sich, mit unserem schlesischen Landsmann Gryphius zu reden, unser Vaterland gleichsam in seine eigene Asche verscharrt. Aber auch diese müssen zum Glauben, zur Liebe, zum sozial-nationalen Leben erweckt werden. Denn nur Umfang und Gedeihen der gesamten Nation bedingt Umfang und Gedeihen des Einzelnen. Es ist nach innen und außen etwas ganz anderes, einer zerrütteten, zersprengten und deshalb verarmten, kleinen Familie anzugehören, als einer großen, gesunden, von starkem Zusammenhalt: diese bietet dem einzelnen unabschätzbare Segnungen. Gedenken wir der abgesprengten Teile unseres Volkstums und insonderheit unserer österreichischen Sprach- und Blutsbrüder, gedenken wir der Leiden, die sie zu erdulden haben, der Sehnsucht, mit dem Ganzen des Reiches vereint zu werden, die sie bewegt, und wir werden den Wert der deutschen Einheit nicht weiter bezweifeln.

Man muß es sich versagen, im Rahmen einer kurzen Ansprache das Mysterium des Deutschtums anders als oberflächlich zu berühren: es ist unerschöpflich tief. Der Weg des Deutschtums in der Geschichte ist ein breiter

Leidensweg und Ruhmesweg. Wir sind durch Glanz und Elend, durch Triumphforten und Höllentore hindurchgegangen. Wir haben an furchtbaren Irrtümern wie an Krebsgeschwüren gekrankt und deswegen schreckliche Kuren durchmachen müssen: wir sind aber immer wieder auf die Beine gekommen. Wir stehen augenblicklich in einer Umbildung, einer ungeheuren organischen Krisis, die nur die stärkste Natur überwinden kann. Doch wir werden sie überwinden. Wir sind verpflichtet zu glauben, daß diese Umbildung schließlich und endlich zu unserem Besten ausschlagen wird. Überhaupt: wir sind zum Glauben verpflichtet! Zum Glauben an unsere reiche und ehrenvolle Zukunft, die sich auf unserer Kraft zur Einheit erheben wird. Die Zellen und Gewebe eines kranken Körpers zerfallen ohne Zusammenhalt. Unsere Parole sei: Innerer Friede! Äußerer Friede! Arbeit an uns! Arbeit für uns! Arbeit für den menschlichen Fortschritt überhaupt! — Halten wir Einkehr, besinnen wir uns auf uns selbst! auf den Reichtum der deutschen Volksseele! Vertiefen wir uns in den deutschen Kulturbesitz! Und wir werden Schätze genug finden, unser Selbstbewußtsein zu stärken, unseren natürlichen Mut und Stolz wiederzugewinnen: wir haben in dieser Beziehung keinen Grund, hinter irgendeinem Volke der Welt zurückzustehen.

Ich bin, wie Sie bemerkt haben werden, überzeugt von der deutschen Wiedergeburt. Ich würde nicht hier stehen, wäre ich ein Schwarzseher. Dabei verhehle ich mir die dunklen Wolkenbildungen nicht, wovon ein großer Teil unseres Horizontes noch umlagert ist. Aber ich setze ihnen die Kraft der neuen Tage, die Kraft der kommenden Sonnen entgegen. Ich glaube nicht an die Politiker, die behaupten, bereits das Gras auf dem Grabe des deutschen Volkes wachsen zu hören. Es ist überhaupt nicht gut, allzuviel Gras wachsen zu hören. Viel besser ist, tätig und gläubig zuzugreifen und von der

Jugend zu nehmen, was uns ein sorgenschweres, enttäuschtes, überkritisches Alter nicht geben kann. Neue Generationen müssen uns verjüngen, ehe sie uns ablösen. Die Zukunft kann nur das Werk der Verjüngung sein. Möchten sich die Zeichen der Verjüngung von Tag zu Tag mehren in unserer Nation! Daß es so sein wird, wer zweifelt daran? Die da heraufkommen und das neue Reich, die neue Welt bilden und von unseren heutigen Leiden nichts mehr wissen werden, können freilich auch nur wieder Menschen sein, dem allgemeinen Lose der Menschheit verfallen. Niemand kann Licht ohne Schatten beschert werden. Aber sie werden bei aller Sorge und Plage, wie es Lebenden zu kommt, die Kraft und den Mut zum Dasein, die Freude am Dasein nicht einbüßen und im ganzen dankbar dafür sein wie wir. Jene aber, das wollen wir nicht vergessen, die im furchtbaren Blutsturme des Krieges vor uns hingerafft worden sind, haben durch ihren Opfertod die Stärke des deutschen Gedankens auf eine unzweideutige Weise verkündet. Nie dürfen sie von uns vergessen oder gar innerlich verraten werden. Sie mahnen uns keineswegs zum Krieg, aber sie fordern von uns, und zwar in einer ehernen Sprache, die friedliche Treue zum deutschen Gedanken.

FÜR EIN DEUTSCHES OBERSCHLESIEN

Rede, gehalten in der Philharmonie
zu Berlin am 16. Juli 1921

Von schwerer Sorge, von banger Erwartung erfüllte Landsleute!

Wir wissen, weshalb wir zusammengekommen sind. Wenn wir auch nur einen winzigen Teil der großen, einigen deutschen Nation darstellen, so haben wir doch das Recht und die Pflicht, sozusagen in zwölfter Stunde über diese große, einige deutsche Nation zu reden. Daß sie groß ist, wer wollte das leugnen, trotz allem, was geschehen ist? Daß sie einig ist, einig sein muß, können wir nicht bezweifeln, solange wir uns noch einen Funken von Glauben an ihren Bestand bewahren wollen. Also sage ich: Wir zweifeln nicht, daß die Nation einig und durch die Einigkeit unzerstörbar ist.

Wir stehen also hier für ein großes Volk, um vor einer Entscheidung, die über ihm schwebt, noch einmal seine Stimme hörbar zu machen. Ein Oberster Rat zu Paris, bei dem wir Sitz und Stimme nicht haben, wird darüber Beschuß fassen, ob wiederum ein Teil vom deutschen nationalen Körper abgetrennt und einem anderen Staatswesen eingereiht werden soll.

Niemand, Franzose oder Pole, wird, sofern er nur ein halb zurechnungsfähiges Hirn und Herz besitzt, dem Deutschen zumuten, in die Diskussion einer Frage einzutreten, die dahin lautet, ob er auf sein uraltes, angestammtes Eigentum ein größeres Recht besitzt als ein beliebiges anderes Volk. Oberschlesien war bereits ein Teil des alten Römischen Kaiserreichs Deutscher Nation. Es ist alsdann ein Teil Preußens und also ein Teil des Deutschen Reiches gewesen. Wie gesagt, es gibt in dieser Frage für den Deutschen keine Diskussion.

Gewalt ist Gewalt! Wir sind ein besieгtes Volk, ein Volk, das im Kriege, Gewalt gegen Gewalt, unterlegen

ist. Also hat man uns meinethalben im Sinne eines irrtümlichen Gedankens der Gerechtigkeit gewaltsam die Verfügung über unseren Landesteil Oberschlesien entzogen. Entzogen, wie man sagen mag, mit dem Rechte der Gewalt. Man hat aber dem Gerechtigkeitsgefühl der schlechten rechten Welt doch noch das Opfer gebracht, dem in Frage stehenden Landesteil und seinen Bewohnern anheimzugeben, durch Plebisitz zu erklären, ob sie bei seinem angestammten nationalen Körper bleiben oder von ihm abfallen wollen. Da Stimmenmehrheit entscheiden sollte, ist durch Stimmenmehrheit entschieden worden, und zwar, wie zu erwarten war, nicht für den Abfall, sondern für das Verbleiben beim alten Reich.

Wir sind ein besieгtes Volk, und es ist die allerbitterste Wahrheit, die allerbitterste Enttäuschung der Menschheit, daß es im Jahre 1921 überhaupt noch Sieger und besieгte Völker geben kann und insonderheit unter den europäischen Völkern ein so wie wir vom Sieger entmündigtes Volk. Ich sage das nicht als Deutscher, sondern als Europäer, als Europäer, dessen Idee Europa ist. Aber wenn jene Männer, welche diesen Zustand geschaffen, die Idee der edlen europäischen Völkergemeinschaft damit noch so sehr verwundet haben, können sie doch nicht so weit gehen, das von ihnen selbst angeordnete Plebisitz und sein unzweideutiges Resultat zu mißachten, sich über die geäußerte Willensmeinung eines großen Volkes leichtfertig hinwegzusetzen. Dermaßen das Vertrauen von siebzig Millionen Menschen, gutgläubiger Menschen, zu verhöhnen, würde meiner bescheidenen Ansicht nach einen Gipfel der Frivolität bedeuten und der europäischen Völkermoral den Todesstoß versetzen.

Wir warnen den Obersten Rat vor einer Politik der in Permanenz erklärten Gewalt. Der große Mensch und Feldherr Helmuth von Moltke hat jeden Krieg unter

allen Umständen für ein Unglück erklärt. Der Krieg mag heroische Kräfte entfesseln, und auch der letzte hat sie entfesselt, aber damit auch andere, ruchlose Kräfte. Und ich komme über die Tatsache nimmermehr hinweg, daß er das fünfte Gebot: „Du sollst nicht töten!“ durch ein anderes ersetzt: „Töte von deinen Mitmenschen, so viele du nur kannst!“ Aber der Krieg ist fast zu groß in seiner widerspruchslosen, klaren, mit Brand, Mord und Vernichtung jeder Art einherschreitenden Furchtbarkeit, um an ihn, ich möchte sagen, mit den menschlichen Maßen von Gut und Böse heranzutreten. Er ist seinem Wesen nach Gewalt, und Gewalt im Rahmen des Krieges besitzt immer eine gewisse Größe und einen gewissen Adel, die der gleichen Gewalt im Frieden vollständig fehlt. Solche Gewalt, im Friedenszustande geübt, ist etwas, wodurch sich die Menschheit bis ins letzte hinein demoralisiert.

Es würde Gewalt sein, im Frieden geübt, darüber soll sich niemand täuschen, wenn man Oberschlesien von dem Reiche losreißen, es uns wegnehmen und einem anderen Verbande angliedern wollte.

Wir warnen also den Obersten Rat vor der Ausübung der Gewalt im Zustand des Friedens. Wir warnen ihn umso mehr, als ihm daran liegt und liegen muß, diesen Frieden friedlicher, segensreicher und dauerhafter zu gestalten, ihn als wirklichen Frieden zu sichern. Nicht nur Europa bedarf des Friedens, sondern die Welt bedarf seiner, da es keinen Fleck auf ihr gibt, der durch den verflossenen unseligen Krieg nicht gelitten hat und an seinen Folgen nicht heute noch leidet. Es handelt sich also darum, die Wunden des Krieges zu heilen und nicht etwa einem friedlich arbeitenden Volk im Frieden neue Wunden zuzufügen. Es geht nicht an, daß nur einer den Pflug führet, in der heiligen Wehrlosigkeit der Arbeit, während ein sanktionierter Gewaltmensch mit dem Schwerte in der Hand ihm den Stier

vom Pfluge nimmt. Wir warnen den Obersten Rat schließlich und endlich deshalb, weil ihm nicht daran liegen kann, unauslöschliche heimliche Brandherde zu schaffen, die das Werk des Friedens bedrohen und binnem kurz oder lang einen schrecklicheren Weltbrand erzeugen müssen als den, der kaum vorüber ist. Man mag auch ja nicht unterlassen, sich diese Tatsache einzugestehen. Ein neuer Weltbrand würde den letzten Rest menschlichen Wohlstandes und menschlicher Gesittung hinwegraffen, das Gebäude der menschlichen Kultur dem Boden gleichmachen und einen Aschenhaufen zurücklassen. Einen solchen gefährlichen Brandherd aber legt man an, wenn man einen uraltgegebenen und natürlichen Zustand ändert, indem man diesen vitalen Teil vom Reiche reißt und dafür einen neuen, erkünstelten und erzwungenen, also unnatürlichen Zustand schafft. Ein solcher Zustand wird niemals von Dauer sein können und wird so lange den Frieden Europas gefährden, bis er korrigiert ist.

Denkt man etwa daran, die Amputation gefahrloser zu gestalten, indem man sozusagen Teile vom Teil unseres Reiches abschneidet, so gibt man sich einer Täuschung hin. Die brandige Wunde wird immer dieselbe sein, und so groß oder klein sie ist, wird sie hinreichen, das Blut Europas im Körper Europas weiter zu vergiften.

Wir Hungernden haben eine Stimme gehört — sie klang etwa wie: „Brot!“ Wir Verdurstenden, Verschmachtenden haben eine Stimme gehört — sie klang etwa wie: „Wasser!“ Wir nach Gerechtigkeit Hungern- den und Durstenden haben eine Stimme gehört, die klang wie: „Gerechtigkeit!“ Es war uns darum ein großer Augenblick, als der mächtige europäische Staatsmann Lloyd George sein Wort vom „Fair play“ in das Chaos warf. Ich sage: „Ein Mann — ein Wort“, und ich baue darauf.

Und wir nach dem Frieden Hungernden haben von jenseits des Ozeans eine andere Stimme, die des Präsidenten Harding, gehört, die eine Zeitung „Sun“, die Sonne, „das erste Licht“, nannte. Wie finster muß dieser Sonne die Welt erschienen sein, wenn sie selbst so entzückt das erste Licht begrüßte! Diese alte Sonne hat recht: es ist eine finstere Zeit. Aber eine Stimme ruft: „Die Waffen nieder!“ von jenseits des Ozeans. Das will bedeuten, daß diese Stimme „Frieden, Frieden!“ ruft. Fort mit den Taten der Gewalt!

Und also mag es endlich Licht werden!

DEUTSCHE WIEDERGEBURT

Vortrag, gehalten im Festsaal der
Universität zu Wien am 11. No-
vember 1921

Die Ehre und Freude, vor Ihnen erscheinen zu dürfen, wird von mir tief empfunden. Ihre auszeichnende Einladung erging an den Schriftsteller und Menschen, erging an den deutschen Schriftsteller und deutschen Menschen. Er steht vor Ihnen.

Es ist nicht zum erstenmal, daß ich die Ehre genieße, hier in Wien vor einer wissenschaftlichen Körperschaft zu reden. Es ist an mir, immer wieder dankbar mich zu erinnern, wie ich unter dem Schutze der Manen des erlauchten Namens Grillparzer durch die Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet worden bin.

Es waren damals andere Zeiten, sorgenlose Zeiten, glänzendere Zeiten. Ein allgemeiner Aufschwung, eine allgemeine Gläubigkeit, darin der besondere und feste Glaube an den Fortschritt der Menschheit überhaupt eingeschlossen war, zeichnete die Epoche aus.

Aber es kann nichts nützen, kann zu nichts führen, diesen Vergleich weiter auszuspinnen, zum mindesten in dem Sinne auszuspinnen, der allzu schmerzlich naheliegend ist und alles Licht auf die entchwundene Epoche wirft.

Zwar ist uns der Rückblick ebensowenig wie der Einblick und der Blick in die Zukunft verwehrt, die Folgerungen dieser Geistestätigkeiten jedoch dürfen nicht dahin führen, unser Gemüt zu verdüstern oder gar es in Trübseligkeit oder Hoffnungslosigkeit zu versetzen. Unser Blick muß klar, unser Denken stark und dem Eindrucke gewachsen sein.

Wir leben, das heißt: wir sind da, während das Vergangene weder ist noch zurückzurufen ist, so wenig im Leben der Völker als im Leben des einzelnen Menschen.

Wir würden gewiß den nicht weise nennen, der sich mit sechzig Jahren zwecklos und nutzlos in die Tage der Kindheit zurücksehnte.

Für die Gegenwart spricht zunächst, verglichen mit einer noch so glänzenden Vergangenheit, daß sich in ihr die Summe unseres Lebens lebendig zusammendrängt, daß sie das Leben des Lebendigen ist und nicht nur das Recht des Lebenden, sondern auch die Pflicht und die Kraft des Lebenden in sich schließt.

Wehe uns, wenn wir Recht, Pflicht und Kraft des Lebenden nicht mehr empfinden oder von dieser Dreieinigkeit keinen Gebrauch machen!

Von diesem uns durch Schicksalsschluß angewiesenen Orte aus, wo Recht, Pflicht und Kraft des Lebenden wirksam sind, darf auch ich mich allerdings vor Ihnen dem Rückblick, dem Einblick und dem Blick in die Zukunft einigermaßen hingeben.

Deutschland, darunter verstehe ich in diesem Augenblick weniger die durch politische Grenzen zusammengeschlossene, von Gebirgen durchzogene, von Strömen durchflossene Landschaft als die untrennbar einige deutsche Welt, die durch den Laut der deutschen Zunge, der deutschen Muttersprache gegeben ist... dieses wie jenes Deutschland ist durch eine Katastrophe, die wir getrost als ein ungeheures Unglück bezeichnen dürfen, hindurchgegangen.

Indem ich dies sage, fühlen wir alle mit unsäglicher Bitterkeit, unter zahllosen inneren Protesten, dieses über alle Begriffe gehende furchtbare Geschehnis in uns aufsteigen. Es ist so groß, von so übermenschlicher Tragik, daß nur eine notwendige und wohltätige Verflachung uns ermöglicht, davon zu reden, ohne dabei zugrunde zu gehen. Wir sollen leben! Denn wenn dies nicht unsere Bestimmung wäre, gäbe es nach einer solchen nationalen Katastrophe, nach einer solchen Menschheitskatastrophe dafür keine Möglichkeit. Wir alle machen Augenblicke

durch, die in Abgründe hineinführen, und wenden uns ab, von Entsetzen gepackt, und wenden uns dann, wie in Flucht, dem Leben und Treiben der Menschen zu, um abermals mit ebendemselben Entsetzen zurückzuschaudern: zurückzuschaudern vor menschlicher Empfindungslosigkeit, Vergeßlichkeit, Dünkelhaftigkeit, Unbelehrbarkeit, die der feierlichen Riesengröße des Erlebten ganz und gar unwürdig ist: hier aber zeigt sich ein Grad der Verflachung, dem wir durchaus nicht das Wort reden.

Ich denke dabei weniger an die Masse. Ein Teil der Gesamtheit aller Länder ist noch heute von dem Nachzittern des großen Erdbebens tief erregt. Ein anderer Teil weiß nichts mehr davon und wird vielleicht nie etwas davon gewußt haben. Es kommt dabei auf Jährgänge, individuelle Anlage, individuelle Schicksale an. Diese aber sind Legion. — Ich denke vor allem an die, die Kopf und Herz der Völker, Kopf und Herz der Menschheit repräsentieren sollten und von denen man sagen müßte, daß sie beides in Wahrheit repräsentieren, wenn man nach der Machtentfaltung urteilen wollte, die sie in den Vordergrund alles öffentlichen Geschehens stellt. Nicht bei der Menge, sondern hier vor allem liegt die Verantwortung. Und darum packt uns Entsetzen an, wenn wir das Larvenhafte hier feststellen.

Wir sind nicht die Larven, von denen Friedrich Schiller redet, und, um weiter mit dem großen Deutschen zu reden, wir sind auch, Gott sei Dank, nicht „die einzig fühlende Brust“. Der Glanz und die Folgen des Krieges von 1870 und 1871 waren leicht zu werten und zu behalten. Aber jene fünf Jahre, in denen der Wagen des Jagernaut zermalzend über die europäische Menschheit gegangen ist, obgleich die Erinnerung daran furchtbar ist, sollen noch mehr gepflegt und in einem weit tieferen, weit höheren Sinne für die Nation und Menschheit ausgewertet werden.

Als ich, im wilhelminischen Deutschland in mancher Beziehung als Spielverderber verschrien, von Wien verstanden, zu Ihnen kam und die Gastfreundschaft Wiens und der Akademie der Wissenschaften genoß, da war dies zwar eine Begegnung, wo die Liebe zugegen und der Ernst nicht ferne war. Trotzdem ist das, was uns heute zusammenführt, uns heute bindet, weit inniger. Inzwischen sind wir nämlich, auch ohne Dante, durch Höllen gegangen und versuchen eben, gemeinsam Boden zu gewinnen auf der äußersten Klippe des Purgatorio. Und wie diese Tatsache von der früheren, sonnenbeglänzten sich unterscheidet, braucht nicht gesagt zu werden. Alle unsere menschlichen Angelegenheiten sind dringlicher geworden, und diese, nämlich den Berg der Läuterung zu betreten, im Nationalen wie im allgemein Menschlichen die dringlichste.

Dieser Versuch ist es, der uns heute die neuen Weihen gibt und ohne den, sei er auch millionenfach nutzlos wiederholt, der Gedanke der Menschheit nicht denkbar ist.

Aus verzweifelten Höllen durch läuternde Leiden: einen anderen Weg aufwärts gibt es nicht. Und niemand wird meinen, wir hätten die Epoche läuternder Leiden bereits überwunden. Dennoch ist das Purgatorio über das Inferno hoch erhaben, weil mit allen Leiden die Hoffnung auf Erlösung, ja die Gewißheit endlicher Erlösung verbunden ist.

Man würde mich mißverstehen, wenn man den hier ausgesprochenen Gedanken der Läuterung mit der Groteske von Versailles in Verbindung brächte und mit dem dort gepflegten Pharisäertum, in dem eine ganz gewiß noch nie dagewesene Mischung davon zutage trat. Nie hat man ein furchtbare Menschheitsgeschick mit einer so grausamen Farce beschlossen und degradiert. Nein, die uns von dort anempfohlene Buße und Läuterung, Reue und Zerknirschung meine ich nicht. Sie geht uns

ebensowenig an wie etwa eine Messe, die von einem Tiger zelebriert würde. Vielmehr fußen wir auf wahrer Einkehr, wahrer Verinnerlichung, um auf diese Weise die verlorene, die besudelte Nationalität, die verlorene und besudelte Menschlichkeit, phönixartig geläutert, wiedererstehen zu sehen.

So kommt es im Nationalen unter anderm darauf an, daß wir unsere Selbstachtung behalten. Schicksale, wie das erlebte, wenn sie auch für uns zu einer äußerlichen Erniedrigung ausgeschlagen sind, enthalten nichts, wodurch eine bewußte, einheitlich denkende Nation sich innerlich erniedrigt fühlen kann. Oder sollen wir, durch innere Erbärmlichkeit, uns der Millionen und aber Millionen toter Brüder unwürdig erweisen, die im heroischen Eintreten für die Idee des Vaterlandes, aufgerufen von ihren Führern, ihr Blut verspritzt haben? Ob es auch in der Bibel heißt, auch einem Toten gegenüber, der auferstünde, würden wir unbelehrbar sein: wir werden trotzdem den furchtbar lebendigen, betäubenden Entrüstungsschrei dieser zahllosen Blutzeugen nicht überhören, wenn uns würdeloser Kleinmut anwandeln sollte. Nochmals also, wir sind äußerlich besiegt, aber innerlich nicht erniedrigt worden. Das aber wäre kein starkes Volk, das sich von dem Verdienste seiner heroischen Leistung durch Geschwätz etwas abmarkten oder sich das stolze Bewußtsein davon von irgendwem stehlen lassen wollte.

Wir sind und bleiben als Volk, in der Gemeinsamkeit unserer Sprache, Art und Gesittung, so stark, widerstandskräftig und groß, wie wir nur jemals gewesen sind. Aber die neue Phase, die Phase der Verinnerlichung, stellt an unser Deutschtum eine weit höhere Anforderung als die wilhelminische Phase. Diese rechnete noch durchaus mit dem beschränkten Untertanenverstand. Ob für Zeit oder Dauer, im Augenblick ist nur, ganz auf sich selbst gestellt, der „Civis Germanus“ übriggeblieben.

Der nackte, auf sich selbst gestellte, sei es für Zeit oder Dauer mündig gemachte Deutsche trägt heute die Verantwortung, die man ihm 1914 ganz gewiß nicht zuschreiben konnte. Was damals beschlossen, ausgeführt und gründlich verfehlt wurde, geschah ohne ihn. Aufgerufen und zu ungeheurem, tätigem, aufopferungsfähigem Idealismus hingerissen, fand er doch dafür gesorgt, daß er letzten Endes gezwungen, gebunden und automatisch handeln mußte. Sein Idealismus wurde nicht höher gewertet als eine durch den Generalstab, und zwar lange nicht genug ausgenützte Äußerlichkeit, die übrigens nach und nach, zum Schaden der Machthaber, gänzlich ausgeschaltet, systematisch vernichtet wurde. Heute nun, bis auf weiteres, haben wir nur mehr das nationale Ideal. Der Deutsche sieht über sich im Augenblick keinen anderen als Gottes Thron. Und deshalb muß dieses nationale Ideal auf neue, freie und tiefere Weise gepflegt werden.

Das höchste moralische Gebot, dem der Einzelne, ebenso wie ein Volk, unentwegt nachleben muß, heißt: Werde wesentlich! Je mehr der Deutsche zum Deutschen wird, je mehr wird das deutsche Volk ein deutsches und starkes — je mehr wird Deutschland Deutschland sein.

Sollen wir es uns verhehlen, daß wir heute in gewissem Sinne bessere Deutsche sind als vor zehn Jahren? Es war im Grunde kein großes Verdienst, das mächtige, glückliche, üppige und durch glanzvolle Aufreizungen und dramatische Zwischenfälle der Repräsentation unterhaltsame Deutschland zu lieben. Anders steht es mit der Liebe, die Deutschland heute liebt. Diese viel, viel stärkere Liebe, die sich einem gar nicht mehr glanzvollen, äußerlich furchtbar mißhandelten, geplagten und kranken Deutschland zuwendet, ist erst aus dem beinahe gebrochenen deutschen Herzen als eine früher versteckte Wunderblüte hervorgebrochen.

Für diese echte, innigste und tiefste Liebe, diese grundgründliche Liebe, hat die wilhelminische Zeit nicht gerade viel Sinn gehabt. Und doch ist sie der höchste deutsche Besitz, die Perle, die, in der Asche des zusammengebrochenen Hauses gefunden, den Schatz bedeutet, der dem verarmten Besitzer ermöglicht, ein beseres Anwesen aufzubauen.

Ich werde es niemals vergessen: es war in den Tagen, als unsere Armeen zurückfluteten, der Kaiser das Land, die deutschen Fürsten ihre Herrschersitze verlassen hatten; es war in den Tagen, als Deutschlands Elend den tiefsten Grad erreicht hatte, seine Ohnmacht und — sagen wir ruhig — seine Schmach nur zu sehr eine vollständige Hoffnungslosigkeit begründete, es war in diesen Tagen, sage ich, als wir von jener unzerstörbaren, grundgründlichen Liebe, von der ich sprach, den wiederum ersten, mir fortan unvergeßlichen Beweis erhielten. Diese Woge köstlicher Liebeskraft ging von Deutsch-Österreich aus. In den Augen unserer Gegner nicht halb so belastet als wir, bekannte es sich trotzdem zu uns, ohne Rücksicht darauf, daß es seine Angelegenheiten in den Augen der Feinde dadurch verschlechterte, ohne Rücksicht darauf, daß Reich und Volk, zu dem es sich bekannte, im Augenblick des Bekenntnisses besiegt, geschlagen, zertreten, mit Schmach und Schande überhäuft am Boden lag. Wann wäre je die Sprache der Liebe, die Sprache des Blutes so machtvoll, so glorreich lebendig geworden! Hier meldete sich ein Gefühl, mit nichts verwandt, was wir bis dahin an Äußerungen der Volksseele erlebt hatten, die ja leider ein Spielball dämonisch und zynisch rechnender Willkür geworden war. Die meisten dieser Äußerungen vertrugen es nicht, auf Herz und Nieren, das heißt, auf ihre letzte Echtheit geprüft zu werden. Weil aber die Woge jenes Gefühles, von dem ich sprach, durch und durch elementar und lauter war, verband es mit jenen anderen Manifestatio-

nen nicht der geringste Verwandtschaftszug. Dagegen wird diese Woge, dieses kraftvolle, mutige Gefühlsmanifest, dieses elementare deutsche Bekenntnis eher dem Liebesschrei eines Kindes, dem Liebesmut eines Kindes zu vergleichen sein, dessen Mutter, von Feinden niedergestoßen, von Feinden umringt, mißhandelt, ja zertreten am Boden liegt.

Ich vergesse nie, welche Erschütterung dieser Ruf in mir hervorbrachte. Fast ging es mir einen Augenblick lang durch den Sinn, als habe die Vorsehung nur darum so gigantische Leiden über unser Volk verhängen müssen, um diesen Gefühlsquell zum Fließen zu bringen. Und die Erkenntnis gebar sich in mir, mit Frohlocken gebar sie sich in mir: Deutschland ist nicht tot, es lebt, es wird weiterleben, es ist auch nicht arm, es ist reich, weil es die Perle, seine beste Perle, das heißt sein echtes, innerstes, unversehrtes, unzerstörbares Wesen im Schutt des Weltbrandes wiedergefunden hat.

An dieses echte, innerste, unversehrte Wesen unseres Volkstums wollen wir uns von nun an unlöslich anklammern. Wir können es tun durch Pflege der mitgeborenen Treue, durch Ablehnen alles dessen, wodurch es, renommistisch entstellt, zur Entfachung innerer Zwietracht verwendet wird. Wir können es tun durch Ausschaltung jedweder Überheblichkeit, die ihm bei anderen Völkern geckenhaft falsche Geltung verschaffen will. Und lassen wir einmal, auch im ernsthaften Falle, die Welt auf sich beruhen! Es kommt zunächst darauf an, daß wir selber und nicht die Welt am deutschen Wesen genesen. Hoffen wir, daß die Welt auch ohne uns genesen kann. Und ist die Welt einmal kerngesund, der Segen wäre so allgemein, daß es gar nicht mehr darauf ankäme, ob wir oder wer immer ihr Arzt gewesen.

Es würde unmöglich sein, dieses echte, innerste Wesen unseres Volkstums und seinen unendlichen Reichtum in seiner Ganzheit zum Bewußtsein zu bringen, wenn

nicht nach dem Grundsatz, der auch im Teile das Ganze sieht. So war es gegenwärtig, war da in seinem deutsch-österreichischen Bekenntnis zu ihm. So konnten wir es umschreiben, indem wir feststellten, welche Eigenschaften in seinem Dienste nicht tauglich sind. Trotzdem zum Beispiel ein deutscher, wie es heißt, Bertold Schwarz, das Pulver erfand, so werden wir doch nicht in der Kanone, in Krieg und Kriegsgeschrei einen besonders wertvollen Teil deutschen Wesens erblicken. Der Militarismus war nicht spezifisch deutsch, sonst wäre er nicht ebenso russisch, ebenso französisch gewesen. Er ist ein europäisches Gespenst, das durch das Licht der Vernunft in seine Abgrundshöhle gescheucht werden muß, und wir bedauern die Völker, die noch heute unter ihm seufzen. Es ist eine vollständig überflüssige Angstgeburt, die durch Angst allerdings eine furchtbare Realität erhält, durch die es seine Erzeuger knechtes. So ist meine Meinung. Andere mögen anderer Ansicht sein.

Wenn nach allem Erlebten der Kern des deutschen Wesens unversehrt geblieben ist: der europäische Militarismus und seine Vertreter haben gewiß kein Verdienst daran. Unbeachtet und still hat während seiner Herrschaft in dem geheiligten Raume zu Weimar, Goethes Arbeits- und Sterbegemach, der Teller mit Erde gewartet, den man sich gern als ein Symbol deutschen Wesens vorstellen wird. Erde hat der trotz allem olympische Greis und Mann wenige Tage, vielleicht wenige Stunden vor seinem Tode nachdenkend geprüft, jene Erde, aus der er geboren und in die er hinabsteigen sollte. Erde ist es, Muttererde, aus der wir genommen sind; zu Erde, zu Muttererde sollen wir wieder werden: Aus der Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden! Dies Wort, im Sinne einer Muttererde der Seele und des Geistes verstanden, möchte ich jedem heutigen Deutschen zurufen. Damit ist auf die

Wiedergeburt des deutschen Wesens, die Wiedergeburt im deutschen Wesen hingewiesen.

Und da wir nun den Namen eines Erlauchten, den Namen Goethe, einmal genannt haben und gerade in ihm die umfassendste und herrlichste Inkarnation deutschen Wesens wunderbar Ereignis geworden ist, wird man sich gern dieses Wesen an ihm verdeutlichen. Dies hohe Beispiel wird uns auch lehren, wie weit das Gebiet des deutschen Wesens ist und, wenn auch vom festen Standort aus, wie allseitig über politische Grenzen hinausreichend.

In diesem Saale ist schwerlich jemand, der diesen wahren deutschen Fürsten so wenig kennt, daß ihm mein Hinweis allein nicht genügen sollte, um alles vom deutschen Wesen und seiner Weite Gesagte mit dem inneren Auge zu sehen. Im Bekenntnis zu Goethe liegt unter anderm zugleich die Absage gegen den Mißbrauch des Wortes „deutsch“. Entweder man ist deutsch, oder man ist es nicht. Und jemand, der es nicht ist, wird es nicht dadurch, daß er die Worte national und deutsch immerwährend im Munde führt. Wer aber deutsch ist, bleibt es, auch wenn er ohne Zunge geboren sein sollte. So war Goethe deutsch. Freilich, daß er eher mit tausend Zungen als ohne Zunge geboren war.

Aus Erde bist du genommen, zu Erde sollst du werden: aus deutscher Muttererde bist du genommen, zu deutscher Muttererde sollst du werden! Dies Wort gilt auch im Geistigen. Und deutsches Wesen heißt nichts als deutsche Geistigkeit. Es gibt also einen Humus, der diese erzeugt, und einen Humus, den diese erzeugt. Humus ist aber diejenige Erde, in der Anorganisches durch Organisches umgebildet ist und so wiederum der Mutterboden neuen organischen Lebens wird. Man soll auf diesen Mull, auch wo er unser Pflanzenleben hervorbringt, nicht verächtlich herabblicken. Nur Unwissenheit kann das tun, weil ihr verborgen ist, welche

Schöpfungswunder er in sich schließt. Dies fassen wir heute als den Sinn des Tellers mit Erde, den Goethe wenige Stunden vor seinem Tode denkend betrachtet hat und der noch heute in seinem Arbeits- und Sterbezimmer zu sehen ist.

Der Schatz im Acker, er ist es, um den sich noch heute, nach Jesu Beispiel, alles höhere Bemühen der Menschheit sowie der Nationen bewegen muß. Und wo wäre ein Wurzelsystem je in dieser Beziehung so alldurchdringend erfolgreich gewesen als das ebenjenes Baumes, der mit dem Namen Goethe bezeichnet wird! Er hat die edelsten Säfte, das edelste Mark aus dem Mutterboden gezogen und in Jahresringen ohnegleichen, in Blättern, in Blüten ohnegleichen zutage gebracht.

Deutsches Wesen heißt unter anderm auch, sich der zahllosen Emanationen deutschen Wesens bewußt werden. Alles stirbt, soweit es nicht in sich fortzeugend ist. Sofern es nicht Pflege erhält, wird es dahinsiechen. Darum heißt es, alle Hinweise Goethes, Wielands, Herders und vieler anderer Großer benutzen, Erwin von Steinbachs, des Münsters in Straßburg so wenig vergessen als des Sebaldusgrabs, Dürers so wenig als Schongauers. Das Feld ist weit, der Schatz Gott sei Dank unerschöpflich groß: in der Architektur, in der bildenden Kunst, der Dichtkunst und — eine besondere Unendlichkeit allerköstlichster deutscher Art — in der Musik. Endlich in der Philosophie und Wissenschaft.

Und hier streifen wir das Problem der Schule, die kommen muß. Sie muß mit der Ehrfurcht beginnen, der Ehrfurcht vor deutscher Geistigkeit. Sie muß nach Tiefe, Breite und Höhe einen einheitlichen Begriff davon vermitteln. Sie muß diesen Begriff vermitteln, trotz der unseligen, vertikalen und horizontalen Spaltungen des deutschen Volkskörpers, trotz der unseligen Spaltungen der Volksseele. Von allen Seiten müssen sich Hände

winken, Hände reichen, Zerrissenenes muß verknüpft werden. Die tausendfältige Aufgabe der deutschen Schule heißt in einem bedeutenden Teil ihres Wirkungsgebietes: Wiederentdeckung, Wiederanknüpfung. Weil unser wahrer Besitz, unser wahrer Schatz zum größten Teil von uns losgetrennt, vergraben und begraben ist, brauchen wir Taucher, Brunnenfinder und Schatzgräber. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, und die Schule ist wesentlich eine Geistigkeit. Alle großen Deutschen waren Wiederentdecker, Anknüpfer, Brunnenfinder und Schatzgräber. Die deutsche Schule muß damit anfangen, all dies zu sein, um überhaupt wieder zu sein. Es ist nicht getan allein mit dem Gedanken der platten Nützlichkeit. Es nützt dem Menschen nichts, im höhern Sinn, sofern er die ganze Welt gewinnt und nimmt doch Schaden an seiner Seele. Die Schule hat eine gewaltige, heilige Aufgabe. Sie muß dahin streben, etwas aufzubauen, was im Sinne einer kommenden Kirche ist. Es ist ein fast unerreichbares Ziel, aber um so wichtiger, daß man immer aufs neue unermüdlich darauf hinweise.

Und übrigens, dieses ideelle Streben entbehrt auch nicht einmal der Nützlichkeit. Die Einheit des Volkes, die stark macht, ist die gemeinsame Geistigkeit. Und ohne sie, was muß geschehen? Wir müssen notwendig ohne sie, trotz unserer märchenhaften und allgepriesenen Zivilisation, unter die Tierheit herabsinken. Schon heute kommt man nicht selten in den Fall, sich aus dieser seelenlosen Epoche inbrünstig nach dem sogenannten finsternen Mittelalter zurückzusehnen.

Das deutsche Sprichwort sagt: Friede ernährt, Unfriede zerstört. Friede bedeutet Kultur, und Kulturaufgaben sind Friedensaufgaben. Wir lassen uns von diesen Aufgaben nicht abbringen, trotzdem es, um mit dem heiligen Augustinus zu reden, noch immer so aussieht, als ob ein Wettstreit zwischen Krieg und

Frieden um die Palme der Grausamkeit stattfände und als ob unser Friede die Palme der Grausamkeit davontrüge.

Indem ich schließe, bitte ich Sie, an meine einfach gemeinten Worte ebendiesen einfachen Maßstab zu legen. Ich habe weder die Fähigkeit noch den Ehrgeiz, in diesen Gedankengängen neu, das heißt originell zu sein. Ich würde ja allerdings auch wünschen, daß mehr Einfachheit, mehr Simplizität in das immerwährend öffentlich tagende deutsche Konzilium hineinkäme. Es ist aber leicht möglich, daß ich nur aus einer mir eigenen Schwäche eine Tugend machen will. Wie es auch sei: es genügt mir, wenn Sie aus meinen Worten meine Liebe zum Deutschtum, meinen unzerstörbaren Glauben daran und meinen innigen Dank gegen Sie, meine Gastfreunde, heraushören.

Ich danke Eurer Magnifizenz, danke dem illustren Kreise der Wissenschaft und Kunst, danke der studierenden Jugend, danke Ihnen allen für die warme und ehrende Aufnahme.

GOETHE UND DIE VOLKSSEELE

Rede, gehalten im Frankfurter Schauspielhaus, vor Beginn der die Goethe-Woche einleitenden Festaufführung des „Egmont“, am 27. Februar 1922

Der Bestand des Goethehauses, eines Nationalheiligtumes, war gefährdet. Das ist der Grund, weshalb wir hier versammelt sind. Wir sind gekommen zu Goethe, um mit Goethe für Goethe zu wirken und dafür zu wirken, daß die Balken und Wände seines Elternhauses nicht zerbröckeln und es am Ende nicht ganz von der Erde verschwindet. Der Herr Reichspräsident, als erster und oberster Vertreter unseres Volkes, geht uns in diesem Bemühen voran, und wir danken ihm das von ganzem Herzen.

Es braucht kaum gesagt zu werden, welche Bedeutung die Erhaltung eines Denkmals wie unseres Frankfurter Goethehauses für Deutschland hat. Es ist einer jener zentralen Punkte, um welchen sich die deutschen Seelen sammeln, und dieses Sammeln, dieses Zusammenfinden der einzelnen Seelen um ähnliche Punkte wie diesen ist unerlässlich, wenn aus Seelen eine Seele, aus deutschen Seelen eine deutsche Volksseele werden soll.

Darum scheint es mir, daß es eine Pflicht, und zwar eine der heiligsten Pflichten des neuen Deutschland ist, diese Art Seelenwanderung auf jede nur mögliche Weise zu unterstützen, indem man verkörperten Seelen, besonders jungen Seelen, den Weg zu solchen Lichtquellen eröffnet. Einmal dahin gelangt, einmal durch einen Trunk erquickt, werden sie künftig, auch ohne Führer, den Weg wissen.

Viel zu wenig ist dies bisher geschehen, viel zu wenig sind solche Seelenwanderungen, solche die Volksseele bildenden und ernährenden Wallfahrten von den leitenden Stellen unterstützt worden. Andere weniger wichtige

Denkmäler und Wallfahrtsorte standen im Vordergrund. Während des Krieges sagte zu mir ein gebildeter Mann, der diesen leitenden Stellen nicht allzu ferne stand, es sei doch närrisch, daß diesen Deutschen die Liebe zu ihren Dichtern nicht ausgetrieben werden könne. In der Tat kann gesagt werden, daß nach dieser Richtung das Menschenmögliche geschehen ist.

Nein, dem Deutschen ist die Liebe zu seinen Dichtern und Denkern nicht auszutreiben. Mancher mag das noch heute bedauern. Wir schöpfen daraus unsere höchsten Hoffnungen. Ein Volk lebt durchaus nicht von Brot allein, sondern durch seine Geistigkeit. Und wie ein Körper nichts ist ohne eine Seele, ebensowenig ein Volkskörper. Und wenn es erlaubt ist, das Bild von Körper und Seele noch einen Augenblick festzuhalten, so darf gesagt werden: es gibt helle, heitere, finstere oder verqualmte Seelen, es gibt kleine und große, reiche und arme Seelen, von unzähligen anderen Arten zu schweigen. Und jede hat Kraft, in ihrem Sinn quälend oder beglückend auf ihren Körper zurückzuwirken. Die Nutzanwendung auf einen Volkskörper ergibt sich leicht.

Im Begriff der Volksseele liegt der Begriff der Einigkeit. Sie ist die dauernde friedliche Einigkeit im Gegensatz zu der weit weniger dauernden, wie sie dem Volke 1914, durch den Zwang der Verteidigung nach außen, aufgedrungen wurde. Es ist nicht recht, es würde nicht recht sein, nur das Schwert als Symbol des Nationalen anzuerkennen. Der Spaten des Landmanns, die Hand des Arbeiters, die Kelle des Maurers, das Haupt des Denkers scheinen mir noch viel bessere Symbole zu sein. Im Werke des echten Dichters liegt nichts Trennendes. Darum auch in einem Bekenntnis zu einem solchen nicht. Doktrinarismus und Fanatismus haben mit dem Letzten und Höchsten der Kunst, insbesondere der Dichtkunst, nichts zu tun. Ihr Grund ist das Universell-Menschliche, und dies allein ist auch ihr Gegen-

stand. Martin Luther, richtig verstanden, mußte Spaltungen hervorbringen. Goethe, richtig verstanden, kann nur einigen.

Sollte es Deutsche geben, die solche Ausführungen als ideologisch-gegenstandslos betrachten, so fehlt ihnen etwa wohl das Organ, eine gleichsam ideelle Realität zu sehen. Wenn sie, ernsthaft bemüht, ein Auge dafür bekommen wollen, mögen sie zuvörderst bei den Auslanddeutschen Forschungen anstellen. Sofern sie nicht, im behandelten Sinne, blind geboren sind, werden sie erkennen, welche bindende Kraft über Länder und Meere hinweg der Name Schiller, der Name Goethe besitzt. Diese Namen sind Mächte, denen, seit sie in die Geschichte getreten sind, das Deutschtum der Welt Unermeßliches verdankt. Es sind im höchsten Grade reale Mächte.

Daß diese Mächte nur immer mächtiger werden, ist der Sinn dieses Festes und dieser beginnenden Festspiele. Ein solches Fest, solche Festspiele rechtfertigen sich selbst in der trübsten Zeit. Festivitas in diesem Sinne ist ein tiefer und ernster Begriff. Das Straßburger Münster, der gotische Turm überhaupt, ist Festivitas, die Neunte Sinfonie ist Festivitas, das Drama: Festivitas. Und so auch „Egmont“, jenes Trauerspiel, das binnen wenigen Augenblicken anheben soll.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, hier in Frankfurt, der Geburtsstadt Goethes, auf das Werk und seinen Gegenstand, bevor es uns selbst in seinem jugendlichen Goldglanz entgegentritt, näher einzugehen. Vom zartesten Feuer der Jugend belebt, mildert, verschönt es sogar das Haupt der Medusa und flieht in ihr furchtbares Schlangenhaar Blumenketten, die Eros gewunden. Aber wir wollen doch nicht versäumen, darauf hinzuweisen, wieviel alte Weisheit in diesem Werke lebendig ist und welche enge und tiefe Sympathie Goethe, das Volkskind, hier mit dem Volkstum verbindet! Goethe ist

durch und durch volkstümlich, obgleich dieser Umstand noch lange nicht allgemein genug erkannt worden ist.

Die alte Weisheit des sechszwanzigjährigen Dichters im Munde der Regentin hat freilich auch nach 1775 keinen Alba von seiner blutigen Torheit abgehalten. Von jenem Herzog Alba, dem Egmont zum Opfer fiel, sagt die Regentin einmal: „Er sieht sich nach Feuer und Schwert um und wähnt, so bändige man Menschen.“ Alle Albas denken das noch. Davon wissen die Völker ein Lied zu singen, die noch heute unter Fremdherrschaft seufzen. „Die Sonne will nicht hervor, die Nebel stinken“, sagt Jetter, der Schneider und Bürger von Brüssel, mit Bezug auf die Atmosphäre, womit solche Albas Länder und Völker beglücken.

Aber die Albas sind im Irrtum. Es gereicht uns zum Trost, daß sie, wie die Geschichte lehrt, meist das Gegen teil von dem erreichen, was sie bezecken. Das ist auch die Ansicht unseres großen Nationaldichters, dessen Seele mit allertiefstem Verstehen auf seiten des unterdrückten Volkes und nicht bei den Albas ist. Es ist an jedem Wort zu erkennen, das er seine Lieblingsgestalten sprechen läßt, ist an den Lieblingsgestalten selbst zu erkennen. Vor allem an Klärchen, dem Volkskind.

Man übersehe nicht, daß ihm dieses Volkskind zur Repräsentantin des Volkes, zur Repräsentantin der Freiheit wird. Er wählt Klärchen für dieses hohe Amt. Sie hält in Egmonts Kerkervision den Kranz über das Haupt des Helden.

Möge durch unsere Veranstaltung ein unzerstörbares Fundament für das Goethehaus, für Frankfurts herrliches deutsches Nationalheiligtum, geschaffen werden, und mögen seine Mauern und Balken festhalten für neue Jahrzehnte und Jahrhunderte! Wir hier Vereinigten wissen, welch ein tiefer und wundervoller Segen damit verbunden sein muß.

DIE DENKENDE HAND

Rede, bestimmt für die Jahresversammlung 1922 des Deutschen Werkbundes in München

Der Gedanke des Fortschritts ist vom menschlichen Fuß abgeleitet, der Gedanke des Handelns von der menschlichen Hand. In Wanderungen über Länder und Meere, in Wanderungen durch Jahrtausende und aber Jahrtausende hat der Mensch immer gesucht, seine Lebensbedingungen zu verbessern, bessere Lebensmöglichkeiten zu finden. Dies ist der uralte Vorgang, in dem auch der moderne Fortschrittsgedanke seinen Ursprung hat.

Um den Fortschritt aber, den Fortschritt Deutschlands, der unser aller eigenste, innigste Angelegenheit, unser Wohl und Wehe in sich schließt, handelt es sich bei der großen, werktätigen Veranstaltung, die der Werkbund hier in München unternommen und durchgeführt hat, handelt es sich bei der Tagung des Werkbundes und handelt es sich bei diesem Finale der Tagung, mit dem ich betraut worden bin. Darum: wer, der irgendeine Kraft in sich fühlt, wollte sich einem solchen Mandat entziehen!

Der Gedanke des Handelns, sagte ich, sei von der menschlichen Hand hergenommen. Und so müssen wir von der Hand reden, einem Begriff, der nahezu gleichbedeutend mit dem Begriff Arbeit ist. Von Arbeit aber wollen wir reden an einem Ort, zu einer Zeit, wo Früchte deutscher Arbeit gezeigt werden, und weil wir in einem Lande, in einer Welt leben, die auf Arbeit gegründet ist.

Ist es so, oder irre ich mich, daß man heute die Bedeutung der Hand, den Adel der Hand allgemein zu erkennen beginnt und daß man dieses Organ des menschlichen Körpers zu dem hohen und höchsten Range erhebt, der ihm gebührt? Wäre es so, wir

durch und durch volkstümlich, obgleich dieser Umstand noch lange nicht allgemein genug erkannt worden ist.

Die alte Weisheit des sechsundzwanzigjährigen Dichters im Munde der Regentin hat freilich auch nach 1775 keinen Alba von seiner blutigen Torheit abgehalten. Von jenem Herzog Alba, dem Egmont zum Opfer fiel, sagt die Regentin einmal: „Er sieht sich nach Feuer und Schwert um und wähnt, so bändige man Menschen.“ Alle Albas denken das noch. Davon wissen die Völker ein Lied zu singen, die noch heute unter Fremdherrschaft seufzen. „Die Sonne will nicht hervor, die Nebel stinken“, sagt Jetter, der Schneider und Bürger von Brüssel, mit Bezug auf die Atmosphäre, womit solche Albas Länder und Völker beglücken.

Aber die Albas sind im Irrtum. Es gereicht uns zum Trost, daß sie, wie die Geschichte lehrt, meist das Gegen- teil von dem erreichen, was sie bezwecken. Das ist auch die Ansicht unseres großen Nationaldichters, dessen Seele mit allertiefstem Verstehen auf seiten des unterdrückten Volkes und nicht bei den Albas ist. Es ist an jedem Wort zu erkennen, das er seine Lieblingsgestalten sprechen läßt, ist an den Lieblingsgestalten selbst zu erkennen. Vor allem an Klärchen, dem Volkskinde.

Man übersehe nicht, daß ihm dieses Volkskind zur Repräsentantin des Volkes, zur Repräsentantin der Freiheit wird. Er wählt Klärchen für dieses hohe Amt. Sie hält in Egmonts Kerkervision den Kranz über das Haupt des Helden.

Möge durch unsere Veranstaltung ein unzerstörbares Fundament für das Goethehaus, für Frankfurts herrliches deutsches Nationalheiligtum, geschaffen werden, und mögen seine Mauern und Balken festhalten für neue Jahrzehnte und Jahrhunderte! Wir hier Vereinigten wissen, welch ein tiefer und wundervoller Segen damit verbunden sein muß.

DIE DENKENDE HAND

Rede, bestimmt für die Jahresversammlung 1922 des Deutschen Werkbundes in München

Der Gedanke des Fortschritts ist vom menschlichen Fuß abgeleitet, der Gedanke des Handelns von der menschlichen Hand. In Wanderungen über Länder und Meere, in Wanderungen durch Jahrtausende und aber Jahrtausende hat der Mensch immer gesucht, seine Lebensbedingungen zu verbessern, bessere Lebensmöglichkeiten zu finden. Dies ist der uralte Vorgang, in dem auch der moderne Fortschrittsgedanke seinen Ursprung hat.

Um den Fortschritt aber, den Fortschritt Deutschlands, der unser aller eigenste, innigste Angelegenheit, unser Wohl und Wehe in sich schließt, handelt es sich bei der großen, werktätigen Veranstaltung, die der Werkbund hier in München unternommen und durchgeführt hat, handelt es sich bei der Tagung des Werkbundes und handelt es sich bei diesem Finale der Tagung, mit dem ich betraut worden bin. Darum: wer, der irgendeine Kraft in sich fühlt, wollte sich einem solchen Mandat entziehen!

Der Gedanke des Handelns, sagte ich, sei von der menschlichen Hand hergenommen. Und so müssen wir von der Hand reden, einem Begriff, der nahezu gleichbedeutend mit dem Begriff Arbeit ist. Von Arbeit aber wollen wir reden an einem Ort, zu einer Zeit, wo Früchte deutscher Arbeit gezeigt werden, und weil wir in einem Lande, in einer Welt leben, die auf Arbeit gegründet ist.

Ist es so, oder irre ich mich, daß man heute die Bedeutung der Hand, den Adel der Hand allgemein zu erkennen beginnt und daß man dieses Organ des menschlichen Körpers zu dem hohen und höchsten Range erhebt, der ihm gebührt? Wäre es so, wir

sind, wie es in der Lehre Gotamos heißt, die Grenze möglicher Wahrnehmungen erreicht haben.

Und einiger hoher und höchster Funktionen der Hand ist noch Erwähnung zu tun. Wenn wir die Schrift eines Menschen betrachten, so reden wir schlechthin von seiner „Hand“. Schrift aber, die dem Geistigen dient, ist durch und durch selbst ein Geistiges. Es ist eine stumme Zeichensprache, eine zweite dauerhafte Sprache, neben der gesprochenen, flüchtigen: ganz und gar die Erfindung der Hand. Von den ägyptischen Hieroglyphen, von den babylonischen Keilen an über die heiligen Bücher der Brahmanen, Buddhisten, Juden und Christen hinweg sehen wir diese Sprache der Hand für sich selbst Zeugnis ablegen. Das ganze Wissen, das ganze Denken, Vorstellen und Fühlen der Menschheit ist in dieser zweiten Sprache magaziniert. Man stelle sich vor, wie arm wir sein würden, wenn dieses Schatzhaus, dieses ungeheure Magazin nicht vorhanden wäre.

Gedenken wir einer anderen Funktion der Hand: wie es ihr gelingt, über das Gebiet des Intellekts hinaus, feinste Schwingungen des Gefühlslebens, geheimnisvollste Schwebungen der Seele, wie Schopenhauer sogar behauptet, das „Ding an sich“, zum Klingen zu bringen. Erinnern Sie sich der Hand eines d'Albert am Klavier, der Hand eines Joachim auf der Geige und so fort, und dann beantworten Sie die Frage, ob es richtig sei, die Hand in den Adelsstand zu erheben!

Ich meine nicht, daß dies bisher geschehen. Es ist wenigstens nicht allgemein geschehen, und daß es allgemein geschehe, gerade darauf kommt alles an. Die Hand eines Raffael, eines Tizian, eines Tintoretto, eines Veronese, eines Mantegna, eines Rubens, Rembrandt und Adolf Menzel ist zwar gefürstet worden: aber die Menge, die Masse der Hände behielt ihr Pariatum. Wiederum in den Zünften des Mittelalters lebte der Sinn für den Wert und die Würde der Hand. Wir be-

sitzen die herrlichen, unübertrefflichen und vorbildlichen Werke dieser Werkbünde. Aber sie wurden im Einbruch der Enakskinder, der Gigantenscharen der Arbeit, über den Haufen geworfen und zerstreut. Diese Scharen haben jene titanischen Werke errichtet, die sich in unseren Eisenbahnen, Maschinen, Tunnels, Strombrücken, Schienenwegen durch steile Bergklüfte, in schnellsten Transporten von Menschen und Frachten über alle Weltgewässer hinweg, kennzeichnen. Sie tragen den Menschen in die Luft und stürzen ihn blitzschnell hinab in das Innere der Erde. Sie schaffen ihm Mittel, daß er sonst Unsichtbares im Allerkleinsten sowohl als im Allerfernsten zu sehen vermag.

Seltsam genug: diesem Titanenvolk, diesen denkenden Titanenhänden ist die wohlverdiente Erhebung in eine hohe Kaste bisher nicht zuteil geworden. Zu Zeiten der kleinen Werkbünde, der Zünfte und der mittelalterlichen Bauhütten wurde sogar die denkende Hand höher eingeschätzt. Sie haben auch damals Gigantisches und Erhabenes verrichtet. Man denke an den gotischen Dom. Aber von der Macht der Arbeit, der Macht der Hände, wie sie besonders im neunzehnten Jahrhundert übermenschlich angewachsen ist, haben doch jene Hände, jene Zeiten noch nichts geahnt.

Sehen wir ab von der Größe der Leistungen, die wir in gegenwärtiger Zeit der Arbeit verdanken und die ein über alle Erwartung mächtiger Beweis dafür sind, daß wirklich die Hand, wie Charles Bell sagt, durch ihre Übereinstimmung mit dem Intellekt diesem universelle Herrschaft verleiht: im Besitz einer Herrschaft, die man — verglichen mit dem Verhältnis früherer Zeiten zur Natur — wohl so nennen kann, sind wir trotzdem nicht zu einer neuen Geistigkeit gelangt, die diesem Zustand gewachsen wäre. Wir haben nicht einmal die Hand in den ihr gebührenden Stand erhoben.

Zerfallen muß ein Reich, wie die Bibel sagt, wenn es

mit sich uneins ist. Eine der Entzweiungen, eine der tiefsten Spaltungen, die den Organismus des Reichs durchsetzen, ist die zwischen Kopf und Hand. Allerdings: die wahren Stützen der Hand- und Kopfpartei verstehen und achten sich. Aber in den breiten Massen dieser Parteien gärt der Unverstand. Da wird dem Kopfe das Vermögen zu ernster, echter Arbeit abgesprochen; dort wird die Arbeit der Hand als minderwertig degradiert. Die Konfusion auf beiden Seiten ist freilich groß. Denn nicht nur von der Kopfpartei kann man zuweilen hören, dieser und jener, der es weit gebracht habe, sei ein Schuster, Schneider, Sattler oder Drechsler gewesen; sondern man kann es von Drechslern, Sattlern und Schneidern hören, wenn sie dergleichen erfolgreiche oder verdienstvolle Männer herabsetzen wollen. Derartige Rückständigkeiten beweisen, wie weit wir noch hinter unseren mächtigen Arbeitserfolgen einherhinken.

Wie viele Klüfte innerhalb unserer nationalen Gemeinschaft würden sich schließen, wenn wir sie nur erst in unserem Denken geschlossen hätten! Es gehört nur ein Blick auf unsere deutsche Gegenwart dazu, um dies einzusehen. Überall treffen wir auf starrgewordene Anschauungen, die insofern jeder Prüfung durch vorurteilsloses Denken standhalten, als sie eben dadurch nicht mehr aufzulösen noch im geringsten zu verändern sind. Sie stehen da wie unfruchtbare öde Felsen aus Erz, zwischen denen unfruchtbare, unüberbrückbare Klüfte gähnen. Dennoch darf man den Mut, darf man die Hoffnung auf Bewegung der unbeweglichen Massen, auf Ausfüllung der Abgründe nicht fallen lassen. Immer wieder müssen Versuche dazu unternommen werden, und sollte der einzelne scheinbar völlig fruchtlos sein. Unter diesem Zeichen steht mein bescheidener Versuch, im eigenen Denken und allgemeinen Denken wenigstens die Kluft zwischen dem Kopfarbeiter und dem Handarbeiter auszufüllen.

Sollte dieser Erfolg einmal eintreten, so würde nach dem millionenfach bewährten Satz „Einigkeit macht stark“ die Nation an innerer Kraft ihren höchstmöglichen Grad erreicht haben, und es würde dann vielleicht im allerumfassendsten Grade von einem deutschen Werkbund zu reden sein.

Wir hätten also bisher, wie ich sagte, die Schuld, die wir der gleichsam denkenden Hand gegenüber tragen, weder erkannt noch durch Achtung, ja Ehrfurcht vor ihr heimgezahlt, und wir sind erst recht nicht zu einer neuen Geistigkeit durchgedrungen, die mit den Titanenerfolgen der Arbeit an Neuheit, Größe und Weltweite zu vergleichen wäre. Es klingt paradox, und doch will es scheinen, als sei das Menschengeschlecht im umgekehrten Verhältnis zu den übermenschlichen Erfolgen seiner Arbeit in seiner Gesinnung kleiner und kleiner geworden. Das weltumspannende Ausmaß seines kyklopischen Werks, hat es nun seine besten Kräfte verbraucht oder die Menschheit nur wie ein Weib, das geboren hat, in einen Zustand vorübergehender Schwäche versetzt? Genug, es hat den Menschen bisher an sich nicht bereichert, sondern in vielen Beziehungen ärmer gemacht.

Wenn der Intellekt ein solches Mißverhältnis zu erkennen glaubt, so wird er seinen Ursachen nachforschen; sofern er dann diese gefunden zu haben meint, wird er an ihre Beseitigung denken und die Art und Weise erwägen, durch welche das möglich ist. Dies alles habe ich getan und bin zu dem Resultat gelangt, die Menschheit müsse das gleiche Prinzip, dem sie so übermenschliche Erfolge verdankt, das der Arbeit nämlich, auf sich selbst anwenden.

Darwin führt den sozialen Instinkt zurück auf die Empfindung von Sympathie. Nicht ein Gedanke also, sondern eine Empfindung hätte den Menschen zu einem sozialen Wesen gemacht. Dabei sind Antipathien

zwischen Wesen ein und derselben Gattung und darum Kämpfe zwischen Wesen ein und derselben Gattung stets an der Tagesordnung geblieben. Sympathie oder sozialer Instinkt mußte jedoch insofern stets überwiegen, als er zu verhindern hatte, daß der soziale Verband auseinanderfiel. Heute ist nicht mehr Hand und Herz sozusagen das alleinige soziale Bindeband, sondern das Denken hat ein System von mechanischen Bindungen konstruiert. Trotzdem darf die ursprüngliche und lebendige Bindung durch Sympathie nicht verlorengehen, weil sonst zwar noch ein sozialer Körper, aber nur gleichsam ein sozialer Leichnam vorhanden ist. Unter den sympathischen Bindungen im weitesten Sinne steht die gemeinsame Sprache, steht die gemeinsame Liebe zum Vaterland, steht die Gemeinsamkeit eines Besitzes, den wir die Volksseele nennen wollen. In ihr sind gleichsam alle Sympathiequellen in einen großen See zusammengeflossen. Nun aber kommt es mir vor, als ob der Pegelstand dieses Sees auf gefährliche Weise gesunken wäre. Das würde heißen, daß die Quellen der Sympathie ihn nicht hinreichend mehr zu speisen vermöchten und daß also die Gefahr der Vertrocknung nicht ausgeschlossen sei.

Im einzelnen wie im allgemeinen würde eine solche Vertrocknung das gleiche wie Seelentod bedeuten. Es ist aber klar, daß die Seele eines Menschen, die Seele eines Volkes nicht sterben darf, wenn Mensch und Volk das Leben lieben und zu leben beabsichtigen. Erkennen wir die Gefahr, so ist schon ein wichtiger Schritt zu ihrer Überwindung getan; denn wir können beginnen, an uns zu arbeiten.

Fragen wir einmal geradezu: wenn sie vertrocknet, warum vertrocknet die Volksseele? Die denkende Hand hat die Maschine erschaffen, und sie hat dadurch ihre eigene Kraft ins Milliarden- und aber Milliardenfache gesteigert. Unser heutiges Zeitalter heißt mit Recht

das Maschinenzeitalter. Eine sehr verbreitete Meinung besagt: der Mensch habe die seelenlose Maschine gemacht, und die seelenlose Maschine habe dann wiederum den Menschen zur seelenlosen Maschine gemacht. Diese Ansicht, *cum grano salis* verstanden, wird nicht ganz abzuweisen sein.

Der mechanisierte, in seinem Seelenleben verkümmerte Mensch wird in seinem Inneren nichts beherbergen, dessen naheliegender Zweck im Sinne maschineller Nützlichkeit nicht ersichtlich ist. Er wird vielleicht Gedanken hegen und pflegen, die dem gleichen Prinzip des Nutzens entsprechen; seine Gefühle jedoch zu pflegen, wird ihm als etwas Zweckloses fernliegen. So kann eines Tages der soziale Instinkt, das Gefühl der Sympathie in ihm verkümmert sein, trotzdem es ihm und anderen vorkommen mag, als ob er ein im höchsten Sinne soziales Wesen wäre, trotzdem er in den sozialen Verband nur wie an eine Galeere festgeschmiedet ist.

Eine solche Seelenquelle kann als Zufluß für eine Volksseele nicht mehr in Betracht kommen. Wenn aber ein Quell vertrocknet, liegt es daran, daß vorher die Atmosphäre vertrocknet ist. Und um bei dem Bilde des Wassers zu bleiben: wir wissen ferner, daß ohne eine mit Wasserdampf gesättigte Atmosphäre überhaupt kein Leben besteht. Wie können wir also unsere Atmosphäre, das heißt unser Seelenklima sanieren? Wäre es möglich, Seelenbrunnen zu graben, Seelenströme herbeizuleiten, Gewitter und nachfolgende Seelenregengüsse wie die Hexen herbeizurufen, so wüßte ich es. Was ich indessen weiß, was ich sicher weiß, ist, daß dieses alles versucht werden muß. Pallas Athene hat dem Griechen nicht darum den Ölbaum gebracht, damit er wie eine Ölsardine konserviert werde. Prometheus brachte nicht darum das Feuer vom Himmel, daß der Mensch seinen Leichnam auf einem Scheiterhaufen verbrennen lassen könne. Es kann unmöglich der Sinn

des Fliegens sein, eine Höllenmaschine zu haben, die dem Menschen ermöglicht, den Regen Sodoms und Gomorras auf seine Mitmenschen vernichtend herabzuschütten. Das Gefühl der Sympathie unter den Menschen ist es, was die Verwendung solcher Göttergeschenke entscheidend bestimmen muß. Allein durch dieses merkbar überwiegende Gefühl der Sympathie werden sie wahrhaft sozialisiert. Im andern Fall sind sie antisozial, den Menschen an sich und die Menschheit zerstörend.

Gleichwie der Sinn des Ölbaums den Griechen ein lebenspendender Segen war, der Sinn des Feuers desgleichen, so hat man Jahrtausende und aber Jahrtausende hindurch unter den Menschen die Sehnsucht gehegt, dem Vogel gleich sich in die Luft erheben zu können zur Erhöhung menschlicher Glückseligkeit. Nicht lange ist es ja her, daß der Geist eines Giordano Bruno die Himmelskuppel durchbrochen hat. Wie Ikarus gegen die Sonne flog, haben wohl die dem Flugtraum nachhängenden Menschen geglaubt, sich, wenn sie nur Flügel besäßen, bis an das Himmelstor, ja bis an den Thron Gottes erheben zu können. In den Flugtraum wie in die Träume von alledem, was heute zum Erstaunen technisch verwirklicht ist, mischt sich der Erlösergedanke. Was ist denn dieser Gedanke anders als der Ausdruck des Strebens zur Überwindung der menschlichen Not? Und darum wundere sich niemand, wenn der Erlösergedanke unzertrennlich mit der Entwicklung des Maschinenzeitalters verbunden bleibt. Nicht nur wie der Erlösergedanke über den Ruderbänken von Galeerensträflingen schwebt, sondern auf eine viel anspruchsvollere Art, im Sinne einer Humanität, die, durch die Wunder der Technik verlockt, von dem Glauben nicht läßt, eines Tages den Himmel auf Erden zu verwirklichen.

Sollen wir den Erlösergedanken in diesem Sinne als

eine überstiegende Torheit verwerfen? Obgleich doch alles, was wir auf dem Gebiet der Technik erreicht haben, aus ihm und aus ihm allein hervorgegangen ist? Sollen wir jenen Schrei der Not — weniger der Leibesnot als der Seelennot —, der die Zeit durchdringt, als einen störenden Laut betrachten und nicht vielmehr als ein Zeichen dafür, daß die Volksseele noch nicht verblichen ist, sondern, indem sie ihre Not empfindet und wie der Hirsch nach Wasser schreit, beweist, daß sie lebt und weiß, was ihr fehlt? Ich meine, daß in diesem Laut die ganze Zukunftshoffnung zugleich mit der ganzen Gegenwartskraft beschlossen ist.

Wären wir nicht ein abgestumpftes Geschlecht, wir würden aus dem Staunen über die Wunder, die der Mensch seiner denkenden Hand verdankt, nicht herauskommen, und wir würden aus ihnen den Schluß ziehen, daß wir noch zu ganz anderen, unvergleichlich höheren Dingen berufen sind, wozu das Erreichte nur eine Stufe bedeutet. Wir würden den Schrei, von dem ich sprach, analysieren und auf Grund dieser Analyse seinen Zukunftswert einschätzen, statt ebenso abgestumpft gegen ihn wie gegen das Wunder des schon Erreichten zu sein. Der Gegensatz jenes Schreies aber ist die Nüchternheit, ist jene weltentgötternde, weltentgeisternde, lähmende Nüchternheit, die vielleicht daher stammt, daß wir die Herrschaft über die Maschine verloren haben und diese vielleicht wirklich unsere Seelen sich auf grauenvolle Weise versklavt und ähnlich macht.

Wenn man ein Stück Papier von ungefähr in das große Triebrad einer Maschine bringt, so wird es mit diesem endlos im Kreise herumgeführt. Das ist unmöglich unser Beruf. Wir müssen diejenigen bleiben, auf deren Wink sich die Maschine in Bewegung setzt, und müssen bestimmen, was sie verrichtet und treibt. Da die Maschine in jeder Form schließlich der Fortbewegung dient, so werden wir nicht, wie das Kind

in seinem Spielzimmer mit seinem Spielwälzchen, fortwährend hin und her fahren, sondern wir werden das fernste, schönste, würdigste Ziel ins Auge fassen.

Und was wäre denn solch ein Ziel? Das elementarsoziale Gefühl der Sympathie zur sozialen Liebe entwickeln, wie es ja Gott sei dank in einzelnen humanitären Bestrebungen schon geschehen ist. Und mit dieser sozialen Liebe, nicht nur die Menschheit, sondern die ganze Natur umfassend, den alten Erlösergedanken verbinden und hochhalten, der zwar unendlich viele Enttäuschungen erlebt, aber doch der Grund aller unserer physischen, moralischen und metaphysischen Fortschritte ist. Hinter diesem Gedanken steht die Not. Hinter ihm steht die geheiligte Not, die nicht nur schlechthin die furchtbare, knechtende, Geißeln und Schwerter gebrauchende Göttin ist, sondern die Mutter des Erlösergedankens und also all der Dinge, die wir heute als Zivilisation, als Menschheitskultur bezeichnen. Die Menschheit muß weiter, weiter empor, und wir Deutschen müssen weiter empor- und vorangehen. Novalis sagt, nachdem er von einer Atonie der höheren Organe des Menschen gesprochen hat, die ganz gewiß auch heute besteht, dennoch hoffnungsvoll: „Fortschreitende, immer mehr sich vergrößernde Evolutionen sind der Stoff der Geschichte. Was jetzt nicht die Vollendung erreicht, wird sie bei einem künftigen Versuche erreichen, oder bei einem abermaligen.“ Fassen wir also Hoffnung, damit wir nicht dem gähnenden Rachen der Leere zum Raube werden! Hoffen wir auf den Fortschritt, der dort beginnt, wo der unsrige endet, hoffen wir auf den Fortschritt über den Fortschritt hinaus, auf den Erfolg der Arbeit der denkenden Hand an uns selbst! Hoffen wir auf den plötzlichen Durchbruch eines neuen Geistes durch das schwarze Gewölk in die Welt, hoffen wir auf eine neue, göttliche Weltinspiration!

DEUTSCHLAND — VATERLAND

Rede, gehalten im Remter des Breslauer Rathauses am 13. August 1922

Jede persönliche Ehrung muß weit zurücktreten hinter die Idee, die in diesen Breslauer Festtagen zum Ausdruck kommen soll. In beredter Weise hat sich diese Idee durch den Mund des ersten Mannes in unserem geeinten, neuen, großen Deutschen Reiche, durch den Mund anderer hoher Reichsbeamter, durch den Mund des Herrn Oberbürgermeisters kundgetan. Nichts anderes als Deutschland selbst ist diese Idee, die unsere Seele, unsere Worte, unsere Handlungen durchdringt und beflügelt. Und jede Seele, jedes Wort, jede Handlung ist halb, ja weniger als halb, die von dieser Idee nicht durchdrungen und getragen ist.

Deutschland als Idee, das ist Deutschlands Kraft. Je mehr einzelne Teile unserer gewaltigen Volksgemeinschaft von dieser Idee berührt und durchdrungen sind, um so mehr wird das Ganze ein Ganzes sein. Darum kommt es am Ende darauf an, die entferntesten Siedlungen des Reiches immer wieder damit zu durchdringen. Nicht in einer sterilen, äußerlichen Art, sondern in einer warmen und lebendigen Art, die dem Einzelnen und dem Ganzen zuletzt den gemeinsamen Reichtum zum Bewußtsein bringt.

Sein währendes Leben empfängt ein Körper allein durch den Geist. Die Aufgabe ist und wird immer sein, wenn ein Volkstum wachsen und verharren soll, für seine Beseelung Sorge zu tragen. Damit wiederhole ich nur, was in allen warmen und herzlichen Worten, die wir gehört haben, als Aufgabe gefühlt und zugleich praktisch ausgeübt worden ist.

Die Einigkeit, die Gemeinsamkeit in diesem Gedanken ist aber so groß, ich bin darin mit den auserlesenen nahen wie fernen Volksgenossen so eines Sinnes, daß

sich jedes weitere Wort darüber in diesem Augenblick erübrigen würde, wenn man mir nicht selbst eine hohe und verantwortliche Aufgabe im Dienste der deutschen Idee zugewiesen hätte.

Ja, man ist weitergegangen und hat in einer Weise, die demütig machen muß, meinen Namen und meine Person aus dem Kreis meiner Volksgenossen herausgehoben und von Verdiensten gesprochen, die das mir vom Schicksal vorgezeichnete Wirken im Dienste der Volksseele sich erworben habe. Die Empfindungen sind sehr vielfältig, die eine solche Auszeichnung in mir wecken muß. Sie sind fast zu vielfältig, um in kurzen Worten geklärt und geordnet zu werden.

Nur einiges möchte ich davon sagen. Der Einzelne, der ein bestimmtes Volkstum seine Mutter nennt, hat doch ein anderes Verhältnis zu ihm als das zur Welt geborene Kind zu seiner Mutter. Im Sinne eines solchen Kindes, das von der Mutter getrennt sein eigenes Leben leben kann, wird er eigentlich nie geboren. Er bleibt vielmehr auf die Mutter in jeder Beziehung angewiesen, ja er bleibt beinahe in der Mutter Schoß. Manche wissen das nicht. Aber die ausgestoßenen, mutterfremden, bedrängten Auslandsdeutschen, ja, die wissen es, die müssen es täglich und bitter erfahren. Es wäre gut, wenn dieses Wissen auch in den gesicherten Inlandgebieten sich weiter und weiter verbreitete, wo man nichts zu verlieren fürchtet, weil man nicht weiß, was zu verlieren ist, und weil man nicht weiß, was man besitzt.

Aber ich wollte nicht davon reden. Ich wollte nur sagen, daß wir sozial enger verbunden sind, als den meisten Menschen scheint. Und so ist der einzelne Mensch, inbegriffen sein etwaiges Werk, nur ein unzertrennlicher Teil des Ganzen. Er selbst ist ein soziales Produkt, und sein Werk ist nur in sehr bedingtem Maße das seine. Wenn wir sagen: Goethe ist unser, so meinen wir das in einem viel tieferen Sinne, als wenn

wir sagen: dieses Geldstück, dieser Rock, dieses Feld ist mein. Wir wollen vielmehr dadurch ausdrücken: Goethe ist ein Teil von uns, wir haben angeborenen Anteil an ihm.

Wenn ich nun die Worte erwähne, all die warmen, herzlichen, gütigen, anerkennenden und mehr als anerkennenden Worte, die mir gewidmet sind, so muß ich bitten, mir zu erlauben, bevor ich danke, mich ein wenig von der allzu erdrückenden Dankeslast zu befreien, indem ich ein vollgerütteltes Maß der Ehre, die Sie mir erwiesen haben, an unsere Mutter, an Deutschland, abgebe. Vertiefen Sie sich in den Gedanken an Deutschland wiederum einen Augenblick, und fragen Sie sich, ob wir nicht so ziemlich alles, was wir sind, dieser Mutter trotz allem und allem zu verdanken haben! Diese Mutter, die ich meine, war immer da. Auch in der Jahrhunderte alten Zerrissenheit und politischen Spaltung Deutschlands war sie da, allgegenwärtig und unsterblich. Und der Einzelne ist, gegen sie gehalten, viel zu abhängig von ihr, als daß er sich an die Brust schlagen und etwas Besonderes, das heißt Abgesondertes denken könnte.

Trotzdem und bei alledem blieb noch, sagen wir, in jedem gesunden Menschen ein gewisser Erdenrest des selbstischen Eigenen. Und wie ich mich ganz als Mensch fühle, so verleugne ich auch nicht dieses natürliche Eigengefühl. Aus diesem gebiert sich eine andere Art, die allereinfachste Art der Dankbarkeit in diesem Augenblick. Sie wird um so stärker sein, je weniger ein Beschenkter fordert und zu fordern hat. Geschenk, durch nichts bedingt, durch nichts erzwungen, Geschenk ist edelster Ausdruck freiwilliger Güte von Mensch zu Mensch. So erweckt es den Dank, der eine elementare Empfindung ist. Es erwartet den Dank, den es als freiwillige Güte ebensowenig fordert.

Und so habe ich zu bekennen, daß es mich stolz,

froh und glücklich macht, in dem alten, herrlichen Rathause dieser alten, wundervollen deutschen Stadt Worte zu hören, wie ich sie gehört habe. Worte, die mich in Einklang setzen mit einer großen Aufgabe, aber auch mir persönlich eine Bestätigung dafür bedeuten, daß ich kein unnützes Glied der deutschen Volksgemeinschaft gewesen bin.

Der Weg von den Steinen des „Ringes“ in den Remter des Rathauses, an sich nicht weit, wurde von mir nicht im Sprunge zurückgelegt. Ich habe dazu ein halbes Jahrhundert nicht immer leichten Ringens von Stufe zu Stufe gebraucht. Auch die Staupsäule, die vor dem Rathause steht, habe ich dabei nicht ganz umgehen können. Aber nun stehe ich hier, es mag wieder abwärtsgehen. Ich kann getrost meine Augen schließen; denn wer kann mehr erfahren und mehr erstreben, als ich durch diese Stunde erfuhr!

AN DIE SCHULJUGEND

Rede in der Gerhart-Hauptmann-Oberrealschule zu Breslau am 17. August 1922

Nie hätte ich mir träumen lassen, jemals, wie jetzt, in einer Schule zu stehen, die meinen Namen trägt, und noch weniger, daß diese Schule gerade in Breslau sich befinden würde. Freilich, wer Augen hat zu sehen, verfolgt immer wieder mit Staunen und Verwunderung die verschlungenen, aber unabirrbaren Wege der Vorsehung.

Warum ich gerade eine Ahnung von der ehrenvollen Lage, in der ich mich hier befindet, nicht haben konnte, diese Frage ist nur zu beantworten, wenn ich mich selbst nicht schone und zum Beginn, liebe Jugend, vor dir ein Bekenntnis ablege.

Als ich nämlich vor zirka achtundvierzig Jahren hier in Breslau zur Schule ging, gehörte ich unter diejenigen Schüler, von denen nicht allzuviel Gutes zu sagen war. Die Schule liebte mich nicht, weil sie nichts mit mir anzufangen wußte, und ich liebte sie nicht aus dem gleichen Grunde, weil sie eben nichts mit mir anzufangen wußte. Und so wußte auch ich nichts mit ihr anzufangen und konnte schließlich nur unter ihr leiden.

Natürlich habe ich so auch keine in Betracht kommende höhere Schulstaffel erreicht noch irgendeine Auszeichnung erwerben können, sondern die Schule entließ mich, ohne mir nachzutrauern, früh.

Wer aber so wenig zu einem Muster für Schüler geeignet ist, wie konnte der hoffen oder auch nur wünschen, dereinst als eine Art Muster für sie aufgestellt zu werden!

Es war mir dennoch vorherbestimmt.

So will ich denn gleich erklären, daß ich mein besonderes Schulmißgeschick zeit meines Lebens bedauert

habe, weil seine Folgen mir fühlbar geblieben sind. Ich habe das auf der Schule Versäumte auf meine Art später nachzuholen versucht und doch nie ganz nachgeholt. Wie mein Mißverhältnis zur Schule zustande kam und entstehen mußte, zeigt, gebe es Gott, einen Ausnahmefall: ich bin damals ein empfindsamer Junge gewesen, der, von Eltern und Heimat getrennt, furchtbar an Heimweh litt. Ich entehrte, sagen wir, jeder Seelsorge und hatte niemand, bei dem ich Rat, Trost oder Hilfe in meinen vielfachen Schülernöten fand. Ich lebte das erste Jahr in einer Pension, in der ich nicht satt zu essen bekam. Wäre dies alles nicht so gewesen, am Ende hätte ich leicht und heiter und eifrig meine Schulpflichten erfüllt und hätte am Ende gar beim Abiturium das Mündliche erlassen bekommen.

Trotz alledem bleibe ich in bezug auf die Schule höchstens ein warnendes Beispiel. Es gibt Jungens und junge Menschen genug, die unter den gleichen Umständen, unter denen ich litt, mit eiserner Willenskraft ihr Ziel verfolgt haben und eine Zierde der Schule geworden sind.

Mein Bekenntnis geschah aus einem Drang nach Wahrhaftigkeit. Gerade euch jungen Menschen gegenüber, denen der Klang meines Namens durch euer gleichnamiges Schulhaus mehr als anderen vertraut werden muß, möchte ich mit reinem Gewissen gegenüberstehen. Und gewiß ist es besser, ihr verbindet, statt falscher, für mich schmeichelhafter Vorstellungen mit mir die eine richtige der Wahrhaftigkeit.

Mit dieser Wahrhaftigkeit laßt mich fortfahren!

Wenn eure verehrungswürdigen Lehrer sich trotz allem Vorausgeschickten auf meinen Namen geeinigt haben, so kann es aus verschiedenen Gründen geschehen sein. Vielleicht auch deshalb, weil sie wissen, wie sehr mein gesamtes Wirken mit dem Gedanken des Werdens und Wachsens der Menschheit zusammenhängt. Die

Menschheit ist nicht, wenn sie nicht in sich und über sich immer wird und wächst, und auch dem einzelnen Menschen geht es nicht anders. Er lebt, ohne das, ein Leben, das keines ist. Wer so denkt, muß mit dem Wesen der Schule einig sein. Er kann nicht anders, er wird das Leben in seiner Gesamtheit als Schule betrachten. Es ist eine Schule, darin der Schüler immer wieder zum Lehrer, der Lehrer immer wieder zum Schüler wird. Ich meine, dies zu wissen, ist gut: es kann dazu führen, ein vertrauteres, ein kameradschaftlicheres Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern zu begründen, als es in früheren Zeiten üblich war. Besonders in Jugendschulen, wie diese hier.

Ich denke, ein Lehrer wird sich nicht scheuen, vor seinen Schülern Schülerbewußtsein an den Tag zu legen. Die größten Meister der Malerei, der Bildhauerkunst, der Musik, der Wissenschaft haben sich, oft noch im höchsten Alter, als „Schüler“ bekannt. Ein solches Bekenntnis wird dem ausgesprochenen Schüler, dem Knaben, dem Mädchen, dem jungen Manne, Mut machen, Vertrauen in sich selbst einflößen, edlen, kameradschaftlichen Eifer erwecken und durch die Gemeinsamkeit den Fortschritt bewirken.

Gerade ein Knabe, der einen ahnend umfassenden Vorbegriff von der gewaltigen Fülle des Wissenswerten hat, wird leicht verzweifeln, es zu bewältigen. Mich zum Beispiel hat dieser ahnende Vorbegriff als Knabe furchtbar bedrückt. Und da war niemand, der mir das abhorchte. Es war unter meinen Lehrern keiner, der daran dachte, daß ich von einem solchen Alp bedrückt sein könnte und ihn mir von der Seele nahm. Dies war unter Umständen leicht zu tun. Er hätte mir eine Beichte ermöglichen können in Kameradschaftlichkeit und mir etwa gesagt: Denke du nur an die nächste Stufe und nicht an die hunderttausend, die du noch gehen mußt! Denke nur nicht, daß du die hunderttausend mit deinen

heutigen schwachen Kräften gehen mußt, sondern es werden dir Kräfte wachsen! Man errackert die Fülle des Wissens nicht, wenn man auch seine Pflicht tun wird, sondern man wächst in sie hinein! — Mir wäre jedenfalls, hätte man dies zu mir gesagt, weit wohler ums Herz geworden.

Es gibt treibende, es gibt lockende Kräfte. Man spricht von Peitsche und Zuckerbrot. Aber das Zuckerbrot ist ein läppisches Bild. Im Wissen, in der Weisheit selbst liegt das Lockende. Hinter ihr leuchtet — unerreichbar, doch göttlich — die Sonne der Allwissenheit. In jedem Wissensdurst, dem mattesten und glühendsten, liegt Sehnsucht nach ihr. Sie muß je nachdem gesteigert oder erhalten werden. Wer aber von dieser Sonne weiß, der wird der Geißel kaum noch bedürfen.

Darum, scheint mir, ist es wichtig, dem Schüler von dieser Sonne zu reden, wichtig, in ihm das Organ lebendig zu erhalten und nicht erblinden zu lassen, das von dieser Sonne weiß. Es gibt ein solches Organ. Es ist dem leiblichen Auge ähnlich, das uns ja auch jeden Tag hinreichend vom Dasein der Sonne Zeugnis gibt, die trotzdem überirdisch bleibt und letzten Grundes nie zu begreifen. Das verwandte Organ der Seele spürt ähnlich dem leiblichen das Gestirn der Allwissenheit, von dessen Strahlen es lebt, dem es sich, ohne vernichtet zu werden, ebenso bis zu einem gewissen Grade fernhalten muß wie das leibliche Auge unserer Sonne.

In diesem Betrachte angesehen, bedeutet jede Art Wissen und jede Art Streben danach letzten Endes Religion, Ringen und Streben nach dem Göttlichen. Und in diesem Ringen und Streben, wie im Genusse jedes neuen Tags, liegt alles irdische Glück beschlossen.

Ich habe das schöne Schulhaus gesehen. Ich war überrascht, wie weit, heiter und hell es ist. Ich habe euern hochverehrten Herrn Direktor kennengelernt und bin überzeugt, daß der Zusammenklang dieses Mannes und

dieses Schulhauses kein Zufall ist. Ich glaube und hoffe, daß ihr euch dieser hohen Schule niemals voll Angst und widerwillig, sondern mit freudiger Neigung nähern werdet, weil euch das Göttliche, was in allem Lernen steckt, anziehen wird. Denn von diesem Manne, eurem verehrten Herrn Direktor, und seinem verehrten Lehrerkollegium ist vorauszusetzen, daß es ihnen gelingen wird, euch davon zu überzeugen, daß eine Schule kein Gefängnis, sich bilden keine Strafe ist. Ich fühle und weiß, daß ihr in ihnen treue väterliche Ratgeber, Führer und Freunde habt.

Möget ihr, meine jungen Freunde, tüchtige, glückliche deutsche Männer werden, warmen Herzens, gütig und stark, unserem Vaterlande zum Segen, und möge bis dahin der volle Segen der Jugend über euch sein!

DER GLAUBE AN DEUTSCHLAND

Rede, gehalten im Bremer Schauspielhaus am 6. September 1922

Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich hierher einzuladen. Meine Natur weist mich im Grunde auf ein Leben der Zurückgezogenheit. Diese Stunde duldet es aber nicht, einsiedlerischen Meditationen ausschließlich obzuliegen. Sie verlangt ein Hervortreten mit ganzer Person, hauptsächlich zu dem Zweck, um immer wieder das laute Bekenntnis zu Deutschland abzulegen, dem einigen ungeteilten Deutschland, das sich erstreckt, so weit die deutsche Zunge klingt. Wenn Sie mich also gerufen haben, so stand hinter Ihnen gleichsam ein zweiter Rufer, der seinen Ruf mit dem Ihren verband. Dieser Rufer war unser Vaterland.

Was aber ist damit getan, wenn man diesem Ruf Folge leistet und sich von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt zu einem unteilbaren, darum einigen, darum starken Deutschland gläubig überzeugt bekennt? Lassen Sie mich in der freien Reichs-, Hansa- und Seestadt Bremen den oft gebrauchten Vergleich einer staatlichen Einheit mit einem Schiffe heranziehen und durch ihn diese Frage beantworten! Der eigentliche Sturm mag vorüber sein. Er hat dem wackeren Schiffe von drei Masten, sagen wir, anderthalb genommen und einen halben abgeschlagen. Das Steuer des Schiffes ist lädiert, die Fracht zum großen Teil über Bord geworfen. Der Rest der Ladung ist dermaßen durcheinandergeschüttelt, daß eine Gleichgewichtsstörung eingetreten ist und das Schiff auf der Seite liegt. Bei alledem ist der Sturm zwar vorüber, aber die Dünung, der Seegang beinahe noch ebenso hoch, so daß alle Augenblicke immer noch grobe Seen über Deck spülen.

Das Schiff sei mit Passagieren gefüllt. Viele aus jeder Klasse hat der Sturm über Bord gespült, viele gingen

auf andere Weise zugrunde. Die übrigen sind, ähnlich der Ladung, durcheinandergeschüttelt. Der Kapitän, die Steuerleute, welche die Reise unternahmen, das Schiff im Sturm geführt haben, sind über Bord. Die Mannschaft war zunächst demoralisiert. Mit Mühe und Not ist durch Wahl der Passagiere aus den Reihen ein neuer Kapitän auf die Brücke gestellt worden. Auf gleichem Wege ist eine neue Mannschaft um ihn gebildet worden.

Wie schwer hat es naturgemäß diese neue Mannschaft, wie schwer dieser neue Kapitän! Er fährt nur mit etwa anderthalb Masten, er fährt mit einem läderten Steuer, dem das Schiff nicht genügend gehorcht. Er hat eine Mannschaft, die ihre Lehrzeit in dieser furchtbaren verantwortlichen Situation durchmachen muß, und er hat Passagiere, die Menschen sind, Menschen noch immer in Not und Angst, und von denen jeder, echt menschlich, von sich meint, er wäre ein besserer Steuermann. Und am Ende, weil die Menschen gedankenlos und vergeßlich sind, drohen sie etwa mit Meuterei und handeln nicht anders, als seien der neue Kapitän, die neue Mannschaft für den Kurs und den Sturm, kurz, für das ganze Unglück verantwortlich, dem die erste Mannschaft, der erste Kapitän zum Opfer fielen.

Ich fürchte, auch in dieser Weiterentwicklung ist mein Beispiel für das heutige Deutschland zutreffend.

Es sind da Passagiere vorhanden, die ihre Kaltblütigkeit bewahrt haben. Sie bemerken, daß der Kapitän und die Mannschaft ihrer ungeheuer schweren Aufgabe, das Schiff in einen Hafen zu bringen, getreulich obliegen. Sie wissen, daß, wenn die Passagiere meutern, das Schiff kentern oder an einer Klippe zerschellen oder ein Opfer von Piraten werden muß. Solche Leute mit heißem Herzen und kühlem Kopf werden auf dieser gefährlichen Fahrt viel zu tun haben. Sie werden um

sich her beruhigen, schlichten und Mut machen. Sie werden auf den Hafen hinweisen und den Augenblick, von dem sie sicher voraussetzen, daß er kommen wird, wo das herrliche, brave alte Schiff gedockt und wiederhergestellt werden kann.

Ich bin etwa solch ein Passagier: ein Mensch, der im Rahmen des auf Leben und Tod mit dem Schiff verbundenen Mitreisenden nach Maßgabe eigenen Denkens, wenn auch fehlbaren Denkens, dem Schiff und seiner Rettung dienen will. Deutschland ist also dieses Schiff. Und so rufe ich allen hundert Millionen Europäern deutscher Zunge zu: bleibt einig im Hoffen, im Glauben und in der Gewißheit, daß Deutschland den Hafen erreichen wird! Ich rufe denen zu, die wie die Ratten das Schiff verlassen wollen, im Wahnsinn der Verzweiflung oder in einem sogenannten Rettungsboot: Kommt zur Besinnung, habt Geduld, es ist immer noch Zeit, euch selbst zu morden! Das einzige Schiff, das einige Deutschland, es muß den Hafen erreichen, es kann nicht untergehen.

Wir wollen das Bild hiermit verabschieden. In einem Zeitalter, darin die Menschen durch die Erfolge eines fast übermenschlichen Entdeckergeistes begnadet worden sind, an dessen Errungenschaften sich höchste Hoffnungen für das Wohl der Völker und Staaten knüpfen mußten, scheint die Menschheit dem Lichte der Vernunft gegenüber völlig erblindet zu sein. Sie wälzt sich zumal auf dem Boden Europas in würdelosen erbärmlichen Krämpfen herum. Aus der höllischen Saat des Krieges sind die erbarmungslosen Dämonen des Völkerhasses, der Habgier und Raubgier auferstanden und treiben, mitten im Frieden, ihr Handwerk fort. Es ist also keine Lust zu leben, wir verrichten unsere Arbeit keineswegs etwa getragen von einem verhaltenen Jubelruf, viel eher von einem Wehruf, weil wir nicht absehen können, wie wir bei diesem blinden Treiben

häßlicher Mächte um eine neue furchtbare Strafe des Himmels herumkommen sollen.

Nun, es gibt bekanntlich einen aktiven, das heißt tätigen Mut und einen passiven, duldenden Mut. Unser Schicksal aber macht augenblicklich die furchtbare Probe auf unsren duldenden Mut. Darin muß heute der Deutsche den Mann zeigen. Es ist auch bereits gang und gäbe geworden, unter den ausgesuchten und sinnlosen Leiden, die man uns fortgesetzt zumutet, heiter zu scheinen und so zu tun, als sähen wir nichts, als röchen wir nicht die mefitischen Dünste, und vor allem, als wären wir ohne Gefühl.

Duldender Mut ist aber nicht Abgestumpftheit und Schwäche. Er ist selbstbewußte Kraft. Duldender Mut überwindet das Feindliche ebensowohl wie handelnder Mut. Duldender Mut behauptet sich in sich selbst. Die Persönlichkeit zieht sich auf sich selbst zurück und behauptet sich so, unverletzbar in ihrem Stolz, ihrer Würde, ihrem Wesen, das heißt ihrer Eigenart. Der Tod kann solcher Persönlichkeit ein Ziel setzen, aber da bei einem Volke wie dem deutschen von Sterben im Zeitraum des nächsten Jahrtausends nicht die Rede sein kann, so ist an dem Erfolg unseres passiven Mutes, unserer Treue zu uns selbst, kein Zweifel erlaubt.

Dieses Sichbesinnen auf unsere Eigenart, wie es bei den Stämmen und Teilen Deutschlands sich jetzt überall zeigt und auch in der Niederdeutschen Woche, ist also nicht ohne tieferen Sinn, denn es gehört in das Kapitel vom passiven Mut und seinem Sinn und Wert.

DANK AN BUNZLAU

Rede, gehalten im Rathaussaal
zu Bunzlau am 4. Oktober 1922

Als ich durch den Herrn Ersten Bürgermeister die Mitteilung erhielt, daß Magistrat und Stadtverordnete der Stadt Bunzlau mir die Ehre erweisen wollten, einer Straße meinen Namen zu geben, war ich davon tief gerührt, und ich habe es als eine freudig zu erfüllende Pflicht ansehen müssen, Ihrer gütigen Einladung für den heutigen Tag zu folgen. Der Name Bunzlau ist durch seine besonderen Industrien weltbekannt. Aber dieser Umstand würde die ganz besondere innere Bewegung nicht bewirkt haben, in die mich die Nachricht meiner Ehrung durch diese Stadt versetzte. Vielmehr wurden durch sie die Saiten meiner Seele angeschlagen, die seit meiner frühesten Jugend nicht mehr geklungen hatten. Fünf, sechs und sieben Jahre kann ich gewesen sein, als mir der Name Bunzlau vertraut wurde und sich mir in einer Weise einprägte, wie eben ein Name sich nur in der Jugend einprägen kann. Mein ältester Bruder, heut längst verstorben, hat nämlich einen Teil seiner Schulzeit hier auf der höheren Schule verbracht, und man kann sich denken, wie oft im Familienkreise, am Familientische, besonders vor, nach und in der Ferienzeit, der Name Bunzlau gefallen ist. Die unbestimmte mystische Aura, die ihn umgab, enthielt, mehr gefühlt als erkannt: Elemente des Wachsens und Werdens, des pflichtmäßigen Fortschreitens, der zwangswiseen Belehrung und freiwilligen Belehrbarkeit für mich, und indem ich diese Elemente, beim Klange des Namens, immer wieder ahnend empfand und mir halb und halb ihrer, als Bedingung des Aufstiegs zu höherem Leben, bewußt wurde, ward durch ihn, diesen Namen, schon ein hoher pädagogischer Anfangsgrund in mich gelegt.

Ein solcher Umstand darf im Leben eines einzelnen

Menschen nicht als geringfügig angesehen werden. In dem ideellen Aufbau einer Persönlichkeit, wie sie sich im Raume der menschlichen Seele vollzieht, gibt es unzählige Bausteine, unter denen jedoch, wie bei jedem Bau, die Werkstücke des Fundamentes am wichtigsten sind, da das Ganze nur besteht, weil es auf ihnen ruht. Sie werden mir also zugute halten, wenn ich den für die Stadt Bunzlau so belanglosen, für mich so bedeutungsvollen, an sich kleinen Umstand erwähne. Ich bin sicher, daß Sie nicht der Abstraktion „Dichter“ die Ehre Ihrer Einladung haben angedeihen lassen, sondern daß Sie den einfachen Menschen, den schlesischen Landsmann, das Kind unserer gemeinsamen Provinz zu sehen erwarten, der, wie Sie, jede kleinste Phase seines Werdens und Wachsens aus schlesischer Heimaterde wichtig nimmt. Traulich und wichtig also ist mir der Name dieser Stadt, und darum stehe ich hier, um Ihnen persönlich zu sagen, wie herzlich meine Freude über die mir erwiesene Ehre ist.

Sollte jemand der Ansicht sein, daß der Tatbestand eines Bausteins der Persönlichkeit an sich zu geringfügig ist, so bleibe ich trotzdem entgegengesetzter Meinung. Wo das Individuum sich nicht wichtig nimmt, nimmt sich auch das Volk nicht wichtig. Das sich im höchsten Grade wichtignehmende Individuum ist die lebendige Zelle und also wieder der lebendige Baustein, den man im Raume der Volksseele millionenfach als Kulturträger vorfindet, das Korpus der Kultur ausmachend. Von dieser Auffassung kann mich nichts abbringen, um so weniger, da die Beispiele für ihre Richtigkeit naheliegende sind. Oder hätte nicht das Christentum das Dogma, wonach der Mensch als Gottes Ebenbild geschaffen ist, sich zu eigen gemacht? Sieht es nicht die Kirche aller Konfessionen als ihre höchste Aufgabe an, menschliche Seelen zu retten für die himmlische ewige Seligkeit, zu der sie jegliche Menschenseele,

auch die Seele des allergeringsten Menschen, für fähig, ja für berufen erklärt? Aber nehmen wir auch flugs den Menschen nicht nur als Bürger des Himmels, sondern als einfachen Staatsbürger! Es existiert kein Staat, wenn nicht der einzelne Bürger sich wichtig nimmt. Wer zweifelt daran, daß eine große Schafherde, die ein Schäfer und ein Hund betreuen, aus sehr verschiedenen Gründen ein schöner Anblick ist? Wir finden dieses Bild zum Symbol für die höchsten Dinge gebraucht: einen Staat jedoch bilden diese Herde, dieser Hirte, dieser Hund zusammengenommen nicht.

Meine erste Beziehung zu Bunzlau hat mich auf einen Punkt meines persönlichen geistigen Werdens geführt. Ich bin damit gleichsam selbst in einen kleinen pädagogischen Strudel geraten. Vergeben Sie mir, wenn ich mich durch ihn zu dieser Betrachtung über das Wichtignehmen habe fortreißen lassen! Ich wollte zunächst vielleicht nur den Vorwurf abwehren, ich stellte meine Persönlichkeit zu sehr in den Vordergrund. Damit sei es nun, wie es mag. In der Frage des Wichtignehmens muß ich festbleiben. Wir können nicht weiterkommen, und überdies, wir belügen uns, wenn wir uns etwa als Ameisenhaufen sehen, dem einzelnen Menschen keine größere Wichtigkeit zugestehen, als sie eine Ameise in unseren Augen besitzt. Hoffentlich wird man auch nicht dem Herdenbeispiel schon einen suspekten, politischen Sinn beimessen. Es ist so zahm, wie nur je zahmes politisches Denken selbst in der wilhelminischen Epoche eines geboren hat. Einige Worte, die ich neulich zu sagen Gelegenheit fand, sind als politische Rede bezeichnet worden. Nun, meine Herren, es ist politisch, wenn ich sage: ich liebe mein Vaterland, ich wünsche die Einigkeit und dadurch das Gedeihen meines großen Vaterlandes, und ich bin nichtswürdig, wenn ich es nicht sage. Wer, wenn er den Mund auftut, um zu reden, sollte heut, in den Zeiten von Deutschlands großer

Not, das umgehen können, was uns allen am nächsten liegt?! Der kann kein deutsches Herz im Leibe haben, dem es gelingt, von Deutschland zu schweigen, nur weil er fürchtet, daß er sich etwa in die bekannte Linie der Politik begibt. Gewiß, ich bin kein Politiker, das heißt, ich habe kein Spezialfach daraus gemacht. Aber: Civis Germanus sum. Und als solcher nehme ich mich wichtig, wenn ich auch über das Wirkungsgebiet eines solchen hinaus in keiner Weise dringen will. Nein, ein Bekenntnis zur deutschen Seele und ihrer Wichtigkeit, ein Bekenntnis zur Heimatseele und ihrer Wichtigkeit, ein Bekenntnis zur Volksseele und ihrer Wichtigkeit, ein Bekenntnis zum einzelnen Deutschen, zu Volk, Land und Staat ist nicht Politik, sondern es ist einem Deutschen das Selbstverständliche; aber doch wiederum nicht so selbstverständlich, daß man von einem lauten Glaubensbekenntnis überall und immer, gerade in unseren Tagen, entbunden sein könnte. Und wir dürfen auch nicht dem, was verloren ist, tatenlos nachhängen und nachtrauern. Fassen wir mutig das ins Auge, was uns geblieben ist! Und da ist uns nicht wenig geblieben. Nach einer bestimmten Richtung leistete Deutschland seine Kraftprobe in der wilhelminischen Zeit. Die Muskulatur ist nicht schwächer geworden. Fragen wir uns nun, ob es nicht möglich sein könnte, daneben mit einer ähnlichen Energie den großen Dom einer deutschen Bildung, einer wahren deutschen Sozialkultur im Raume der Volksseele und des Volkskörpers aufzubauen! Erwecken und pflegen wir zunächst den Glauben daran, und verfolgen wir dieses größte Ziel, das uns allein an Haupt und Gliedern erneuern kann!

Indem ich Sie schließlich bitte, meinen ganz persönlichen innigen Dank entgegenzunehmen, fordere ich Sie auf, mit mir ein dreifaches Hoch auszubringen: Unser großes Vaterland, unsere herrliche Provinz, die deutsche Stadt Bunzlau, sie leben hoch!

DER WEG ZUR HUMANITÄT

Aus der Rede, gehalten bei der Feier
des 60. Geburtstages in der Univer-
sität Berlin am 15. November 1922

Man kann an die Zukunft der deutschen Literatur nicht denken, ohne an Deutschlands Zukunft zu denken, und an diese wird man mit Sorge denken. Unser Vaterland steht im Zeichen einer Umbildung, deren rapides Tempo an den Ablauf eines Fiebers erinnert, und wir wissen nicht, welches Ende die gefährliche Krise, zu der es hindrägt, nehmen wird. Wenn man in der Geschichte liest, so macht es allerdings den Eindruck, als ob Krisen im Völkerleben nicht die Ausnahmen, sondern die Regel seien. Oft genug scheint es, wenn äußere Krisen die inneren, innere Krisen immer wieder die äußeren ablösen, durchaus als Wunder, daß der Staat nicht zugrunde geht. Im Falle Roms ist er sogar trotzdem zu weltumspannender Herrschaft gelangt.

Einen solchen Weg freilich suchen wir nicht; denn dieser Weg ist ein Kreuzträgerweg, und für Sieger gleichwie für Besiegte, Herrscher und Beherrschte muß, zumal im Falle Roms, die Dornenkrone als Symbol gelten. Einen solchen Weg suchen wir nicht. Welchen anderen jedoch suchen wir? Es gibt keine Frage im Gegenwartsleben, die heftiger umstritten wird. Weg hin, Weg her! Das höchste Ziel winkt jedenfalls auf dem Wege der Humanität, und auf diesem sind ganz allein die Künste des Friedens Wegbahner. Wesentlich friedlich sind die Künste, die Wissenschaften, die Religion, und hier ist es, nämlich auf dem Wege der Humanität, wo das deutsche Schrifttum Gott sei Dank immer zu finden war und zu finden ist und zu finden sein wird in der Zukunft.

Wenn man über die Blätter des Buches der Geschichte

von oben nach unten eine Mittellinie zieht und auf die geteilten Flächen links das Böse, rechts das Gute rubriziert, so werden unter anderem links die Kriege, rechts unter anderem Werke der Kunst, Erfindungen und Entdeckungen einzuleichnen sein. Dem blutigen, dem unfruchtbaren Einerlei der linken Rubrik wird die unendliche Vielfalt, ein Füllhorn des Segens der rechten Rubrik gegenüberstehen. Der ruchlosen Selbstzerfleischung der Menschheit gegenüber: ein Aufstieg von Wunder zu Wunder. Alles ist hier aus Liebe geboren, auch dort, wo immanenter Segen durch die Mächte der linken Rubrik zum Fluch umgebogen worden ist.

Diese rechte Rubrik, in der alle höchste Kraft der Menschheit beschlossen ist, fasse ich in ihrer Ganzheit als Gebiet der Humanität. Wer diese Rubrik wahrhaft zu lesen vermag und die übermenschliche Begnadung des Menschengeschlechts erkennt, die sie predigt, der wird sich allerdings auch gestehen, daß er ihrer noch nicht einmal inne-, geschweige würdig geworden ist. So ist es mit dem Dummstolz auf jene Erfindungen, die den Triumph des letzten Jahrhunderts bedeuten, nicht getan. Solche Göttergeschenke verpflichten. Diese ungeheuren, übermenschlichen Mittel können uns nur zu einem göttlichen Zwecke verliehen sein.

Die Menschheit muß weiter, weiter empor, und wir Deutsche müssen weiter empor und vorangehen. Wir haben Lehrer, wir haben Führer in Gegenwart und Vergangenheit, deren Amt erst beginnen muß. Mit den lebendigen Toten in Reih und Glied sehe ich den wahren Ruhmesweg der künftigen deutschen Literatur, die schreiten wird mit dem höheren Ziel im Auge. Hoffen wir, hoffen wir also auf sie und daß sie über den Fortschritt fortschreite! Und zu diesem Behuf erstehe endlich uns allen, was der Dichter Novalis ersehnt, eine neue göttliche Weltinspiration.

MISSVERSTEHEN UND VERSTEHEN IM GEISTIGEN

Rede, gehalten in der Niederländisch-Deutschen Vereinigung zu Amsterdam, Dezember 1922

Gastfreundschaft ist der Sinn der Niederländisch-Deutschen Vereinigung: nicht materiell, sondern ideell genommen. Vertrauen und Neigung muß einer solchen Verbindung vorausgehen. Sie haben diese Tage veranstaltet als Willkommen für einen Repräsentanten deutscher Geistigkeit, und ich glaube, daß ich einige Eignung mitbringe für Wesen und Ziel der Gesellschaft, unter deren Protektorat ich bin.

Dann wäre ich der Ehre, die Sie mir erweisen, nicht ganz unwürdig, Vertrauen und Neigung brauchten keine Täuschung zu erleiden: und ich hoffe, daß es so ist. Ich selbst aber darf Sie versichern, daß ich diesem Kreise, diesem Lande volles Vertrauen und volle Neigung entgegenbringe.

Wenn man nicht das Gelingen oder Mißlingen meines Lebenswerkes in Erwägung ziehen will, sondern nach seiner letzten Absicht fragt, so darf ich antworten, daß ihm die Absicht, durch Verstehen zu versöhnen, zugrunde liegt. Das ist ein der tiefsten Absicht Ihres Kreises nah verwandter Zug. Materiell gesinnten Naturen erscheint er vielleicht wesentlich unpraktisch. Aber wer das Verstehen unterschätzen will, wird das Mißverstehen nicht unterschätzen: beruhen doch auf dem Mißverstehen die allerfurchtbarsten Übel der Welt.

Mißverstehen und Verstehen geschieht im Geistigen. Wenn also geistige Kreise verschiedener Völker sich in Vertrauen und Neigung einen, um einander im Geist zu verstehen, so ist diese Absicht durchaus nicht unpraktisch. Dies ist eine Selbstverständlichkeit. Rufen wir trotzdem einen Zeugen herbei: Haldane, der ein

praktischer Engländer ist. „Idealistische Lebensarbeit“ nennt er einen Vortrag, den er gehalten hat. „Welt-herrschaft“, sagt er darin, „ist vornehmlich eine sittliche, eine moralische Eroberung.“ Von den Mitteln der Gewaltherrschaft hält er dagegen nichts. „Sie arbeitet“, sagt er, „an ihrem eigenen Untergang.“

Verstehen wächst aus dem Mißverstehen hervor: Beweis genug, daß es das Höhere ist. Diese Wahrheit ist wenig bekannt, sie hat heutzutage nur wenige Anhänger. Um so mehr Anhänger hat die Gewalt.

Die Welt ist heute in zwei Lager gespalten. Das eine ist klein, seine Insassen aber sind friedlich und waffenlos. Das andere dagegen ist riesenhaft. Seine Aber-millionen Bewohner starren von Waffen. Doch nein, vielleicht ist das Lager des Friedens noch zahlreicher, klein nur die Vertretung der Partei des Friedens in bewußter Geistigkeit. Ist nicht die Zahl der friedlich tätigen Hände Legion, und haben sie uns nicht alles, aber auch alles geschaffen, was das Leben überhaupt lebenswert gestaltet? Waren die größten Menschen, die je gelebt haben, nicht friedliche? War der Sakyamuni, war Jesus Christ nicht ein Friedefürst? Wehe, wenn durch den Sieg der Gewalt eines Tages die Erinnerung daran verlöschen müßte!

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, welchem Prinzip in diesem Kreise allein gehuldigt wird. Das Wehe, welches ich eben gerufen habe, steht vor der Gewalt und steht hinter ihr. Der Segen aber folgt aus dem Prinzip, das aus Vertrauen und Neigung Verstehen und Versöhnung hervorwachsen läßt. Versöhnung ist Einigung im Guten und verwirklicht schon damit ein ideales Ziel.

Übrigens ist es eine Merkwürdigkeit, daß sich die friedlichsten und die höchsten Güter eines Volkes, selbst-tätig über die Grenzen flutend, anderen Völkern, ja der ganzen Welt mitteilen. Und die schenkenden Völker

sind stolz, daß es geschieht. So gehört die Bibel, gehört Homer, gehört die niederländische Malerei, gehört die deutsche Musik der ganzen Welt — um nur wenige von den Gütern zu nennen, die der ganzen Kulturwelt gemeinsam sind.

Es ist überhaupt nicht wahr, daß ein anständiges Volk, das heißt ein Kulturvolk, der Pflichten gegen andere Völker entbunden ist. Es ist in derselben Lage und ebenso einzuschätzen wie ein Mensch, der keinen Gemeinsinn zeigt. Ein Mensch, der keinen Gemeinsinn zeigt, wird bekanntlich im Staate nicht geduldet, er wird seiner Bürgerrechte mit Recht beraubt. Deshalb: Nationalismus in Ehren, der ganz gewiß berechtigt ist, wie jedes Menschen Eigenart und Charakter berechtigt ist, aber er muß Gemeinsinn bewahren.

Lassen Sie mich Ihr Vaterland als ein Musterland des Gemeinsinns nach außen und innen ansprechen! Es war schon zu Ausgang des Mittelalters das freieste, toleranteste Land, und seine Wohlfahrtseinrichtungen erstanden bereits in einer Zeit, wo andere Länder von solchen noch keinen Begriff hatten.

Leider verstehe ich nicht Holländisch. Dennoch fühle ich mich dem holländischen Wesen in vieler Beziehung, verständend, verwandt. Sei es nun — ich bin Schlesier —, daß meine Vorfahren Kolonisten auf dem Boden dieser slawisch-deutschen Grenzprovinz gewesen sind — solche wurden bekanntlich aus germanischen Ländern, auch aus Holland, dorthin verpflanzt —, gleichviel, ob ich einen holländischen Tropfen in mir habe oder einfach germanisches Blut: die Verwandtschaft ist da und nicht abzuleugnen. Ich habe dies aus der Lebensfreude, den Humoren, der Malerei Ihres Volkes herausgefühlt: und ihre Sprache, ich meine die Sprache der Malerei, ist es, die schon, als ich noch Kind war, von einer großen Bilderwand meines Vaterhauses herab deutlich und eindringlich zu mir gesprochen hat.

Es ist unmöglich für den Nicht-Einheimischen, von Rembrandt zu schweigen und dabei in Holland zu sein. Ich darf um so weniger von ihm schweigen, als er zu den größten, aus dem Nationalen in die allgemeine Menschheit übergetretenen Werten gehört und als ich an diesem Wert von Kind an teilhatte. Hauptsächlich Rembrandtkopien, aber auch solche nach Ostade, Teniers, Ruisdael und anderen schmückten in meinem Vaterhause die Bilderwand. Und es ist deshalb vielleicht kein Wunder, wenn ich Rembrandtschüler geworden bin.

Soll ich Eulen nach Athen tragen? Und doch möchte ich nicht verschweigen, was mir an Rembrandts Kunst das Adäquate ist: der unabirrbare hohe Respekt vor dem, was ist; daß hier Größe erreicht wird, ohne daß je das schlichteste Menschenmaß verlassen wird. Hier ist eine Kunst, der man ungestreckt und -gereckt, nur eben als Mensch, so universell erschließend sie ist, überall bis ins Letzte folgen kann. Sie hat darum im höchsten Sinne Stil, weil die Person des Künstlers — der Stil ist der Mensch —, freilich zu ewigem Leben, ganz in ihr untergegangen ist. Und sie hat das Geheimnis, Leben zu geben! Leben zu geben, daß man erschrickt und etwa, wie vor der „Kleinen Anatomie“, zu Tränen erschüttert wird. Es ist gleichgültig, daß man Ähnliches zu erreichen nicht hoffen kann, aber man wird danach ringen dürfen. Man sieht jedenfalls, zum Beispiel wieder in der „Kleinen Anatomie“, das Wunder als menschliche Möglichkeit. Man urteile, wie sich damit der Begriff der Kunst ins Göttliche weitet!

Gastfreundschaft, sagte ich zu Beginn, ist der Sinn der Niederländisch-Deutschen Vereinigung. Nicht materiell, sondern ideell genommen. Solche Gastfreundschaft genieße ich. Dafür habe ich meinen schuldigen Dank ehrerbietigst abzustatten. Aber ich darf die Gelegenheit

nicht vorübergehen lassen, ohne diesem gastfreundlichen Lande Holland im allgemeinen den Dank meines Vaterlandes, den Dank Deutschlands auszusprechen für das großzügige Liebeswerk, das insonderheit unsere mit Entbehrungen ringende Jugend zu genießen hatte und hat. Geben ist seliger denn Nehmen, heißt es in der Bibel, und so möge der Segen des Gebens auf den Geber, auf Holland, reichlich zurückfluten!

DANK AN DIE DEUTSCHEN SCHAUSPIELER

Rede, gehalten beim Festakt zum
fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des
Deutschen Schauspielhauses in Ham-
burg am 15. September 1925

Die Feierlichkeiten, die den fünfundzwanzigjährigen Bestand des Deutschen Schauspielhauses zu Hamburg als einen wichtigen Gedenktag auszeichnen sollen und auszeichnen, haben ihre volle Begründung in der Wichtigkeit dieses Instituts. Die Schaubühne, besonders wie sie bei uns in Deutschland sich entwickelt hat, muß noch immer als ein kultureller Faktor ersten Ranges angesprochen werden.

Zwar hat sie, wie alles in der Welt, mit der Gefahr der Entartung zu kämpfen und ist auch zum Teil entartet, ganz gewiß. Zum Unterschied aber von der Schaubühne mancher anderen großen Nation besteht sie auch noch in ihrem gesunden Teil und wird, nach Menschenermessern, immer bestehen.

Ich weiß nicht, ob man von einer englischen Bühne, einer italienischen Bühne, ja selbst einer französischen Bühne im gleichen Sinne wie von der deutschen Bühne heute noch reden kann. Es ist mehr als zweifelhaft, ob dort wie bei uns trotz Kino kleine und große Städte ihre eigenen Theater haben, sie mit Liebe pflegen und untereinander in ihrer künstlerischen Ausgestaltung wetteifern. Ich glaube es nicht. Mögen wir hierin, in diesem Wetteifer nämlich, vielleicht sogar manchmal mehr als nötig tun, in Experimentalwesen ausarten und die schlichte Linie verlassen, selbst das Zuviel ist ein Beweis der überall vorhandenen und wirksamen Lebenskraft.

Ich sehe recht wohl, wie gerade augenblicklich wieder der deutsche Spielplan sich verflacht und vernichtet, glaube aber nicht, daß diese wachsende Tendenz den

festen Kern ernstlich angreifen oder gar auflösen kann. Adeln doch immer wieder erlauchte Namen wie Calderon, Shakespeare, Schiller, Goethe, Hebbel, Grillparzer, Ibsen, Strindberg, Kalidasa und andere den Theaterzettel.

Es mag sogar bei uns Leute geben, die diese wundervolle Tatsache darum gering schätzen, weil sie dem Ideal nicht standhält, das ihnen vor der Seele schwebt, und ihrer idealen Forderung. Es sind meistens Menschen, die ihr eigenes Ideal so verhätschelt haben, daß sie glauben würden, es zu entweihen durch den Versuch, es dem Leben anzupassen oder gar ins Werk zu setzen. Aber „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“, sagt der Dichter. Und so lobe ich den, der es tut, ungeachtet sein Erfolg vielleicht nicht immer ein vollkommener ist. Und übrigens war es immer so, daß Mangelhaftes dem weniger Mangelhaften vorangehen muß. Wenn wir von gewissen religiösen Orden absehen, darf man sagen, daß die Bühne vielleicht eines der korruptibelsten Institute ist. Die gleichen Faktoren, durch die sie lebt und zur höchsten Blüte gebracht werden kann, Publikum, Schaulust, Lebenslust, sind es auch, die sie korrumpern. Die Welt auf der Bühne und die Welt im Zuschauerraum müssen einander an Kräften gewachsen sein. Siegt der Zuschauerraum über den Bühnenraum, so kann echte Kunst nicht bestehen. Hier werden sich immer wieder, weil es sich um eine Menschenmasse handelt, mittlere Instinkte zu Herrschern aufwerfen, während, da Verstand wie Kunst immer noch bei wenigen ist, die kleine Minderheit auf der Bühne nur durch die Macht der Kunst siegen kann. Je schwerer aber ist ihr Sieg, je höher diese Kunst sich erhebt, und je weniger sie auf billige Weise den Masseninstinkten frönen mag. Also ist das deutsche Theater im ganzen ein ständiger Schauplatz dieses Kampfes und muß dieser Schauplatz sein, oder aber es ist gewesen.

Der lebende deutsche Dramatiker im Wort allein oder in Wort und Musik, der Theaterleiter, der Schauspieler sind also Pioniere der Kunst, und wenn wir von einigen unter ihnen absehen, so bleibt gewiß, daß sie, trotzdem sie in Deutschland den allerverschiedenartigsten Notwendigkeiten im Dienste der Öffentlichkeit unterliegen, doch im Innersten ein Gefühl für das Wesentliche und Eigentliche der Kunst haben und hochhalten, worin sie schließlich und endlich wortlos einig sind.

Und ich möchte es einmal aussprechen: die deutsche Bühne war an Talenten wohl nie so reich wie heute. Das Durchschnittsniveau der Bühnendarsteller ist kein niedriges. Aus ihm aber heben sich Frauen und Männer heraus, große und ganz große Begabungen, schauspielerische Genies. In einer Anzahl, wie sie vielleicht keine andere Nation aufweist, sind sie da: große Menschen-darsteller, im Tragischen und im Komischen von erstem Rang.

Überhaupt ist der deutsche Schauspieler eine Macht. Er ist es durch seine Organisation, er ist es durch seine Wirksamkeit, er ist es durch die freie Menschlichkeit seiner Gesinnungen. Und wenn der deutsche Schauspieler sich dessen ganz bewußt wird und den Willen hat, so kann er eine noch umfassendere, noch wichtigere, noch wohltätigere Macht werden.

Wenn ich von dem Hochstand der darstellerischen Kräfte im deutschen Theater gesprochen habe, dem allerdings nicht immer eine gleichwertige Verwendung dieser Kräfte entspricht, so liegt keine Übertreibung vor, noch täusche ich mich. Ich weiche nur ab von der allgemeinen Norm, nicht zu sehen und jedenfalls nicht von dem zu reden, was im Guten wirklich ist.

Der deutsche Schauspieler ist der Nation verpflichtet, aber die deutsche Nation ist auch dem Schauspieler verpflichtet. Er ist es, der ihr, mit dem Dichter gemein-

sam, ihr Wesen, das heißt ihr inneres Schicksal, zu festlicher Steigerung befreit, ins Bewußtsein bringt. Ich glaube, es ist der gegebene Augenblick, sich einmal zum Wortführer solchen Dankes zu machen, und ich möchte dem Ausdruck des allgemeinen Dankes auch meinen besonderen beifügen und einmal bekennen, was alles ich dem deutschen Schauspielerstande schuldig geworden bin, schuldig geworden vor meinen literarischen Anfängen, mit diesen Anfängen und bis heutigen Tages. Ich habe von einem jederzeit aufopferungsvollen, teilweise ins Großartige gehenden Eintreten für den Dichter zu berichten, ohne das sein Werk niemals lebendig geworden noch lebendig geblieben wäre. Einbezogen in diesen Dank, den ich von ganzem Herzen abstatte, sei auch das Deutsche Schauspielhaus in der großen kraftvollen Hansestadt, das, getreu und immer getreuer edelster deutscher Tradition, bestehen und bleiben mag als ein Quell geistiger Belebung, Erfrischung und Durchdringung, wie für uns, so für ferne Geschlechter.

DER SINN GEISTIGER EHRUNG

Rede, gehalten auf einem Festbankett
zu München im November 1926

Feiern wie die heutige haben ganz gewiß ihre äußere und innere Berechtigung. Die Frage, deren Beantwortung mit diesem Satze gegeben ist, ist bei einem Manne natürlich, der gewohnt ist, die Erscheinungen des Lebens immer wieder neu durchzudenken, sie in einen größeren Zusammenhang zu bringen und das Überpersönliche in ihnen zu sehen.

Feiern wie diese haben also, meiner Ansicht nach, persönlich-überpersönlich ihre Berechtigung. Um ein geistiges Eigenzentrum, dessen Auswirkungen ins Bewußtsein der Öffentlichkeit gedrungen sind, treten andere Geisteszentren zusammen, bilden einen sozialen Zusammenklang, auf Grund der verbindenden Kräfte, welche die trennenden, wenn auch mitunter auf noch so kurze Zeit, ausschalten. Das Eigenzentrum, dem man in dieser Weise huldigt, ist gerade während dieser Huldigung weniger als je das, was sein Name besagt, sondern in einer Allgemeinheit aufgelöst: es ist entpersönlicht und damit überpersönlich geworden.

Somit ist eine solche Feier auch als Manifestation sozialen Friedens anzusprechen. Man tritt zusammen und ehrt einen Geist, weil man den Geist ehren will. Man ehrt den Träger einer Geistigkeit, um die Träger des Geistes im Volke zu ehren. Man ehrt den Lebendigen und ehrt damit die große Republik der Geister, die, über dreitausend Jahre und länger verteilt, insgesamt noch heute in ihren Emanationen wirkend sind. Man tut es in einem besinnlichen Augenblick, einem großen Bewußtseinsaugenblick, der um so köstlicher und befreiender ist, je mehr Parteiungen in ihm geschmolzen sind, und je mehr das Große, Einigende sieghaft ist. Ihrer hohen Idee am nächsten kommend wird eine

solche Feier sein, je mehr in ihr die Namen von literarischen und politischen Parteien verblassen, und je stärker und einigender der naheliegende nationale Gedanke und darüber hinaus der Menschheitsgedanke aufleuchtet.

Nun kann sich niemand so weit entpersönlichen — und soll es auch nicht —, bis er nicht weiß, daß er Mensch unter Menschen ist. Nachdem ich mir also die Last der hohen und freundlichen Ehrungen, die mir hier widerfahren, erleichtert habe, kann ich sie um so dankbarer, herzlicher, heiterer genießen. Neben dem wahren Ernst steht immer — sonst ist er kein wahrer Ernst — die wahre Heiterkeit. Ja, Ernst ist überhaupt nicht Ernst, falls Heiterkeit nicht Heiterkeit sein sollte. Die Weltuhr stünde still, wenn ihr Pendel nicht mehr dahin und dorthin ausschläge. Nicht einmal der finsternste Geist religiöser Weltfeindschaft und Verdüsterung entbehrt dieser Heiterkeit. Er lehnt sie auf Erden ab, um ihrer dafür im Jenseits, und zwar in grenzenloser Steigerung, teilhaftig zu werden. Heiterkeit gehört in das Gebiet der Freude. Heiterkeit ist Freude, und Freude ist Heiterkeit. So bekenne ich denn als Mensch, daß ich eine herzliche, tiefe Freude empfinde angesichts der Ehrung und warmen Begrüßung, die mir bereitet worden ist. Ich leugne nicht, daß ich, getragen durch diese warme Sympathiewoge meiner lieben deutschen Mitbürger, Stolz und Glück in höchstem Maße empfinde und, nicht ohne eine gewisse Selbstgerechtigkeit, mir bescheinige: mein Leben war nicht umsonst gelebt.

Ich habe unter anderem Dramen geschrieben. Auf diesen Umstand wollen Sie mir gestatten, kurz zurückzukommen. In diesen Dramen treten allerlei Gestalten auf, Prägungen des lebendigsten Lebens in meinem Geiste. Den sogenannten Bösewicht findet man in diesen für das Theater bestimmten Werken nicht. Ich möchte vielmehr in Anspruch nehmen, den allermeisten

meiner Gestalten ein wesentlich unbestochener, wö möglichlich liebenvoller Sachwalter gewesen zu sein. Über das Menschliche, Allzumenschliche konnte ich freilich nicht hinwegsehen, weil es, wenn man menschliche Schicksale nachbilden will, ein im Tragischen wie im Komischen unumgänglicher, lebenbildender und auch verhängnisvoller Faktor ist. Wer das Theater will, wer das Drama will, wer den echten, reinen, läuternden und aufklärenden Spiegel des Lebens will, muß auch mit aller Entschiedenheit zu dem Menschlich-Allzumenschlichen ja sagen. Es bewiese keine Kunstreife, wenn man das Theater verließe wie ein hochachtungswerter Volksschullehrer in meinem heimatlichen Schreiberhau, weil auf der Liebhaberbühne ein komischer Volksschullehrer zu sehen war, über den gelacht wurde.

Warum erwähne ich gerade das? Weil es mir in einem Augenblick sozialen Friedens und herzlich verbindender Festivitas naheliegt, die Dichtkunst, wie ich sie verstehe, auch allgemein als ein den sozialen Frieden förderndes Kulturelement betrachtet zu sehen. Freilich kein schwächliches Element. Es rechnet mit Vollmenschen, geisteskräftigen Männern und Frauen, die urteilsfähig, nicht verzärtelt und durch kränkliche Eitelkeit überempfindsam geworden sind. Es rechnet mit solchen Hörern und Zuschauern, die den Mut haben, zu eigener Belehrung und Läuterung in den Abgrund des Lebens hineinzublicken, selbst dort, wo er am tiefsten ist.

Lassen Sie mich meinen Dank an alle meine versammelten Freunde aufs innigste wiederholen und mit einem allgemeinen deutschen Wunsch schließen: Möge der soziale Zusammenklang, wie er sich hier einen schönen Augenblick lang vollzieht, auf allen Gebieten unserer heiligen und gewaltigen Volksgemeinschaft sich oft und oft wiederholen! Möchten persönliche Berührungen immer mehr rein menschliche Sympathien

schaffen und damit töricht verblendende Vorurteile aus dem Wege räumen, die vielfach den einen guten Deutschen veranlassen, im andern guten Deutschen den „schwarzen Mann“ zu sehen. Schon ist es eine Freude, zu erleben, wenn der Sommer Jugendschwärme des Westens nach dem Osten, des Ostens nach dem Westen, des Südens nach dem Norden, des Nordens nach dem Süden führt. Ich sah Tiroler Jugend in ihrer kleidsamen Tracht in Stralsund zur Kirche gehen. Ich habe freilich zu lange gelebt, um zu glauben, daß auf diesem Gebiet die Bäume in den Himmel wachsen. Nicht wie weit sie wachsen, sondern daß sie wachsen, ist aber die Hauptsache. Wachsen heißt hier Zusammenwachsen. Und möge mit diesem Zusammenwachsen eine gesunde Wiedergeburt des Volkskörpers und der Volksseele verbunden sein: möge ein neues Wort, eine neue Freude in ihr aufblühen!

HULDIGUNG AN DAS BUCH

Rede, gesprochen bei Eröffnung der Internationalen Buchkunstausstellung zu Leipzig, in der Aula der Universität, am 28. Mai 1927

Meine Damen und Herren! Ausstellungen, wie die eben eröffnete hier in Leipzig, sind schöne Blüten kulturellen Lebens und kultureller Kraft. Es ist ein gutes Zeichen für das Wachstum und Gesundwerden in Stamm und Ästen des alten Baumes, der unter dem ehrwürdigen Namen des Deutschen Reiches uns seinen Schatten, seinen Schutz, seine Blüten und Früchte gibt. Hier wird das Buch geehrt. Indem man sich aber auf die Buchkunst beschränkt, meint man darüber hinaus die Form, mit der eigentlich schon ein Immaterielles gegeben ist. Und dieses, das Immaterielle, wird auch die Buchkunstausstellung nicht ausschalten. Ein Buch ist tot ohne seinen immateriellen Gehalt, ja, ein Buch ist kein Buch ohne diesen. Und so gelten meine wenigen Worte nicht nur dem materiellen, förmlichen Teil des Buches, sondern dem ganzen Buch, dem Buch an sich, das man in das Wappen der weltberühmten Buchstadt Leipzig einfügen sollte. Den Buchdruck, also das Buch, hat Luther „eine höchste Wohltat Gottes“ genannt. Mitunter, wenn Schmähschriften ihn fast begraben, hat er wohl auch ein Fragezeichen hinter seine Behauptung gestellt. Aber dieses Fragezeichen lösche ich aus.

Das Geschenk des neuzeitlichen Buches ist, trotz allem, eine der größten Wohltaten Gottes.

Vielleicht dachte Luther nur, indem er die Buchdruckerkunst so nannte, an die ungeheure Vervielfältigungs- und Verbreitungsmöglichkeit der Heiligen Schrift, und in der Tat, bei der Bibel, von deren Macht und unerschütterlicher Kraft man bei der heutigen

Seelenschlaffheit nur noch den schwächsten Nachhall findet, mußte ihm die weiteste Verbreitung der Bibel allein schon mit einer allgemeinen Erleuchtung und Erlösung gleichbedeutend sein.

Wir aber kennen noch andere Bücher und sehen in ihrer Verbreitung und Erhaltung eine Steigerung der geistigen Seite des Menschentums. Wir haben aber nicht nur Magazine von Büchern, etwa wie solche von keimkräftigem Mumienweizen, sondern wir haben weite Felder, die alljährlich Frucht tragen. Ohne sie wären auch die alten Magazine nicht, oder ihr Inhalt wäre längst vermodert. Denn nur frisches und starkes Gegenwartsleben und Wachstum konserviert und erneuert das alte. Aber das Unkraut unter dem Weizen —? Es hat keine Zeit gegeben, wo es nicht war! Und man wird nicht einen Grad von Verblendung gutheißen, der auf den Weizen verzichtet, weil dieselben Bedingungen, die ihn zur Reife bringen, auch Nessel, Ochsenzungen und Gänsedisteln wuchern machen.

Es gibt Bücherverächter und Bücherhasser.

Ich glaube, man findet sie nicht so sehr in den Kreisen der Arbeiter und Handwerker als in einer Schicht vom Mittelstand bis an die Grenze echter Bildungskreise. „Meine Frau ist ein Bücherwurm, ich kann machen, was ich will, aber jedes Vierteljahr kommen große Bücherrechnungen“: so sagte ein Mann, der etwa zweimalhunderttausend Schweizer Franken jährlich Einkünfte hat. — „Denken Sie“, sagte mir eine Offiziersdame, „ich habe einen Vetter, er wirft Hunderte von Mark auf Bücher hinaus. Einmal war er nicht anwesend, als ich in sein Zimmer kam. Da lag ein Buch auf dem Tische: Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung! Nun sagen Sie, ist der Mensch nicht wahnhaft?“

Um Bücher ist viel gelitten worden.

Aber wir wollen diesen jammervollen Kampf deutscher

Vergangenheit nicht aufröhren. Ein rechtes Buch wird stets und immer Ausdruck der Geistesfreiheit sein. Wo jedoch der Geist geknechtet werden soll, fangen für ihn die Leiden an. Die Buchangst tritt nicht nur bei uns, sondern auch, abgesehen von Moskau und Spanien, wo man zum Beispiel die Bücher des wundervollen Unamuno erst jüngst auf offenem Markte verbrannte, überall auf. Ich habe Grund anzunehmen, daß Ähnliches auch bei uns von vielen barbarischen Bücherfeinden mit Genugtuung begrüßt werden würde, die vielleicht wünschen, daß die Bücher einmal ganz ausgerottet werden.

Unser Außenminister Dr. Stresemann hat sich in einer Rede gegen den Materialismus unserer Zeit gewandt, der die rein wirtschaftlichen Fragen, also schließlich und endlich die Brotfragen, für die allein wichtigen nimmt. Natürlich hat auch diese Buchkunstausstellung ihre wirtschaftlich wichtige Seite. Ihre besondere Schönheit liegt aber in der unlöslichen Verbindung des Ideellen und Materiellen, welche das Objekt, dem sie huldigt und das sie kultiviert, nämlich das Buch, verkörpert, so daß es dem Rufe nach harmonischer Ausbildung von Körper und Geist, als dem höchsten irdischen Ideale, auf ungezwungene Weise entgegenkommt.

Ich schließe mit dem Hinweis auf den friedlichen, beglückenden Teil der Mission des Buches, der es unbestritten zu einer allgemeinen Wohltat macht. Auf diesem Gebiet seines Wirkens, wo es zum Freunde und Kameraden aller Stände, Menschen und Lebensalter wird, besitzt es fast nur Freunde. Ich sehe den Mönch in seiner Klosterbibliothek, ich sehe den Kranken, dem ein Buch das Krankenzimmer zur Welt weitet, den schmökernden Knaben hinter der Hecke, der lesend zum Erwachsenen wird, den Verbannten, dessen Exil durch die Vertiefung in ein Buch aufgehoben wird, den verurteilten Sünder in der Kerkerzelle, dessen Seele sich

durch ein Buch befreit, den Greis, der durch ein Buch seine Jugend wiedergewinnt, und so fort. Somit huldige ich hier dem Buche als dem nie versagenden Kameraden und Menschenfreunde und möchte, daß es mit mir alle Deutschen tun, indem sie sich als eine große Gemeinschaft von Freunden des Buches empfinden und bewähren.

SHAKESPEARE-TAGUNG IN BOCHUM

Rede, bestimmt für die Tagung der
Deutschen Shakespeare-Gesellschaft
in Bochum im Juni 1927

Zu Stratford am Avon — und zwar am Ufer des Avon — habe ich mir ein Schilfrohr gebrochen. Es wird in meinem schlesischen Hause aufbewahrt. Wenn ich es ansehe oder in die Hand nehme, tritt mir das Leben Shakespeares, des schlichten Stratforder Bürgers, besonders nahe. Wie oft mag er in diesem Flüßchen Avon gebadet und sich eine Pfeife aus ebendemselben Schilfe geschnitten haben! Am Avon hat er als Kind gespielt und sicherlich nach seiner Flucht aus der Welt, nach seiner Heimkehr oft und oft gestanden, von dem immer gleichen freundlichen Anhauch des Flüßchens beruhigt. Die wenigen Blätter des Kirchenbuches, die das Datum seiner Geburt von dem seines Todes trennen, besagen nichts: weder über das Werk, das sich inzwischen geboren, noch über das menschliche Schicksal, das sich vollendet hatte.

Es kann kein leicht zu tragendes Schicksal gewesen sein.

Der große Dichter kehrte sich ab von der Welt; er tat es mit Protest nicht nur gegen sie, sondern gegen sich selbst. Die Vernachlässigung seines Werkes durch ihn selbst, die an Verleugnung grenzte, ist bekannt. Zwar ging er nicht in ein Kloster, wie sein Hamlet anempfiehlt; aber er suchte ein ähnliches Quietiv nach seiner Art: das eingeschränkte, schlichte Landleben. Der aufgescheuchte, aufgeregte, durch die Enthüllungen seiner schmerzlichen Seher- und Gestalterkraft verstörte Mann hat, wie es scheint, den Versuch gemacht, das Pandämonium seines Innern zu ersticken, seinen Seherblick nicht mehr nach innen, sondern auf schlichte, naheliegende äußere Dinge zu richten, was ihm hoffent-

lich auch gelungen ist. Er hat seine Grenzen eingeengt, das grelle Licht seiner Seele gedämpft, weil er das tun mußte, um zu leben.

Warum ich dies erwähne? Um nur einen Augenblick unser Herz auf den Urheber eines überpersönlichen, fast unpersönlichen Werkes hinzulenken, der es schuf in einer höheren Mission, wie alle großen Werke geschaffen werden, einer Mission, unter der er, wie es scheint, fast zerbrach. Ich weiß, was es heißt: eine Mission als Dramatiker durchkämpfen. Ich glaube nicht, daß der Kampf Shakespeares leicht gewesen ist. Seine bitteren Erfahrungen in diesem Kampf waren gewiß von der Art, daß es ihn nicht einmal überraschen würde, wenn er wissen könnte, daß man ihm dreihundert Jahre nach seinem Tode sein Werk überhaupt abzustreiten versucht. Aber: „Tue dein Werk und zerbrich!“

Es ist das Werk, das heute in diesem Kreise, in dieser Stadt und Gegend allüberall seine Sprache spricht.

Von wohlwollenden und freundlichen Stimmen berufen, den Sessel des Ehrenpräsidenten dieser festlichen Tagung einzunehmen, habe ich zunächst meinen herzlichen und gebührenden Dank auszusprechen. Die Shakespeare-Gesellschaft hat, umschlossen von der Gastfreundschaft dieser mächtig wirkenden Stadt und zusammen mit dieser Stadt, meine Wahl gutgeheißen, und ich bin mir der großen Auszeichnung voll bewußt, die ich damit genieße.

Von einer seltsamen Schönheit ist der Gedanke, hier in Bochum den Geist Shakespeares gefeiert zu sehen. Es gibt — obenhin gesehen — keinen größeren Gegensatz. Ringsum Eisenwerke, mächtige Schmelzöfen, ein Volk von Schmieden gleichsam, deren ernstes Schicksal unlöslich mit Eisen und Feuer verschwistert ist. Der Ernst dieses Schicksals und der Macht, die sich in ihm gebiert, ist so majestätisch, daß man sich fragt, wie sich irgendein Spiel dawider behaupten soll oder kann. Ist

doch Shakespeare — das, was wir unter diesem Namen begreifen — als ein Spiel des Geistes aufzufassen.

Die Schönheit aber dieser Vorstellung liegt gerade in ihrem Gegensatz.

Größe ist hier, und Größe ist dort. Es wird Leute genug geben, die mit platten und gewöhnlichen Sinnen nichts Großes in diesen Hochöfen, Hütten und Bergwerken, Schornsteinen und Fabriksälen entdecken können. Aber die Größe ist da. Sie überragt das Gewöhnliche allenthalben, wo sich darauf ein Auge richtet, das es gewahr werden kann. Diese Größe schließt sich zusammen aus den Geräuschen und Stimmen der Arbeit zu einer fast betäubenden Arbeitssymphonie. Sie schließt sich zusammen ohne Absicht. Wer hineinhört, sich in sie vertieft, vernimmt alles, aber auch alles, was des Menschen Geschick an Wollen und Vollbringen, an Gelingen und Mißlingen, an Leid und Glück, Haß und Liebe, Irrtum und Wahrheit in sich schließt. Aber nicht nur die Stahlwerke Bochums und seines Umkreises, auch die Werke Shakespeares bilden eine solche Symphonie, — nur daß ein einziges Haupt ihr Urheber ist. Die Vielfalt unzähliger Gestalten gebiert ein einziger Mensch und Geist, ebensowenig wie dieses weite Industriegebiet interessiert an einem symphonischen Zusammenklang und doch einen solchen dem höheren Sehen darbietend: einen solchen, in dem, so gut wie in jenem, Wollen und Vollbringen, Gelingen und Mißlingen, Leid und Glück, Haß und Liebe, Irrtum und Wahrheit, Leben und Tod ineinander verschlungen sind.

Hier freilich, hier in Bochum, ist Gegenwart, während das Werk Shakespeares vergangene Zeit spiegelt. Es spiegelt also Vergangenheit, wodurch es scheinbar zweifach unwirklich ist. Der spiegelnde Spiegel, der magische Spiegel aber der Vergangenheit ist Shakespeare selbst. Die Magie seines Genies gibt der Vergangenheit eine besondere Art Gegenwart. Der Zauber verdoppelt sich,

wenn wir erwägen, daß durch mystisches Verfahren das Bild von dem Spiegel losgelöst, aus ihm herausgenommen, abgedrückt und im Buch auf uns gekommen ist. Und wenn wir ferner dessen gedenken, was wir eben im Theater, im Schauspiel erlebt haben, so haben wir durchaus eine neue Realität, die — wenns schon gespielt — in ihrer Weise vollkommen ist. Der lebendige Geist des toten Dichters ist mittels der Kunst zur gegenwärtigen Wirklichkeit geworden.

Hat man nötig, den Dienst am Geiste Shakespeares in dieser eisendröhnenenden Gegend zu entschuldigen oder zu verteidigen? „Erkenne dich selbst!“ diese Inschrift hat über dem Tempel zu Delphi gestanden. Auf dem Wege dieser wichtigsten Funktion liegt ja die Geburt des Menschen mit der Geburt des menschlichen Geistes überhaupt. Sollen wir sagen, auch das Werk Shakespeares sei aus dem Bestreben zur Selbsterkenntnis hervorgegangen?

Gewiß ist es so, und damit allein schon wäre es legitimiert. Die Legitimation aller wahren Kunst liegt in diesem Ursprung, wahrscheinlich auch die aller Wissenschaft. Das Streben nach Selbsterkenntnis, ideell erhöht, hat die menschlichen Formen eines Zeus oder eines Apoll in Marmor ausgeprägt, und es hat sie zugleich in harmonischer Schönheit strahlen gemacht. Bleiben wir bei dem Bild des Apoll! Es ist das Symbol des Sonnengestirns. Dieser Gott gilt als der allsehende, womit auch die Verbindung mit dem Selbsterkenntnisdrang des Menschen gegeben ist. Auch ist es Apoll, dessen Geschenk jede echte Dichtung ist. Er strahlt aus dem Werke Shakespeares hervor mit der gleichen Glanzmacht, die es erschuf, so daß es die Licht-, Leucht- und Erkenntniseigenschaften einer Sonne an sich hat. Und da es so ist und da sie zahllose menschliche Geister bewegt, beglückt, verzückt und ernährt, die wie Planeten diese Sonne umkreisen, erübrigts es sich, die Frage

nach der Berechtigung des Shakespearekultes überhaupt zu erörtern.

„Man kann über Shakespeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich“, sagt Goethe. Indem er es aber sagt, redet er schon von ihm. Im „König Johann“ haben wir seinen mächtigen Atem gespürt, und morgen werden wir aus berufenem Munde über ihn sprechen hören. Der Dichter ist — wer wüßte das nicht! — auch ein deutscher Nationalbesitz, dank dem Dienst am Wort seines Werkes, der bereits vor Goethe begonnen hat. Und jene Diener am Wort des großen Briten und größeren Menschen sind es, die bei uns in der hochberühmten Shakespeare-Gesellschaft vereinigt sind. Ich habe allen Grund, darauf zu verzichten, mit diesen gelehrten Männern in Wettstreit zu treten, diesen Shakespeareforschern und Shakespearepflegern, die zum Teil ihr Leben der einen edlen Aufgabe gewidmet haben. Freilich kreise auch ich mit ihnen wie mancher andere um das Sonnengestirn herum, belebt und erquickt von seinen Strahlen, ihm aber auf andere, wenn auch verwandte Weise verhaftet, so daß ich mich auf mehr innerlich klingende Weise ihrem Chorus anschließe. Seien und bleiben wir alle Diener am Werk und in diesem Zeichen des Lebens vereinigt!

DEM ANDENKEN CARL HAUPTMANNS

Am 11. Mai 1928 wäre Carl Hauptmann siebzig Jahre alt geworden. Bei der zu diesem Anlaß in der „Tribüne“ zu Berlin am 29. April 1928 veranstalteten Feier wurde nachfolgender Brief von Gerhart Hauptmann, der zu erscheinen verhindert war, verlesen

Sie feiern den siebzigsten Geburtstag meines Bruders Carl, meines älteren Bruders, der nun mein jüngerer Bruder geworden ist, da ich sein Lebensalter überholt habe. Ich glaube nicht, daß er mit irgend jemand in der Welt schicksalhafter verbunden gewesen ist als mit mir, womit etwas gesagt ist, das viel weniger ausspricht als es verbirgt.

Kein Kultus der Lebenden ohne einen Kultus der Toten: der Totenkultus über dem Grabe meines Bruders ist ein Teil meines Wesens geworden. Wenn mir der Lebende während langer Jahrzehnte, vermöge seines Selbstbestimmungsrechtes und der strengen Forderungen seines intelligiblen Charakters, absichtlich ferne stand, so ist dies nicht mehr der Fall mit dem Geiste des Verstorbenen. Und er war ein Geist, viel weniger ein geistvoller Mensch als ein Geist.

Der große Miguel de Unamuno hat ein tiefes und finsternes Buch geschrieben: „Die Agonie des Christentums.“ Unter die einsamen Kämpfer oder Agoniker, zu denen er unter anderen Pascal zählt, ist auch mein Bruder Carl einzureihen: in dieser Beziehung hat er viel weniger von sich ausgesprochen und aussprechen können, als andere von ihm wissen.

Seine Erscheinung, seine Agonie, ist vielleicht eine der tiefsten und seltsamsten unter unseren Zeitgenossen gewesen, vornehmlich in diesem Sinne, der vielleicht einmal erschlossen werden wird. Friede seiner Asche!

DER BAUM VON GALLOWAYSHIRE

Rede, gehalten zur Eröffnung der
Heidelberger Festspiele in der Aula
der Universität Heidelberg am
22. Juli 1928

Feste wie das, vor dessen Beginn wir stehen, gehören unter den Begriff Sommerlust. Ich rechne sie unter die Blüten des sozialen Lebens. Von dem Ringelreihen der Kinder, wie ihn Hans Thoma malt, und von der Empfindung, die er dabei hatte, bis zu dem, was hier vor sich gehen soll, und zu den Gefühlen, die wir diesen Vorgängen entgegenbringen, ist ein weiter und doch kein weiter Weg. Gewiß ist, daß der Ringelreihen auf blumiger Wiese auch in solchen Festspielen, wenn sie wahrhaft Festspiele sein sollen, enthalten sein muß.

Schon in dem Wort Spiel offenbart sich das Kindhafte. Der schwerste Ernst einer Tragödie, selbst der griechischen, wollte nicht absolut genommen sein und wurde durch den Humor des Satyrspiels abgelöst. Der besondere Charakter unserer Festspiele drängt zur Heiterkeit. Ernst ist das Leben, heiter die Kunst. Wir sind zusammengekommen, damit wir nicht in dem schlammigen Meere der Sorgen untergehen wie alte Waldelefanten im Schlamm, wie es im Moksha-dharma heißt. Das Schicksal freilich, das diese heitere Kunst zu tragen hatte, war selten heiter. Ihre Priester und Diener lebten im Mittelalter unter Acht und Bann, und was sie in neuerer Zeit zu leiden hatten, davon könnte der göttliche Heinrich von Kleist erzählen, dessen „Käthchen von Heilbronn“ heute zur Darstellung gelangt. Aber davon, nämlich von dem Martyrium der Kunst, darf in diesem Augenblick nicht die Rede sein. Vielmehr kommt es jetzt darauf an, alle Mißtönigkeit der nicht allfältig wohltönenden Welt möglichst in Wohlklang aufzulösen.

Was setzen wir als Devise über unsere Festspiele? Den Satz Unamunos vielleicht: „Die wahre Zukunft ist das Heute“? Es ist angezeigt, diesen Satz für unsere Festzeit gelten zu lassen, obgleich wir nicht mit seinem Urheber der Ansicht sind, daß es kein Morgen gibt. Solche Bekenntnisse zu einem Heute in Schönheit und Freude sind im Leben des Einzelnen, sind im Leben eines Volkes von hoher Wichtigkeit. Sie geben dem Leben einen zeitlichen Sinn mit einem bedeutsamen Hinweis auf den ewigen. Wenn die römisch-katholische Kirche so viele Feste feiert, weiß sie genau, warum. Der Staat, und besonders das neuere Deutschland, muß von ihr lernen.

Schaubühnen wurden in alten Zeiten auf Jahrmärkten errichtet. Der Jahrmarkt mit allen seinen Ausstrahlungen in Stadt und Land, seinem Gemisch von Lustbarkeit und Nützlichkeit war in jeder Beziehung ihr Nährboden. Bei allen Volksfesten hatte man solche Bühnen, sie drangen sogar in die Kirche ein, und aus dieser wiederum entnahmen sie den ganzen christlichen Olymp mit den zwölf Aposteln, denen die zwölf entthronten Griechengötter, zu Dämonen erniedrigt, über die Schulter blickten, und zahllose Feld-, Wald-, Luft- und Wassergeister. Man tue einen Blick in Luthers Tischreden oder in den dreimal verfluchten „Hexenhammer“, um zu erkennen, bis zu welchem erschreckenden Grade die Materialisation dieser Vorstellungswelt gediehen war. Zu einem ewigen tragikomischen Drama aber gestaltete sich diese phantastische Welt durch den Kampf, den der Teufel und seine geschwätzigen Heerscharen mit Gott um die Seelen der Menschen führten.

Das Volk ließ natürlich auch seine eigensten Angelegenheiten, Sorgen, Nöte, Entbehrungen, Begehrlichkeiten, Freuden und Leiden auf seinen Jahrmarktsgerüsten abhandeln. Es wurde mit seinen autochthonen

Humoren durch Hanswürste, Pickelheringe, Kasperle und andere Gestalten gespeist. Daß es dabei mitunter recht derb zuging, und vielleicht mehr als derb, ist selbstverständlich.

Das Kino, schon weil es stumm ist und weil es überdies unnaiv und raffiniert statt volkstümlich ist, konnte diese Erbschaft nicht antreten. Es hat seine Wurzeln nicht im Volk, sondern in den Büros und Kalkuls internationaler Geschäftsleute. Aber auch das neuere deutsche Theater, soweit es ernst zu nehmen ist, hat trotz Goethes „Faust“ einen Zusammenhang mit der alten deutschen Jahrmarkts- und Seelenbühne nur erst lose herstellen können.

Auf den Mauerruinen von New Abbey in Gallowayshire befindet sich eine Art Ahorn. Von Mangel an Raum oder Nahrung gedrängt, schickte er eine starke Wurzel von der Höhe der Mauer, welche sich in den Boden unten festsetzte und in einen Stamm verwandelt wurde. Und nachdem er die übrigen Wurzeln von der Höhe der Mauer losgemacht hatte, wurde der Baum von der Mauer abstehend und unabhängig. Der ganze Baum ging auf diese Weise von seinem ursprünglichen Platze. Er suchte die ganze Kraft des Mutterbodens auf und durchdrang ihn mit allen Wurzeln.

Dem neuen deutschen Drama ist es ähnlich ergangen und muß es ähnlich ergehen wie dem Baume auf der Mauer von Gallowayshire. Es hat seine ersten Würzelchen im besten Falle — wenn es nicht gar eine Topfpflanze ist — auf den trockenen Ruinen einer gründlich zerstörten Welt, gleichsam inmitten einer Wüste anheften müssen. Es besteht ja erst seit „Minna von Barnhelm“, also kaum hundertunddreißig Jahre. Trotzdem es schon damals von dem instinktiven Rufe „Natur! Natur!“ begleitet wurde, blieb es doch zunächst bürgerlich. Auch so hat es Früchte von überraschender Reife und Schönheit getrieben, was beinahe ein Wunder

ist, da es wenig beachtet, höchstens geduldet und von allen in Staat und Kirche herrschenden Mächten bekämpft und verfolgt wurde. Den Gang zum eigentlichen neuen Mutterboden konnte es aber nur erst mit wenigen Wurzelfasern antreten.

Das Drama Lessings war nur bürgerlich und darum nicht eigentlich volkstümlich, aber es stand der Volkstümlichkeit nahe durch sein Bekenntnis zur schlichten Natur. Überhaupt fallen die unüberschätzbaren Verdienste Lessings um das neue deutsche Drama unter das Gleichnis des Baumes von Gallowayshire. Ohne ihn wären „Clavigo“, „Egmont“, „Kabale und Liebe“ nicht geschrieben worden, ja ebensowenig „Wilhelm Tell“, dessen Dichter auf einem einzigartigen Umwege zu dem weitaus volkstümlichsten aller neueren Dramen gelangen konnte.

Ich habe in diesem Jahr drei heilige Stätten Deutschlands besucht, Dürers Grab und die Geburtsstätten Johann Sebastian Bachs und Friedrich Schillers; ich habe die Hand auf den steinernen Rand des Neptunbrunnens in Marbach gelegt, dem Geburtshause Schillers nah, wo der Knabe wahrscheinlich jeden Morgen und oft und oft seinen Durst löschte. Ich mußte dabei an die Tafel denken, die dem unter die Sterne versetzten Jungen die dankbare Schweiz im flüssigen Smaragde des Vierwaldstätter Sees errichtet hat, das schönste Denkmal, das irgendein Mensch je erhalten hat. Nur echte Volkstümlichkeit konnte es eintragen. Welcher ergreifende Aufstieg, welcher Gegensatz!

Warum können wir „Wilhelm Tell“ nicht in jedem Betrachte unser nennen, da das Werk doch in jedem Betrachte unser ist? Warum wollte Gott, daß wir es nach Namen und Ort seiner Handlung — und damit seine intensivste Strahlungskraft — der Schweiz überlassen müssen? Würde es nicht, mit dem deutschen Volk als dem Helden, das alljährliche Festspiel eines freien und

innerlich selbstbewußten Deutschland sein? Ist es nicht, wie Walt Whitman sagen würde, „durchdrungen von unsterblichem Mut und prophetischen Ahnungen“? Geht es nicht, wie kein anderes, in Lebensbejahung und Freude, ja den Freudenrausch eines ganzen Volkes aus? Und ist eine solche Gemeinsamkeit der Freude, die sich überträgt, nicht eine soziale Tat?

Wie konnte diese Wirkung erreicht werden von einem Manne, der den Vierwaldstätter See, der die Schweiz niemals gesehen hat, dem im Kreise Goethes, und besonders von Eckermann, das echte dramatische Talent abgesprochen wurde? Das ist eine Frage, die von Menschen nicht zu beantworten ist, wie viele, ja die meisten echten Kunstfragen. Schillern fehle, hieß es, die Objektivität. Aber da steht die ganze Landschaft der Schweiz, stehen unvergeßlich lebendige Menschen! — Schiller lege den Charakteren seine eigene Sprache in den Mund, heißt es weiter, sie redeten alle so hoch und schön wie ihr Dichter. Ich finde, daß im „Tell“, abgesehen von der Stileinheit, die Sprache natürlich, einfach und den dichterisch geschauten Umständen und Personen angemessen ist.

Schiller selbst war geneigt, ähnliche Einwände gegen sich zu erheben, weil ihnen ganz gewiß ein Gran gesunder Wahrheit innewohnt. Er suchte seiner vermeintlichen Mängel Herr zu werden, was Gott sei Dank nicht glücken konnte, weil es dichterische Selbstvernichtung gewesen wäre.

In einer Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ geht der Dichter mit sich weiter ins Gericht, vielleicht durch die Nähe Goethes beunruhigt. Da schreibt er Sätze wie die folgenden: „Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines. Seine Naivität allein macht es zum Genie.“ Und weiter: „Dichter werden entweder Natur sein, oder sie werden die verlorene suchen.“ Und ferner: „Die Dichter sind überall, schon ihrem

Begriffe nach, die Bewahrer der Natur!“ Und dann: „So wie nach und nach die Natur anfing, aus dem menschlichen Leben als Erfahrung und als das handelnde und empfindende Subjekt zu verschwinden, so sehen wir sie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenstand aufgehen.“ Mit folgenden Sätzen aber erscheint Schiller ganz in der Nähe der Sommerlust und des Ringelreihens, von dem wir ausgingen, nämlich wenn er sagt: „Unsere Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivierten Menschheit noch antreffen; daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Fußtapfe der Natur außer uns auf unsere Kindheit zurückführt.“

Hier regt sich wiederum eine Wurzel des Baumes auf der Mauer von Gallowayshire und sucht den verlorenen Boden zu erreichen.

Unter den drei Werken, die man uns hier vorführen wird, ist „Käthchen von Heilbronn“ vorangestellt. „Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe, ein großes historisches Ritterschauspiel“, wie es der Dichter nennt. Dieses Werk ist ein wahres Wunder an Kraft, Anmut und farbiger Volkstümlichkeit.

Wir haben hier eines der vollkommensten Beispiele der von Schiller so hoch gewerteten naiven Dichtungsart. In dieser Hinsicht ist es schon ein Genuß, das Personenverzeichnis durchzulesen. Es beginnt beim Kaiser und endet mit Herolden, Köhlerjungen, Nachtwächtern, Bedienten, Boten, Häschern, Knechten und Volk. Dazwischen stehen Gastwirte, Ritter, Räte des heimlichen Gerichts, Rheingrafen, Burggrafen und andere Grafen, adelige Abenteuerinnen, ein Waffenschmied und seine Tochter, Mütter, Nichten, alte Tanten, eine Kammerzofe, eine Haushälterin, kurz: die naive Freude am Mannigfaltigen, der es nicht zu bunt und zu reich kommen kann, erhellt schon aus dieser mit der Person des Kaisers romantisch gekrönten Namenkolumne.

Und was springt dann nicht alles aus den mit letzter Deutlichkeit erschauten Akten und Szenen an Leben, Bewegung, Farbe und Klang heraus! Im abenteuer-seligen Gange des Stückes verschwindet die Bühne: unter weitem und freiem Himmel sehen wir die Sonne über Bergen, Wäldern, Strömen, Feldern, Burgen und Städten auf- und untergehen. Festlicher Glanz des Sommertages wechselt mit regenrauschender, stürmender Finsternis. Wir hören Rosse wiehern, Hufschläge, das Klinnen von Harnischen und das Pinkepank auf dem Amboß des Waffenschmieds. Wir treten durch hohe Tore in Burghöfe ein, in Festsäle, Herbergen und Ställe oder zu armen Köhlern im Hochgebirge. Wölfe heulen, Windlichter flackern. Wir bekommen etwas zu spüren von Fehde, Faustrecht und Frauenraub. Und welch ein Bild, wie sich dieser achilleische Wetter vom Strahl in der niederen Werkstatt des Theobald Friedeborn den Harnisch flicken läßt und die Tochter des Waffenschmieds, vom Strahle dieses himmlischen Donnerwetterkerls wie vom Blitze getroffen, von Stund an ihm verfallen ist! Und wo gibt es etwas Holderes als dieses von Eros hörig gemachte schlichte Kind, das, aus dem Strohlager des Stalles vertrieben, unterm Holunderbusch vor der Burgmauer nächtigt? Und was wäre rührender, ja erschütternder, als wenn Käthchen selbst erzählt, durch welche Worte sie es bei ihrem angebeteten Ritter und Herrn über Leben und Tod erreicht habe, daß sie dort geduldet würde: „Den Zeisig littest du, den zwitschernden, in den süß duftenden Holunderbüschchen; möcht'st denn das Käthchen von Heilbronn auch leiden!“ Dies ist von einer bezwingenden Holdheit und Einfachheit. Wer möchte diesem Kinde und diesem Werke etwas zuleide tun, das selber duftet wie Heidekraut, in dem alle Gerüche des heißen erdbeerbestandenen Waldbodens mit der tierischen Wärme gesunder, kraftvoller Körper zusammenschlagen? Und

dazu, welche Gestaltungskraft: diese Imaginationen, die von schöpferischen Händen ins volle Dasein geworfen sind! Dieser Wetter vom Strahl, der mit aller Kraft, mit all seinem Feuer dem kleinen Käthchen nicht gewachsen ist, das keine andere Waffe als die unwiderstehliche Macht seiner Liebe besitzt!

Eines der hier zur Darstellung ausersehnen Stücke ist von mir. Es gibt keine Komödie, die keine Tragikomödie wäre, und so stelle ich es Ihnen als eine Komödie vor. Es werden darin zwei Vagabunden gezeigt, mit denen eine übermütige fürstliche Jagdgesellschaft Schicksal spielt. Und eben die beiden Vagabunden erweisen sich als kindlich naive, überlegene Philosophen. In diesem Zusammenhang ist es erlaubt, darauf hinzuweisen, daß Schiller, der eine Komödie zu schreiben selbst nicht fähig war, von ihr sagt, sie gehe einem wichtigeren Ziele entgegen als die Tragödie und würde alle Tragödien überflüssig machen, wenn sie es erreichte. Ihr Ziel aber sei einerlei mit dem Höchsten, wonach der Mensch zu ringen habe, frei von Leidenschaft zu sein, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Ich habe das Leben des neuen deutschen Dramas verglichen mit einem gewissen Baume und seinem Verhalten auf einer Mauer der Ruinen von Gallowayshire. Es ist seine Aufgabe, wie dieser allmählich mit allen Wurzeln wieder in den Mutterboden des Volkstums zu gelangen, um ein in jeder Beziehung neues Leben zu führen, da seine Wesenheit eine ganz andere geworden und nicht mehr die der mittelalterlichen Jahrmarktsbühne ist. Mit einer höheren Aufgabe hat es eine neue Würde bekommen. Ob es aber die Kraft, seine Aufgabe zu bewältigen, seine Würde aufrechtzuerhalten und durchzusetzen, noch besitzt, steht auf

einem anderen Blatt. Augenblicklich wird es ihm schwer, sich auch nur im eigenen Lande ernsthaft bemerklich zu machen. Die Zahl derer, die von ihm wissen, von seinem Wert, seiner Würde, seiner Aufgabe wissen, verringert sich von Jahr zu Jahr, während die Zahl der anderen, für die es überhaupt nicht in der Welt ist, sich ins Ungeheure steigert. Es kann kommen, daß es eines Tages unauffindbar verlorengegangen ist und die Tatsache, daß es in Deutschland einmal dramatische Dichter gegeben hat, zur Sage geworden ist. Nun, so lasset uns diesem Zustand mit allen Kräften des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung entgegenwirken! Und so, wie es auch hier, in diesen schönen, festlichen Tagen zu Heidelberg geschieht, mit der Tat!

Das neue deutsche Drama ist auf der Wetterseite gewachsen. „Keines Mediceers Güte lächelte der deutschen Kunst.“ Wir lassen es uns nicht verwehren, selbst in der Zeit der Amerikaflüge, der Nordpolabenteuer, des Kinos, des Grammophons und des Radios, der Raketenfahrzeuge und Giftgase, der Großindustrie und der Aktienspekulation an seine Mission zu glauben. Dies aber ist gewiß: abgesehen von der Förderung, die es durch solche Veranstaltungen wie die Heidelberger erfährt, wenn es bestehen, wenn es wachsen, wenn es jemals eine neue, heiter befreiente, allgemeine Macht auf die Volksseele ausüben soll, so muß es sich auf einer Wertung und ehrfürchtigen Schätzung des Volkes und seines unermeßlichen inneren Reichtums aufbauen. Ich sage dies, obgleich ich recht wohl weiß, was von solchen Forderungen und von der Wirkung solcher Forderungen zu halten ist. Ich selber in meiner eigenen Produktion konnte ihr in der Hauptsache nachleben. Ich bin stolz darauf, einige starke Wurzeln des Baumes von Gallowayshire unlöslich mit der Erde verbunden zu haben. Die Zukunft des deutschen Dramas aber hängt ganz gewiß nicht von Dekreten ab. Es muß

das Genie und wiederum das Genie geboren werden, das, wie wir wissen, sein eigener Gesetzgeber ist.

Dennoch halte ich daran fest, daß es ohne die allerengste Verbindung mit unserem vaterländischen Grund und Boden ein deutsches Drama in Zukunft nicht geben kann. Und ich schließe mit den Worten des amerikanischen Dichters Walt Whitman, die mir aus der Seele gesprochen sind: „Ich grüße mit Freuden die ozean gleiche, vielfältige, hochgespannte, praktische Energie, das Verlangen nach Tatsachen und selbst den Geschäftsmaterialismus unseres Zeitalters! Aber wehe dem Zeitalter oder Lande, in dem diese Dinge und Entwicklungen bei sich selber haltmachen und nicht nach Ideen streben! Wie Brennstoff in Flamme und Flamme in den Himmel vergeht, so muß Wohlstand, Wissenschaft, Materialismus, ja, unsere ganze Demokratie unfehlbar aufgehen in die höchste Geistigkeit!“ Das herbeiführen zu helfen, wird vielleicht das deutsche Drama trotz alledem und alledem noch berufen sein.

ABSCHIED VON HEIDELBERG

Rede, gehalten beim Festbankett
in der Stadthalle zu Heidelberg am
26. Juli 1928

Es ist ein Erlebnis schönster Art, das mit dem Besuch Heidelberg in mein Dasein getreten ist. Vom ersten Tage an umfing mich die Sonnenwärme dieser alt-ehrwürdigen, ewig jungen Blumen-, Wald-, Berg- und Neckarstadt und zugleich die Sonnenwärme verwandter Seelen. Ich erlebte das Wunder, alte und echte Freunde zu finden, von deren Dasein ich nichts gewußt hatte, Träger klangvoller Namen, die mich wie einen alten Bekannten willkommen hießen. Und so gehe ich, über alles Erwarten beschenkt, von hier fort, wenn ich morgen heimreise, beladen mit Gewinsten edelster Art, von denen man weiß, weil man sie fühlt, und die deshalb so groß sind, weil im Gefühl unser tiefster Besitz überhaupt beruht, und deshalb so beglückend, weil eben wiederum Glück nichts anderes ist als Gefühl. — Sie haben ein Werk von mir in die Heidelberger Festspiele aufgenommen; das ist eine große Ehrung für mich, für die ich der Festspielgemeinde und ihrem Leiter danke. Ich genoß in der Aula der berühmten Universität Gastfreundschaft. Und Seine Magnifizenz ihr Herr Rektor hat unvergeßbare Worte in meine Seele geschrieben: das war die andere große Ehre für mich. Und nun erlebe ich diese dritte¹, mir erwiesen von der Stadt Heidelberg, die mich kleinmütig machen müßte, wenn ich dafür ein Äquivalent in meinem Wesen suchen sollte. Aber ich darf sie hinnehmen als eine Bekundung freier menschlicher Sympathie, die immer über Verdienst beschenkt. — Lassen Sie mich

¹⁾ Einer Straße in Heidelberg wurde der Name Gerhart-Hauptmann-Straße gegeben.

das Genie und wiederum das Genie geboren werden, das, wie wir wissen, sein eigener Gesetzgeber ist.

Dennoch halte ich daran fest, daß es ohne die allerengste Verbindung mit unserem vaterländischen Grund und Boden ein deutsches Drama in Zukunft nicht geben kann. Und ich schließe mit den Worten des amerikanischen Dichters Walt Whitman, die mir aus der Seele gesprochen sind: „Ich grüße mit Freuden die ozeangleiche, vielfältige, hochgespannte, praktische Energie, das Verlangen nach Tatsachen und selbst den Geschäftsmaterialismus unseres Zeitalters! Aber wehe dem Zeitalter oder Lande, in dem diese Dinge und Entwicklungen bei sich selber halmachen und nicht nach Ideen streben! Wie Brennstoff in Flamme und Flamme in den Himmel vergeht, so muß Wohlstand, Wissenschaft, Materialismus, ja, unsere ganze Demokratie unfehlbar aufgehen in die höchste Geistigkeit!“ Das herbeiführen zu helfen, wird vielleicht das deutsche Drama trotz alledem und alledem noch berufen sein.

ABSCHIED VON HEIDELBERG

Rede, gehalten beim Festbankett
in der Stadthalle zu Heidelberg am
26. Juli 1928

Es ist ein Erlebnis schönster Art, das mit dem Besuch Heidelberg in mein Dasein getreten ist. Vom ersten Tage an umfing mich die Sonnenwärme dieser alt-ehrwürdigen, ewig jungen Blumen-, Wald-, Berg- und Neckarstadt und zugleich die Sonnenwärme verwandter Seelen. Ich erlebte das Wunder, alte und echte Freunde zu finden, von deren Dasein ich nichts gewußt hatte, Träger klangvoller Namen, die mich wie einen alten Bekannten willkommen hießen. Und so gehe ich, über alles Erwarten beschenkt, von hier fort, wenn ich morgen heimreise, beladen mit Gewinsten edelster Art, von denen man weiß, weil man sie fühlt, und die deshalb so groß sind, weil im Gefühl unser tiefster Besitz überhaupt beruht, und deshalb so beglückend, weil eben wiederum Glück nichts anderes ist als Gefühl. — Sie haben ein Werk von mir in die Heidelberger Festspiele aufgenommen; das ist eine große Ehrung für mich, für die ich der Festspielgemeinde und ihrem Leiter danke. Ich genoß in der Aula der berühmten Universität Gastfreundschaft. Und Seine Magnifizenz ihr Herr Rektor hat unvergeßbare Worte in meine Seele geschrieben: das war die andere große Ehre für mich. Und nun erlebe ich diese dritte¹, mir erwiesen von der Stadt Heidelberg, die mich kleinmütig machen müßte, wenn ich dafür ein Äquivalent in meinem Wesen suchen sollte. Aber ich darf sie hinnehmen als eine Bekundung freier menschlicher Sympathie, die immer über Verdienst beschenkt. — Lassen Sie mich

¹⁾ Einer Straße in Heidelberg wurde der Name Gerhart-Hauptmann-Straße gegeben.

ganz einfach mit dem von jeher zur Ohnmacht verurteilten Wort „Ich danke Ihnen“ Dank sagen: Ich danke Ihnen, meine Gastfreunde! Und lassen Sie mich hinzufügen, ich fühle in diesen Augenblicken das alte und edle Wesen der Gastfreundschaft, deren bestes Teil im Gemüt verborgen ist und ebenso sich im Gemüt entschleiert. Aber ich darf nicht schließen, ohne Sie nach alter Sitte zu bitten, mit mir das Glas zu erheben und es zu leeren auf diese im deutschen Geiste unsterbliche Stadt Heidelberg und auf das Gedeihen ihrer Kinder und Kindeskinder an Leib und Seele für alle Zeit! Das liebliche Heidelberg hoch, hoch, hoch!

GOETHE AUF DEM THEATER

Rede zur Eröffnung der Goethe-Woche
in Bochum am 27. Oktober 1928

Zum zweiten Male bin ich heute Guest der Stadt Bochum, und zwar im Gefolge von Heroen, die uns vorangeschritten sind. Wie man Götterbilder von einem Orte zum andern trägt, so hat man im vorigen Jahre Shakespeare von Weimar hierhergetragen, ich möchte sagen, in Prozession, und das gleiche tut man heut mit Goethe, der ein noch echterer Weimaraner ist.

Der erste dieser Halbgötter hat zum Menschlichen, nicht aber zum Bürgerlichen Bezug. Seine Epiphanie ist die allerschmerzlichste: er endet als Timon von Athen unter jener markerstarrenden Dialektik gegen das Wesen des Menschen, häßlich, schlecht, böse von Jugend auf, die nicht ihresgleichen hat in der Weltliteratur. Wie groß muß eine Liebe gewesen sein, die so an sich verzweifelt und in Menschenverachtung ausgeschlagen ist! Dies ist die niemals zu überbietende Abrechnung mit dem Niederen im Menschen, ebensowenig zu überbieten wie die Abrechnung Hiobs oder des gefesselten Prometheus mit Gott.

Der zweite dieser Halbgötter ist ein Lar. Laren sind, wie wir wissen, gute Genien, Hüter des Herdes, wohlwollende Seelen edler Verstorbener. Und es handelt sich hier um einen, den man unter die Lares publici einordnen muß, deren reines und mächtiges Wohlwollen nicht nur einer Familie, sondern einem ganzen großen Volke zugute kommt.

Der Besuch des mächtigen Dämons, des hamletisch an seiner Mission verzweifelnden Heilands an dieser Stätte war bedeutungsvoll. Aber an die tiefe, warme und bleibende Bedeutung des zweiten Besuches reicht er nicht heran.

Ich brauche nicht zu sagen, daß ich kein Goethe-



forscher bin. Niemals war mir Goethe etwa das Objekt eines Studiums. Immer habe ich dagegen seines hohen Umgangs wie eines Lebenden genießen dürfen. Ich habe ihn weder durch Analyse im einzelnen zu verstehen noch synthetisch im ganzen zu begreifen versucht, weil schließlich das konstruktive Etwas, das ich damit gewonnen hätte, mir die Lebenswärme seiner Nähe nicht hätte ersetzen können. Und übrigens sage ich mit ihm selbst: *Individuum est ineffabile.*

Am liebsten aber näherte ich mich ihm nur menschlich und bürgerlich. Und auf die Gefahr hin, Sie zu erschrecken, muß ich doch sagen, in dieser Hinsicht ist das „Hm hm, ja ja! Hm hm, ja ja!“, womit er die Auskünfte seiner eng neben ihm auf dem Sofa festgenagelten Besucher entgegennahm oder begleitete, eines meiner liebsten Zitate geworden. Hm hm, ja ja! Hm hm, ja ja!

Wenn die Goethe-Gesellschaft ihre Tagung von Weimar nach Bochum verlegt, so möchte man gerne glauben, daß der Segen Weimars gleichsam überfließt. Falls eine solche Ortsverlegung einen Sinn haben soll, so ist es der einer Mission. Man will das hohe Kulturgut, das uns Deutschen mit Goethes Hinterlassenschaft in den Schoß gefallen ist, mehr und mehr zum Gemeingut machen. Man trägt es mitten in diese gigantische Welt der Arbeit hinein, damit es sich mit ihrer Atmosphäre verbinde und denen, die darin leben, irgendwie zum Besitz und zum Segen werde: denn ein solches Mitteilen, ein solches Wirken ins Allgemeine entspricht dem Geist der Zeit. Es kann heute nicht mehr genügen, einen ausschließenden Kultus zu treiben, der sich, im Kreise von gelehrten Meistern, begeisterten Jüngern und Jüngerinnen, an seinem Objekte sättigt oder verzückt, sondern man muß auch immer und überall dem Volke geben, was des Volkes ist, der überall aufdringenden, seelenhungrigen, bildungsfordernden Jugend Ge-

nüge tun, die in die warme Sphäre der Humanität aufgenommen werden will.

Dieses Drängen ist wundervoll, noch wundervoller ist höchstens die schöne Pflicht, ihm entgegenzukommen in der Ausübung.

Es ist wirklich Zeit, daß der Segen Weimars nun endlich einmal überfließt. Nicht nur, soweit er Goethe heißt, sondern das ganze große Vermächtnis, Herder vor allem inbegriffen, verlangt nach Ausschüttung. Mögen reife und gebildete Männer zusammentreten, eine Inventaraufnahme der tot in den Schatzkammern liegenden Erbmassen durchsetzen und die Verteilung vornehmen, und ich befürworte zwischen Weimar und den Schulen das weitestgehende Konkordat. Die Lehrer der Jugend aber werden zu bedenken haben, ob, in bezug auf diesen kostlichen Seelenbesitz, dem Geiste der Liebe und Ehrfurcht nicht der Vorzug einzuräumen ist gegenüber dem einer allenthalben sterilen Kritik, die oft, im engen Gesichtskreise ausgeübt, schlechthin kulturfeindlich ist.

Wenn die Stadt Bochum der Goethe-Gesellschaft ihre Tore weit und gastlich geöffnet hat und sie, die Gesellschaft, durch diese Tore ihren Einzug hält, so ist das in Richtung meiner Gedanken ein grundsätzlicher Schritt. Schiller hat seine Volkstümlichkeit. Die Goethes, wenn sie eines Tages erreicht ist, wird eine noch tiefere, allgemeinere sein. Schon spürt man allenthalben, unsichtbar sichtbar, die Generationen, die ihr entgegenwachsen. Ich werde sie kaum noch erleben, aber für die Zukunft prophezeie ich Goethe eine Volkstümlichkeit wie in den Vereinigten Staaten die Benjamin Franklins, falls wir nicht in Wahrung unseres Selbstbestimmungsrechtes wieder nachlässig und gleichgültig werden. Der Arbeiter fand bisher den Weg zu Goethe nicht. Er pflegt ihm gelegentlich in seiner derben Art schlimme Namen zu geben, nennt ihn etwa Fürsten-

knecht. Aber Goethe war niemals ein Fürstenknecht. Knechtschaft zeigt sich vor allem im Geistigen. Und wer besaß je hierin eine größere Kühnheit, Freiheit und Unabhängigkeit! Nein, irgend etwas von Knechts- gesinnung wird sich in seinem Vermächtnis nicht nach- weisen lassen, höchstens daß er ein Diener — freilich kein Knecht! — des Volkes gewesen ist. Oder würde es nicht organisch sein, wenn man mitten auf die Märkte dieses mächtigen Industriegebietes Goethedenkmäler stellte, eines Mannes, der „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre“ geschrieben hat und der wie wenig andere ein Arbeiter gewesen ist? Würde nicht jeder, der die Früchte dieses Lebens als eines langen Arbeits- tages kennt, wissen, daß seine Teilnahme mit allem, was in den Tiefen der Schächte, in den Schmelzhütten, Hochöfen und Eisenhämtern geschieht, verbunden ist, daß es nichts gibt, wohin sein praktisches Verstehen und fördersames zustimmendes Denken nicht dringen würde? Ja, stellen wir ihn ganz niedrig auf den Markt, diesen göttlichen Mann — so etwa, wie Goldoni in Venedig steht —, diesen Arbeiter unter Arbeitern, daß ihn jeder von ihnen grüße im Vorübergehen, Worte im Geiste mit ihm wechsle und ihm die Hand reiche. Denn das ist es: er führt in die Arbeit hinein und dann auch über die Arbeit hinaus.

Eines Tages wird man es einsehen, daß Goethe einer der besten Erzieher der Deutschen ist. Der Mensch ist letzten Endes das Material seiner Bildnerkraft: „Daß ich mit Göttersinn und Menschenhand ver- möge zu bilden, was bei meinem Weibe ich animalisch kann und muß.“ Nirgends zersprengt Goethe den Rahmen der Kultur oder des Nur-Menschlichen. Darin schreitet er fort, darin wünscht er das Fortschreiten aller, darin ist er gläubig, das heißt Optimist. Was ihm am Herzen liegt, sind alle Möglichkeiten mensch- licher Steigerung. Zu diesem Zwecke hat er für sich

und andere eine Lebensspanne unermüdlich ausgenützt.

Was Goethe schon in jungen Jahren von ähnlichen Feiern wie der unseren dachte, zeigen gewisse burschikose Sätze zu einem Shakespeare-Tag. Diese Großen schreiten mit Siebenmeilenstiefeln, sagt er ungefähr, die andern machen mit Wanderstäben sich auf. Aber jeder von diesen emsigen Stabwanderern „bleibt unser Freund, unser Geselle, wenn wir die gigantischen Schritte jenes anstaunen und ehren, seinen Fußtapfen folgend. Auf die Reise, meine Herren! Die Betrachtung so eines einzigen Tapfs macht unsere Seele feuriger und größer als das Angaffen eines tausendfüßigen königlichen Einzugs.“ Und wir können weiter mit dem jugendlichen Goethe über den heute durch sein Vermächtnis wirkenden sagen: „Wir ehren heute das Andenken des größten Wanderers und tun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.“ Heute abend werden wir sozusagen den ersten Tapf dieses großen Wanderers sehen in der Urform des „Götz von Berlichingen“.

Ich erhebe mein Glas und trinke auf die eisernen Pulse der gastlichen Stadt Bochum und füge hinzu: „Es ist vorteilhaft, den Genius bewirten: gibst du ihm ein Gastgeschenk, so läßt er dir ein schöneres zurück.“

GENERATIONEN

Rede, gehalten im Großen Konzert-
haussaal zu Wien am 28. Novem-
ber 1929

Am zwanzigsten Oktober dieses Jahres waren rund vier Jahrzehnte vergangen seit dem Tage, als ich mit meinem ersten Drama „Vor Sonnenaufgang“, dessen großer Pate Leo Tolstoi war, zum erstenmal die weltbedeutenden Bretter betrat. Es war in Berlin. Das Ereignis bleibt für die Theatergeschichte und jedenfalls für mich denkwürdig. Es begann damals für mich ein langer und dornenvoller Weg, der heute hinter mir liegt. Ist aber keine Rose ohne Dorn, so waren für mich die Dornen, durch die ich mich manchmal, arg zerschunden, hindurchzuwinden hatte, nicht ohne Rosen. Unter den frühesten aber und schönsten meiner Laufbahn sind die gewesen, die Ihre Stadt Wien mir schenkte und zum Blühen brachte. Alle wissen das, denen das Leben, das viel wichtigere und reichere Eigenleben, eine Minute übrigließ, um sich mit meinem Geschick zu beschäftigen.

„Aber was ist gestern?“ hat Goethe in seinem Alter mit Achselzucken gefragt. Er dachte dabei nicht an das, was uns von ihm, sondern an das, was ihm von sich selbst übrigblieb, oder besser, was ihm von gestern, von der Summe seines ganzen Lebens und Wirkens übrigblieb. Das war eben nichts andres, als was er nach wie vor in sich darstellte, ohne die Fülle und Summe seiner Werke, mit denen er sich ausverschenkt und verschwendet hatte. Immerhin ist dies fatalistische „Was ist gestern?“ Ausdruck einer augenblicklichen Depression, und er hätte in einem andern, einem in Heiterkeit erkennenden Augenblick ganz wohl behaupten können: „Das Ewig-Gestrige zieht uns hinan“, und würde damit eine Wahrheit ausgesprochen haben, deren überwältigender Beweis er selber ist.

Ich würde nicht hier stehen, würde diese Gegenwart nicht, wie ich sie genieße, genießen können ohne meine Vergangenheit, würde nicht fähig sein, sie, wie jetzt, als eine Art Wunder zu genießen. Noch immer, nach vierzig Jahren schicksalsmäßiger Geistigkeit, darf ich aufrecht meinen Weg schreiten, gelangte ich hierher, nach dem im Geist und im Herzen immer blühenden Wien, werde von Ihnen willkommen geheißen, erfahre mit dem ganzen Inhalt meiner Vergangenheit und Gegenwart Ihre Gastfreundschaft. Jede Gegenwart trägt die Vergangenheit, und ohne meine Vergangenheit wäre dieser rätselvolle und große Augenblick, dieser festliche Augenblick nicht lebendig geworden.

Erscheine ich jemand unverständlich? Der möge versuchen, die Gedankenlosigkeit abzuschütteln, mit der wir gemeinhin dem Leben gegenüberstehen. Er möge sich in die Seele eines Menschen hineindenken, den das Staunen und Befremden des Kindes den Ereignissen und Erscheinungen des Lebens gegenüber trotz seines hohen Alters nicht verlassen hat. So mag einem Manne zumute sein, den als Kind Schwindel ergriff, wenn er auf einer Wagendeichsel balancieren sollte, wenn er im Alter rückblickend sich gesteht, daß er zahllose Marktplätze, Flüsse und Abgründe, ohne zu stürzen, auf dem Turmsei überschritten hat. Das bloße Noch-da-Sein ist ihm das Wunder.

In einer Betrachtung wie dieser hat das Goethesche Achselzucken „Was ist gestern?“ nicht sein Geltungsbereich. Vielmehr darf man wiederholend ergänzen: Das Ewig-Gestrige trägt, zieht, hebt uns hinan. Wir sind nicht einen Weg durch eine ewig gleiche Umgebung gegangen, wenigstens dürfen wir das nicht annehmen. Es wäre ein überflüssiger, ein sinnloser Weg. Daß wir ihn gingen, hat jedoch einen Sinn gehabt. Es hat nicht nur den Sinn der Erhaltung gehabt, sondern den einer Steigerung unseres Wesens zu einer

gewissen Reife und Vollkommenheit. Wir sollten nach dem mitgeborenen Maß unseres Wesens uns erfüllen mit dem Gehalt der Welt. Wenn wir uns diesem Zustand nähern, so verstärkt sich in uns das Gefühl des Vollendetseins. Eine Art Ruhe zieht in uns ein, die zwar Gott sei Dank keine absolute ist, aber das allzu wilde Drängen der Wünsche, Leidenschaften und Schmerzen mäßigt und so einen im allgemeinen bequemen Zeitgenossen aus uns macht.

Nach alledem kann ich nicht zugeben, daß die Jugend, wie sie wohl gelegentlich meint, dem Harmonisch-Gewordenen des Alters in jeder Beziehung überlegen sei. Ja, sie kann unmöglich ein echtes Wissen vom Alter haben, bevor sie selbst alt geworden ist. Aber wir Alten sind jung gewesen. Wir sehen unsre eigne Jugend bewußt unter uns. Und so werden wir wohl über Jugend Bescheid wissen.

„Das Ewig-Gestrigie zieht uns hinan.“ Ich könnte dieses Wort sehr wohl auch auf die vergangene und gegenwärtige Jugend in mir anwenden. Alles Vergangene ist in mir, sowohl im Unterbewußten als auch im Bewußten, Gegenwart. Während aber die Prozesse im Unterbewußten ohne mein bewußtes Zutun vor sich gehen, meinem bewußten Willen entzogen sind, vermag ich die bewußte Jugend in mir aufzurufen und mich an ihr zu erfreuen. Man täuscht sich sehr oft über das wahre Alter eines Menschen, wenn man seine Jahre zusammenzählt und ihn nach seinem Aussehen beurteilt. Machte der jugendliche Körper allein die Jugend aus, wie wären dann manche junge Männer und manche junge Frauen so erdrückend und ertötend langweilig! Es ist ja im allgemeinen richtig, daß ein junger Körper schöner als ein alter ist. Aber nicht immer ist es richtig. Und zwischen zwei jugendlichen Körpern ist der geistig beseelte, anmutig bewegte dem jugendlich schöneren überlegen, der ohne solche Be-

seelung ist. Und darin liegt der Sinn jenes Satzes, der besagt: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“

Dieser durch nichts zu erschütternde Tatbestand darf uns jedoch nicht verführen, über Jugend von oben herab zu urteilen. Ein solches Verfahren gliche jedem andern beliebigen Akt der Überheblichkeit. Und da Überheblichkeit gleichbedeutend mit Dummheit ist, würden wir so weder der Jugend in andern noch in uns selbst gerecht werden. Wer Jugend nicht ehrt oder mit Geringschätzung von ihr spricht, ist tief zu bedauern, da er den Wert des Höchsten nicht kennt, was wir im wirklichen und übertragenen Sinne besitzen. Denn wir müssen uns klar darüber werden, daß Jugend im vollen Sinne nicht an Jahre gebunden ist. Jugend, das heißt der Begriff davon, ist zwar vom Morgen des menschlichen Lebenstages genommen; nicht aber ist für jeden, der ihn durchlebt, wahre Jugend damit verbunden. Es gibt Kinder, die alt geboren werden, und ich habe in meinem Leben verknöcherte Greise von zwanzig, fünfundzwanzig Jahren, mehr als mir lieb ist, zurückgelassen. Wahre Jugend ist Freude an der eignen Körperlichkeit, Freude an der eignen Geistigkeit, sie ist Liebe als enge persönliche sowie als soziale Verbundenheit, ist frohes Bejahren von Natur, Welt und Gott und überall Hoffnung, Glaube, ja Zuversicht. Und das ist, wie gesagt, das Höchste, was wir besitzen.

Halte ich nichts von dem Alter, das mit Alter renommiert, so halte ich ebensowenig von Jugend, die mit Jugend renommiert. Ist es ein häßliches Schauspiel, wenn sich verknöchertes Alter gegen blühende Jugend kehrt, so ist es ebensowenig schön, wenn junge Jahre vergessen, daß sie Wunsch und Beruf haben, neue Jahre aus sich zu bilden, eine Kette, die nur im hohen Alter enden soll. Es ist heute und war auch früher vielfach üblich, das zu tun und das fortgeschrittenen Alter mit moralischem Mord zu bedrohen. Aber

der blinde junge Mensch, der sich dazu hinreißen läßt, sieht den Selbstmord nicht, den er vorbereitet, abgesehen davon, was sonst noch Lebenswichtiges, paradox zu reden, in das leider weite Gesichtsfeld seiner Blindheit fällt.

Obgleich man mit Rechenexempeln vieles beweist, so sind es nicht Rechenexempel, mit denen man Jugend oder Alter beweisen kann. Vielleicht ist der Leuchtturm auf einer Klippe hundert Jahre alt, aber mit einem starken, immer gleichen Licht versehen, das den Seefahrer sicher leitet, während ein anderer, neu gebaut, weniger Lichtkraft besitzt und vielleicht nach wenigen Jahren des Bestehens zusammenbricht. Es kann auch kommen, daß der unerfahrene Schiffer im hellen Tage seiner Jugend einen Leuchtturm nicht vermißt und seinen Wert überhaupt nicht kennt. Er wird ihn derinst noch kennenlernen. Wenn aber die Nacht und die Stürme kommen, dann wird er auch das Wegblicken nicht mehr üben, das in Vollmondnächten vielleicht noch möglich ist. Was heißt überhaupt im Geistigen alt oder jung? Man mag meinetwegen den Ungeist alt nennen; das aber ist überhaupt kein Geist, mit dem nicht ewige Jugend verbunden ist.

Und alle wahren Geister menschlicher Inkarnation sind gleichaltrig. Oder wer sah an solchen Geistern je einen weißen Bart oder auch nur ein weißes Haar? Geister verraten keine Jahre; geknickte Beine und altersgekrümmte Rücken kennen sie nicht. Der Geist eines alten Mannes kann leuchtend wie eine Sonne sein und der Geist eines Jünglings die schwächste Nachtfunzel. Auch das Umgekehrte liegt im Bereich der Möglichkeit. Es geht nicht an, aus dem bloßen Alter und aus der bloßen Jugend Schlüsse zu ziehen, weil man so nur völlig Verfehltes folgern kann.

Übrigens ist ein Mensch, gleichviel wie alt, insofern er im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte

lebt, mit jedem andern, gleichviel wie jung, der sich eines gesunden Daseins erfreut, in diesem Betracht gleichaltrig. Beide leben denselben Augenblick. Ob der eine glaubt, der andre stehe dem Tod näher als er, das ändert nichts an der Intensität des gemeinsamen Seins. Überdies gibt es für niemand, wer er sei, eine Garantie, daß er morgen noch lebe, so daß nicht einmal hierin Jugend dem Alter überlegen ist.

Man könnte erwidern, es handelt sich in dem möglichen schlechten Verhältnis der Jugend zum Alter und des Alters zur Jugend mehr um Kollisionen im Raum als um Geistigkeit. Eine alte Linde oder Eiche kann jungen Bäumchen im Wege sein oder kann sich von jungen Bäumchen bedroht fühlen. Dies sind allerdings Fälle, wo guter Rat teuer ist, und wir müssen sie leider hinnehmen, müssen sie hinnehmen, obgleich auf dem Gebiet der Geister, von dem wir handeln, solche Gedanken nur scheinbar begründet sind. Für die Entwicklung gewisser Einzelgänger der Geistigkeit ist immer und überall Platz gewesen.

Sorgen und Kümmernisse wie diese gehören jedenfalls nicht ins Gebiet reiner Geistigkeit, das sie, wo sie dennoch hineindringen, verunreinigen. Und indem ich nun auf unser besonderes Anliegen, nämlich die Kunst, übergehe, stelle ich ausdrücklich fest, daß nach meinen Begriffen echte Kunst ohne den Boden lauterer Geistigkeit undenkbar ist. Viele werden vieles dawider einwenden. Man wird künstlerische Objekte anführen in der bildenden und in der redenden Kunst, die meine Behauptungen zu widerlegen scheinen. Man gräbt aber, wo dieser Anschein sich zeigt, nur nicht tief genug. Nicht nur verwechselt man meistens Stoff und Geist, sondern das oberflächliche Sehen enthält auch nicht den Wahrheitsdrang und -zwang, der das Widerwärtige, Schmutzige zu verschleiern sich verbietet. Wohl gestaltet reiner Geist auch den platten Instinkt, wie er im nackten

Kampf ums Dasein zum Ausdruck kommt: aber mit dieser Art einer derben Sinnlichkeit hat das intelligible Leben, das wir führen, nichts zu tun; ebensowenig die intelligible Welt, die wir noch immer mit Kant als eine sittliche ansprechen. Was wir also wohl durch den Geist gestalten können, nämlich platten Instinkt, das darf von sich aus den Geist nicht verunstalten.

Sieht jemand die Welt, wie sie wirklich ist, oder so, wie er meint, daß sie wirklich ist, mag er ein unwillkürliches Lächeln nicht zurückhalten. Der junge Draufgänger aber wird sich vielleicht veranlaßt sehen, mit einem zünftigen deutschen Wort zu antworten. Und schließlich wird der Gedanke ihm kommen: aus welcher Versenkung steigst du wohl? Ich könnte darin keinen Vorwurf sehen. Erstlich habe ich die deutsche Sprache ebenfalls mehr auf der Straße als im Salon und im Klassenzimmer erlernt, so daß mir, was Derbheit anbelangt, selbst im Wortschatz Luthers nicht viel Neues begegnen kann. Und dann ist ja schließlich Geist nie und nirgend anderswo als aus der Versenkung aufgestiegen. Und wenn man mich einen Gestrigen nennen würde, es stört mich nicht, etwa wenn man das Goethesche „Was ist gestern?“ auf mich anwendete, gern-schätzig auf mich anwendete. Man würde das Wort mißbrauchen, sicherlich, absichtlich und gedankenlos.

Ich weiß sehr wohl, was jemand mit sieben, mit zwölf, mit sechzehn, mit zweiundzwanzig Jahren ist. Ich erkenne vollauf das Recht und den Anspruch dieser jungen Jahre. Aber sofern er an Bildung, an geistigem Wachstum fortschreitet, wächst er von Phase zu Phase mehr und mehr in das Ewig-Gestrigie. Ein göttliches Aufblitzen mag es sein, wenn er plötzlich dem Wahn unterliegt, daß die ungeheuer alte Welt mit ihm erst beginnen will oder begonnen hat. Aber dann wird er unabwendbar geistig in die nicht erlebten Jahrhunderte, Jahrtausende, Jahrhunderttausende der Welt,

nämlich in das Ewig-Gestrigie hinabwachsen und wird zwar immer noch fühlen, wie einmalig köstlich sein kurzes, enges Dasein ist, aber, ins Ewig-Gestrigie eingebettet, wie wenig neu und wie so sehr geringfügig.

Wo bin ich nun eigentlich hingeraten? Indem ich gewisse Fäden einer Spinne, die dem Geist ans Leben will, abzustreifen versuchte, habe ich mich, wie es scheint, nur tiefer in sie verwickelt. Es bleibt mir ein letzter Befreiungsversuch, und indem ich mich umblinke, diesen Saal wiederum überschaue, wo das volle, gedrängte Gegenwartsleben mich umwogt, darf mir diese Befreiung nicht schwer fallen.

Also: „Carpe diem!“: Genieße den Tag! genieße den Augenblick! Mit tiefer Freude spüre ich allbereits die überwältigende Wirkung der Zauberformel in mir. Hier ist wiederum Wien. Es weht mir die alte herzliche Wärme entgegen, die mehr als irgend etwas von Mensch zu Mensch, von Seele zu Seele, von Geist zu Geist die Verbindung schlägt. Getragen von dieser Welle der Sympathie, beuge ich mich in Dankbarkeit. Insonderheit wende ich mich an die große Gesellschaft der Freunde des Geistes, deren Mitglieder eine Gemeinsamkeit vieler Kulturnationen zum Ausdruck bringen, und danke für die Ehre dieser Feier, die sie einem der Ihren bereitet. Möchte die Kraft dieser Gesellschaft stärker und erfolgreicher sein als die von früheren ähnlichen, und möge auch in ihr die Grundlage reiner Geistigkeit von den Verunreinigungen übler Instinkte freigehalten werden. Das wahre Reich des Geistes, in dem wir zu leben wünschen, ist klar, rein und grenzenlos. Und was an Behinderungen, Verdüsterungen, Gegnerschaften und Verkennungen in ihm ist, gehört nicht hinein und besteht aus Fremdkörpern.

Hiermit erreiche ich den Schlußstein meiner Unterhaltung mit Ihnen, aber nicht, wie es in alten Stammbüchern heißt, den Grenzstein meiner Dankbarkeit.

GRUSS AN DIE STEIERMARK

Ansprache nach einer Vorlesung in
Graz am 5. Dezember 1928

Diesem meinem kurzen Besuch in Graz, Hauptstadt der schönen Steiermark, ist vor mehr als drei Jahrzehnten ein noch kürzerer vorangegangen. Es war eine tiefe, vernebelte Winternacht, die ich hier zugebracht habe, ohne von den wunderbaren Reizen der Stadt etwas zu empfinden. Bevor es Tag wurde, ging ich wieder davon. Was ich heut auf meiner Autofahrt von Wien von dem Lande gesehen habe, ergänzt und klärt meine vorgefaßte Meinung. Aber wenn ich noch einige Jahre das Leben behalte, will ich noch mehr sehen und viel sehen von diesem deutschen Lande, das sich so weit nach Süden erstreckt und das mich auf meiner kurzen Fahrt überall so urheimatlich angemutet hat.

Ja, ich bin hier überall, wie ich bereits in diesen flüchtigen Stunden gefühlt habe, und auch in Ihrer Stadt wie zu Haus. Es liegt an den Typen der Männer, Frauen und Kinder, die ich gesehen habe. Es liegt an der Art, wie sie reden, lachen und sich bewegen. Gewisse Gebiete in Schlesien, denen ich zugehöre, geben die gleichen Eindrücke. Ich spreche dabei von den bodenständigen Landleuten. Aber aus irgendeinem Grunde, und weil sie mehr Sonne bekommen, besitzen die Steiermärker ein größeres Kapital von Lebenslust und von innerer Heiterkeit. Ich glaube mich hierin nicht zu täuschen. Und es kommt mich eine zugleich dankbare und schmerzliche Rührung an: nämlich die dankbare insofern, als ich hier einen Stamm meines Volkes sehe, der glücklicher ~~ist~~ ist, die schmerzliche, weil der, dem meine Vorfahren angehört haben, nicht so glücklich ist. Es sind da allerlei seltsame, vielleicht mystische Dinge, die bei dieser

späten Begegnung mit Ihrem Lande, und gerade durch die späte Begegnung mit ihm, in mir leise zu rumoren beginnen.

Ich erfahre, Karl von Holtei hat hier gern gelebt. Sicherlich hat auch hier Verwandtes Verwandtes angezogen. Dabei hat er hier, Schlesier wie ich, wohl auch eine Ergänzung und Erfüllung seines Wesens gesucht.

Die Einfahrt in Ihre Stadt, der Mur entlang, hat mich erregt. Man sieht bunte Marktbuden, es ist Nikolaustag. Es war mir, als müßte ich aussteigen. Es war mir, als müßte ich früher Erlebtes nochmals erleben, als müßte ich Erinnerungen aufsuchen, zum Grazer Kinde werden und meine eigene verwandte Jugend gleichsam zum Besseren korrigieren.

Selbst das schlesische Schrifttum in seinen besten Emanationen tritt selten unter das volle Sonnenlicht. Eine bodenständige Erscheinung von ähnlicher Heiterkeit und lebensfroher Vielfalt wie Peter Rosegger ist bei uns unmöglich. Dieser Gedanke hat sich mir nie so unmittelbar wie heut aufgedrängt.

Das sind flüchtige, aber vielleicht doch grundlegende Impressionen. Es wird mich bereichern, ihnen nachzugehen. Vor allem aber: ich werde fortan ein irrationales Heimweh nach dieser Steiermark und diesem Graz mit mir tragen. Und zwar nicht, wie etwas unliebsam Neues, Quälendes, sondern wie einen Besitz, dessen problematische Wesensart mich tiefer als bisher in das Wesen des Deutschtums hinabführen kann.

Ich breche ab. Aber ich konnte mir nicht versagen, von dem seltsamen Anhangen an Ihre Landesart, dem ich heut unterlegen bin, kurz zu berichten.

Es bleibt mir übrig, Ihnen zu danken. Seit einer Reihe von Jahren erwiesen Sie mir die Ehre und Freundlichkeit, mich hierher einzuladen. Heut erfahre ich Ihre volle und herzliche Gastfreundschaft. Alle Ihre gütigen Worte bleiben in meinem Herzen eingeschrieben. In der

Ohnmacht meiner Vereinzelung habe ich nur Wünsche
zur Erwiderung. Aber solche Wünsche hege und fühle
ich, und so darf ich sie aussprechen: Es lebe und blühe
Graz! Es lebe und blühe die Steiermark! Es lebe die
deutsche Kultur und ihr südlichster Hort, die hohe
Universität dieser Stadt!

DIE BERLINER VOLKSBÜHNE

Rede, gehalten zur Vierzigjahrfeier
der Berliner Volksbühne am 21. Sep-
tember 1930

Die Volksbühne war jung, als auch ich jung war. Unter ihren Gründern sind nahe Freunde von mir gewesen. Sehr viel Glaube, Liebe, Hoffnung und guter Wille wurde in ihren Grundstein gelegt. Bis zum heutigen Tage hat das Werk, ich sage das schöne, sage das große Werk, Bestand gehabt. Was alles dazwischen liegt, wissen wir — nicht nötig, das Furchtbare aufzuröhren, nicht nötig, die Gefahren zu schildern, die das Werk von damals bis heut überwunden hat.

Auch der alte Geist ist noch vorhanden in ihr, der heutigen Volksbühne; die tragenden Ideen eines Lessing, Schiller, Goethe sind noch nicht gestorben in ihr. Viel Idealismus, mit praktischer Klugheit verbunden, hat sich durchgesetzt. Fast erstaunlich, daß es so ist!

Ob in einem anderen Lande als in Deutschland und Deutsch-Österreich das Theater ein gleich unumgängliches Kulturelement geworden ist, weiß ich nicht. Es scheint mir beinahe unwahrscheinlich. Bühnen, über das ganze Land verstreut, geben den Gedanken nicht auf, zugleich der Kunst und dem Volke zu dienen. Die höchsten Beispiele scheinen mir, allerdings auf verschiedenen Ebenen, Bayreuth und die Volksbühne.

Um von dem allgemeinen Geist, der das deutsche Theater trägt, eine Probe zu geben, zitiere ich aus einer Schrift, die Richard Wagner mit etwa sechsunddreißig Jahren verfaßte: „Die Kunst und die Revolution“.

„Die eigentliche wirkende Kunst ist aber durch und seit der Renaissance noch nicht wiedergeboren worden; denn das vollendete Kunstwerk, der große, einige Ausdruck einer freien schönen Öffentlichkeit, das Drama, die Tragödie, ist — so große Tragiker auch hie und da gedichtet haben —

noch nicht wiedergeboren, eben weil es nicht wieder geboren, sondern von neuem geboren werden muß.“

Und er fährt fort: „Die Aufgabe, die wir vor uns haben, ist unendlich viel größer als die, welche bereits einmal gelöst worden ist. Umfaßte das griechische Kunstwerk den Geist einer schönen Nation, so soll das Kunstwerk der Zukunft den Geist der freien Menschheit über alle Schranken der Nationalitäten hinaus umfassen.“

Das ist eine Zielsetzung, die man überstiegen nennen mag, aber „den lieb' ich, der Unmögliches begehrt“, und ohne ein solches immer wiederkehrendes höchstes Begehrten ist das deutsche Theater nicht zu denken.

Freilich ist es heut schwerer als je, hohe Ideen ins Auge zu fassen. Das allgemeine Leben hat eine ungeheure Intensität erreicht; unmittelbare und darum auch wichtige Aufgaben drängen sich in den Vordergrund. Das umschränkte Leben einer umschränkten Volksfamilie und ihrer besonderen geistigen Anliegen ist allenthalben bedroht, weil schützende Mauern kaum noch vorhanden sind und technische Wunder eine Weltkommunikation durchgesetzt haben, vor der selbst Mauern nicht mehr standhalten.

Trotzdem darf sich der Einzelne und das Einzelne nicht aufgeben, ebensowenig wie irgendeine selbst-bewußte Minderheit. Solche Einzelne und solche Minderheiten hat es immer gegeben, und viele sind darunter, die der Ereignisflut von Jahrhunderten und Jahrtausenden erfolgreich getrotzt haben. Und wäre es nicht so, wir ständen vor jenem schrecklichen Tor, über welchem Dante die Worte „Lasciate ogn speranza!“ geschrieben fand.

Denn so allein kann sich ein Völkerfortschritt durchsetzen, daß die große Gemeinschaft den Einzelnen gebiert und trägt, auch im Geistigen. Aus dem Volksboden oder der Volksseele wachsen — möge uns die Entwicklung nicht widerlegen! — immer wieder große

und freie Geister auf, die den letzten und höchsten Sinn der Volksgemeinschaft in sich verwirklichen. So werden sie wiederum belebender und bereichernder Allgemeinbesitz. Möchte dieser Prozeß selbst in einer politisierten Welt kämpfender Dogmen immer wieder verstanden werden, nicht nur auf einzelne Personen, sondern auch auf die schon erwähnten Minderheiten ausgedehnt, denen die Menschheit so vieles, wenn nicht alles zu verdanken hat! Möge die Volksbühne ihrem Geist, will sagen dem Geist einer solchen schöpferischen Minderheit, immer treu bleiben, wie sie ihm bisher treu geblieben ist!

Sie sei ein Asyl, eine Festung, eine Burg des freien Geistes und freier Geister, die Volksbühne: solchen Geistes und solcher Geister, die alle starren Dogmen abweisen! Vor diesem Geist, der hier besonders durch die dramatische Kunst wirksam wird und werden soll, sind alle Menschen gleich, wie vor dem Arzt oder dem Gesetz. Dieser Geist, diese Geister haben keinerlei Auftrag außer dem kategorischen Imperativ zur Humanität, zur Menschlichkeit, der sich aus ihnen selbst gebiert, abgesehen von der hohen Berufung zur Kunst, der sie sich würdig zu zeigen haben. Fast immer sind sie beherrscht von dem tieftragischen Lebensgefühl, das an sich mit Humanität gleichbedeutend ist und aus dem auch die höchsten Humore erwachsen. Solchen Geist, solche Geister muß die Volksbühne weiter allen fäntisch dogmatischen Zeiterscheinungen gegenüber als Ewigkeitswerte umhegen, schützen und wirksam machen. Auch gegen das hyperzerebrale Wesen der Zeit muß sie diesen Geist unbeugsam verteidigen. Denn wo er seiner Vollendung nahekommt, ist es ein Geist schlichter Größe und Einfachheit. Daß der Volksbühne dieser Beruf stets bewußt bleibe, der Erfolg aber treu, ist mein Geburtstagswunsch!

von den möglichkeiten des theaters

Rundfunkvortrag, gehalten in Berlin
am 9. Oktober 1930

Die Bühne ist an sich eine Plattform, weiter nichts, auf der alles geschehen kann. Schaustellungen aller Art haben ein Recht auf diese Bühne. Daß sie es auch in Anspruch nehmen, ist bekannt. Boxkämpfe finden auf dieser Bühne statt. Sogar die Hinrichtungen auf dem Grèveplatz in Paris wurden auf einer erhöhten Bühne vorgenommen.

Eine Art Blutrausch wird auf der japanischen Bühne, die jetzt hier im Theater des Westens aufgeschlagen ist, exekutiert und den Zuschauern mitzuteilen versucht. Sie zeigt Grausamkeiten aller Art; sogar das Harakiri, das Bauchaufschlitzen, wird dargestellt.

Natürlich ist das Drama Kampf, und zwischen den nackten Grausamkeiten der Japaner, ihren Schwertkämpfen und Schwerttänzen, und der höheren Bühne besteht ein Wesenszusammenhang. Nur ein solcher freilich, nicht mehr! Wir werden die keine Bühne im höheren Sinne nennen, die auf die rohen Instinkte der Menschen baut und Beifall sucht in ihrer Befriedigung. Dagegen wird der Kampf des Lebens allerdings auch auf der ernsten Bühne dargestellt, die weit mehr als eine beliebig zu benützende erhöhte Plattform ist.

Kein Zweifel, daß die höhere Bühne mit dem Wachsen der Kultur aus der niederen, allgemeinen und gemeinen emporgewachsen ist. An einem gewissen Punkt dieses Wachstums fand sich die Verschmelzung mit der Religion. Die Tragödien des Aischylos waren heilige Handlungen. Dreißigtausend Volksgenossen saßen im Theater von Athen und hörten und sahen diesen Tragödien zu. Sie sahen eigentlich und hörten, von einem Halbgott erhöht und vorgestellt, was sie selbst im Haupte trugen, das innere Drama, das jeder Mensch

mit sich führt. Es wird auf der Plattform des menschlichen Bewußtseins vorgestellt. Es macht jeden Menschen zum Dramatiker. Hätten wir dieses innere Drama nicht, jedes äußere in Leben und Kunst bliebe uns unverständlich.

Das innere Drama auf der Bühne des Bewußtseins hat — um einen Augenblick dabei zu verweilen — die höchsten geistigen Funktionen. Es zeigt dem Menschen sich selbst und sein Leben im Spiegelbild. Alles Schauen, Wissen und Denken beruht übrigens auf einem dergleichen Spiegelsehen. Auch das Bewußtsein ist eine Spiegelung. Wer wüßte nicht, wie eng es mit dem Sinn des Gesichts, mit den äußeren Spiegelungen des Auges verbunden ist!

Gewiß, der Kampf von Menschen untereinander wird auch im Drama höheren Stiles dargestellt. Über allem jedoch zeigt es den Kampf mit der unsichtbaren Macht, die wir mit dem Namen „Schicksal“ getauft haben. Auf seiner Bühne ist am Ende nicht mehr der Mensch des Menschen Feind. Vielmehr erkennt er sich selbst und erkennt den andern und weiß unter der Hellsicht des Schmerzes meistens, daß sie beide schuldig-schuldlos sind. Sich ihm ergeben, ist hier die einzige Form, sich über das Schicksal zu erheben.

Es ist Zeit, auf das Thema überzugehen, das mir für die Plauderei mit meiner unsichtbaren Gemeinde im Zusammenhang mit der Aufführung eines Werkes von mir, das „Elga“ heißt, in den Kammerspielen des Deutschen Theaters, gestellt worden ist: Wesentlich die Vergleichung zweier Inszenierungen desselben Stücks, die durch beinahe drei Jahrzehnte geschieden sind. Aber auch mehr! Es sollen auf die Veränderung Streiflichter fallen, die das Theater in der langen Zwischenzeit erfahren hat.

Es ist eine Wandlung deutlich sichtbar von Einst zu Jetzt. Aber nur dort ist Leben, wo Wandlung ist. Fort-

schritt, nicht Stillstand hat das Theater durch teilweise wilde Gärungen hindurch geführt und zu einer ungewöhnlichen Höhe herangebildet.

Sei dies zunächst vorausgeschickt:

Ich schrieb „Elga“ vor mehr als drei Jahrzehnten, mit gleichsam fliegender Feder unter einer schweren gemütischen Depression. „Florian Geyer“, ein anderes Drama von mir, erlitt einen Mißerfolg und wurde zu Unrecht, wie ich glaubte, und zu meinem Gram, wie mir vorkam, für immer begraben. Wer das Theater nicht kennt und wer das konfessionsartige Wesen des dramatischen Schöpfertums nicht kennt, wird nicht wissen, wie vernichtend ein solches Ereignis in der Jugend treffen kann. In verzweifeltem Mißmut, um mich abzulenken, warf ich dann die Elga-Szenen wie nach einem schnellen Diktat im Fluge hin, weshalb sie auch anders als meine übrigen langsam gereiften Dramen zu bewerten sind.

Das schnellentstandene Drama, das jedenfalls aus leidenschaftlich bewegter Seele floß, wurde mir dann erst zehn Jahre später durch Otto Brahm, der damals das Lessing-Theater leitete, aus der Hand genommen. Für den Grafen Starschensky, die Hauptrolle, kamen damals die beiden größten Schauspieler der Epoche, Josef Kainz und Rudolf Rittner, in Betracht. Ich weiß nicht, wieso die Wahl auf Rudolf Rittner gefallen ist. Josef Kainz würde in seiner Art sicherlich ebenso vollendet die Aufgabe gelöst haben, mit größerer Vollendung sicher nicht.

Nun, dieser Zeit, in den Kammerspielen, hat Werner Krauß den Starschensky lebendig gemacht, ein großer Künstler, der unter den allerersten steht. Er hat keine Konkurrenz zu scheuen, auch die von Kainz und Rittner nicht. Und ebensowenig die Aufführung in den Kammerspielen, die Hartung geleitet hat und die mit der früheren zu vergleichen vielleicht lehrreich ist. Freilich bleibt es schwer, einer unsichtbaren Gemeinde, soweit sie diese

Aufführung nicht gesehen hat, Überzeugendes mitzuteilen.

Die Zeit ist kurz. Darum möchte ich den erkannten Unterschied im Bild eines Bildes deutlich machen. Die Erinnerung an die erste „Elga“ lebt in mir wie die an einen Kupferstich. Er steht da wie ein ernstes Blatt, Licht und Schatten sind einfach verteilt, während die „Elga“ von heute eine Malerei und ganz Farbe ist. Der alte Stich ist schlicht, groß und treuherzig, das neue Gemälde dagegen von einer farbensprühenden, ja virtuosen Lebendigkeit. Eine dergleichen theatralische Wiedergabe wäre vor zwanzig, vor dreißig Jahren nicht möglich gewesen. Kein Spielleiter von damals hätte die Mittel von heut in Händen gehabt; denn sie waren noch nicht vorhanden.

Wie diese neuen und reichen Mittel entstanden sind?

Einesteils durch die allgemeine steigende Körpertkultur auch bei Frauen, den allgemeinen Bewegungskult. Tanz, Turnen, Fechten, Sport haben die Körper und damit auch die Seelen derer, die welche haben, geschmeidig gemacht. Spezieller zu werden: der Schauspieler hat sich durch die strengen Kinoproben bewußt zur Ausdrucksfähigkeit erzogen, und zwar zur stummen, das heißt: wortlosen Ausdrucksfähigkeit, weil Bewegung und Miene im stummen Film das Wort ersetzen müssen. Früher stand es nicht gut um ihn in dieser Beziehung. Heut hat er sozusagen stumm sprechen gelernt.

Die durch die Bühne vermittelte Kunst ist die flüchtigste. In diesem Sinne empfindet sie der Spielleiter, der Schauspieler schmerzlich als undankbar. Aber vielleicht liegt auch hierin ihr höchster Reiz. Bewegung und Wort blitzen auf und verschwinden. Heut ist eine Bewegungsfreude — man denke an „Phää“ —, wie sie früher nicht da war, auf der Bühne daheim, und auch diese neue „Elga“ wurde bewegt und flüchtig gleichsam

hingelebt. Das Wort wird entlastet, wo die fließende Bewegung so sprechend ist. Aber in dieser scheinbaren, in Wahrheit so fest konturierten Leichtigkeit liegt im Grunde Meisterschaft. Ganz gewiß gibt es heut Regisseure, die das neue Instrument fast unbegrenzter Möglichkeit sicher handhaben. Im Fall der „Elga“ war zu bewundern, wie der kleine strenge Rahmen der „Kammerspiele“ gleichsam eine neue Freiheit umschloß, worin gerade die Strenge und Beschränkung die Freiheit durchsetzte. Den sie vergessen ließ, den Rahmen, sprengte sie nicht.

Die neuen umfassenden Mittel bedingen ein neues Gewissen, eine neue Verantwortung. Sie dürfen nicht zum Selbstzweck werden, wenn das ernste Theater nicht daran sterben soll. Werden sie Selbstzweck, so überschlagen sie sich wohl in Raffinement. Sie werden allesvermögende Maschinerie, unter deren mechanischen Kräften, in deren Räderwerk das schlichte und echte Leben der Kunst zermahlen wird. Eine solche Gefahr ist leider vorhanden.

Um so mehr zu begrüßen ist der Fall, in dem Gehalt und Form Einheit geworden sind. Die Mittel sind hier gebraucht, nicht mißbraucht, weil der Satz „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“ dabei Wahrheit geworden ist. Ein solcher Fall sollte dem Zuschauer niemals entgehen. Das flüchtige Große war ja immer nur ein seltener Gast. Er ist es, der Zuschauer, der es in seiner Brust, solange Erinnerung es erlaubt, bewahren muß.

WILHELM BÖLSCHE

Ansprache auf dem Festabend der
Gemeinde Schreiberhau für den sieb-
zigjährigen Wilhelm Bölsche am 2.
Januar 1931

Lieber Freund Bölsche!

Wenn ich mich erhoben habe als letzter Redner, bevor wir auseinandergehen, ist es nur, um den immer-währenden Glückwunsch meines Innern für dich in diesem weihevollen Augenblick nicht unausgesprochen zu lassen.

Siebzig Jahre, zum größten Teil der Arbeit gewidmet, liegen hinter dir. Es war Arbeit für die deutsche und die Menschheitskultur. Scheinlos, treu, ausdauernd hast du in diesem Leben gedient und den Dank deines Volkes in deinem Wirken gefunden. Als ein wahrer, freier und echter Volkslehrer hast du Hunderttausende, ja Millionen von Deutschen, Männer, Frauen aller Stände, jung und alt, belehrt und ihnen das Walten Gottes in der Natur und der Natur in Gott erschlossen. Du hast ihnen die Arbeit ihrer Dichter, Denker und Forscher immer wieder vorgeführt und dir so von dieser wie von jener Seite allgemeinen Dank verdient. Das Interesse für die Natur und für die Wissenschaft von der Natur ist, zumal in Deutschland, zu einem sehr erheblichen Teil allein durch dich geweckt, gefördert und lebendig erhalten worden.

Was sich in deinem Wesen manifestiert, ist allerdings weniger der Geist der platonischen Akademie und ihrer deutschen Ableger als etwas vom Geist des Sokrates, der gleichsam spielend lehrte, wo er gerade ging und stand, auf Gassen, Märkten oder Turnplätzen, unter einer schönen Platane gelegentlich, aber wohl kaum je in einem akademischen Auditorium. Und wer dich kennt, deine Schriften kennt, der kennt auch deine

sokratische Ironie, eine Ironie, verbunden mit Güte, die du, mild, verstehend und verzeihend, auch der Menschenwelt entgegenbringst.

Und, lieber Freund, in deinen Adern rollt Dichterblut. Wie bei Goethe und Ernst Haeckel, denen sich dein wahlverwandtes Wesen innig verbunden hat, hat der Forscher den Dichter nicht unterdrückt, und diese Verbindung von Dichten und Forschen begründet dein naturhaftes Sehertum. Oft, wenn ich dich beobachtete, lieber Freund, in deiner heiteren, gelassen in sich ruhenden Menschlichkeit, oder wenn ich an dich dachte, wie du in den Waldbergen Schlesiens gleichsam eingewurzelt lebst, kam es mir vor, als ob du dem Herzen der Natur weit enger als wir andern verbunden seist, daß du mehr wissen müßtest als wir von den Geheimnissen des Baumes, des Wassers, des Gesteins und der Luft. Gewisse Schranken, so schien mir, die uns abschließen, bestünden für dich nicht, vielleicht vernichtet durch deine Naturliebe.

Hinwiederum war es, als ob ihrerseits die Natur dir eine schützende Hülle umgelegt hätte gegen die Unbilden der Menschenwelt. Ich erkannte wohl, daß dir Sucht nach äußeren Ehren und gegnerisches Gebaren keine Stunde verderben konnten. Immer, soweit ich dich kennengelernt habe, gab es in deinem Gemüt nur zwei Zustände: den sachlichen Ernst des Lebens und der Arbeit und die große, überwindende Heiterkeit. Etwas dazwischenliegendes Süßsaures gab es bei dir nicht. Und wo ich das Glück hatte, mit dir zusammen zu sein, bist du im Gang der Gespräche immer unmittelbar von einem Zustand in den andern übergesprungen.

In diesem Zeichen grüße ich dich, nämlich dem Zeichen des Ernstes, dem Zeichen der überwindenden Heiterkeit. Oft und oft im Laufe des Lebens ist das eine und das andre von dir auf mich übergeströmt, und es ist mir vergönnt gewesen, oft und oft von dir

belehrt zu werden und mich an deiner naturgegebenen Weisheit zu wärmen. Dafür sage ich dir heute und immer innigsten Dank, und ich lege zum Schluß den Finger auf jenen Goethevers, der ein Lieblingsvers Ernst Haeckels war und uns allen geläufig ist — eine heiter gelassene Frage, die zugleich die Antwort enthält. Es ist recht eigentlich deine Frage und deine Antwort:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?

GRUSS AN DIE BERLINER KÜNSTLER

Rede, gehalten im Künstler-Verein
Berlin am 26. Juni 1931

Länger als ein Jahrzehnt ist es her, daß ich in einer Kunstgenossenschaft wie der Ihren zu Gaste war. Und die Erinnerung an jenen gastlichen Abend erwärmt mir noch heute das Herz. Heute wird sie gleichsam zur neuen Wirklichkeit, diese Erinnerung, und ich danke das Ihrer Güte.

Ein Abend im Gildehaus unter Malern und Bildhauern hat eine ganz besondere Aura für mich. Ich habe nämlich mein höheres Leben als Bildhauer angefangen, und eine Umgebung wie die, in der ich augenblicklich rede, versetzt mich in das schönste und reichste Werden meiner Jugend zurück.

Erst einem bildhauerischen Größenwahn folgte mein dichterischer Größenwahn, und die schwersten meiner Jugendkrisen hängen zusammen mit der bildenden Kunst und der Breslauer Kunstschule, aber auch alles ahndevoll Beglückende naher, hoher Kunstschönheit, dem ich entgegenging.

Meine ersten echten, eigensten Freunde sind junge Maler gewesen. Wir lebten glücklich mit dreißig Mark und einigen Hungerkuren monatlich. Unsere Kleider und Uhren waren meistens beim Pfandleiher. Der Rock, die Weste, die Hose, die wir übrigbehielten, hatten schließlich eine Patina unerwünschter Art, die mit der einer schönen Bronze nicht zu vergleichen ist. Dafür standen wir aber auf du und du mit den Fürsten der Kunst, mit Raffael und Michelangelo. Und es erregte keine Verwunderung unter uns Freunden, wenn der eine in sein Notizbuch schrieb: „Aus dem ganzen Gebirge von Carrara will ich ein Monument meiner Größe meißeln.“

Ja, das war eine göttliche Zeit.

Haben wir damals ein Leben törichter Illusionen

geföhrt? Ja und Nein! Jedenfalls war es ein gläubiges, bis zur Ekstase glückliches, manchmal überglückliches Leben. Und selbst die bloße Erinnerung bringt uns seltsamerweise goldene Strahlungen dieses in äußerster Dürftigkeit blühenden Glückes, sehnsuchterweckende Hauche — wie verlorener Paradiese — zurück.

Ich war in Rom, wohin es mich zog. Die ewige Stadt hatte damals noch für deutsche Kunstmotten, die selbst auf die Gefahr hin, zu verbrennen, dem Lichte der Schönheit verfallen waren, ihre unwiderstehliche Anziehungskraft. Hier lernte ich Kunst und Künstler tiefer kennen; der Kampf um das Können wurde bitter ernst. Was auf mich einstürmte, war fast zuviel für mich, und zu bewältigen, was ich erzwingen wollte, aussichtsloses Beginnen; es führte mich zum Zusammenbruch.

In den Erfahrungen und Kämpfen von damals liegt alles beschlossen, was ich als mein innerliches Leben bezeichnen möchte.

Der Bildhauer war für immer dahin. Trotzdem, sollte ich etwa nochmals zur Welt kommen, so fange ich wieder als Bildhauer an, und diesmal werde ich's besser anstellen.

Manche verzweifeln und sehen den nahen Untergang der Kunst. Nicht verzweifelt, gewiß nicht, die bildende Kraft, die im Menschen ist. Vergehen wird freilich niemals aufhören; aber auch das künstlerische Werden nicht. Bildersturm kehrt allerdings periodisch wieder. Darnach aber schießt der Bildnertrieb für gewöhnlich um so mehr ins Kraut.

Ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft. Ich würde glauben, wenn ich vor einem Spiegel stünde, daß ich das Aussehen eines Jünglings von neunzehn Jahren haben müßte. Denn ich komme mir vor wie im großen Saal des Palazzo Poli im Künstlerverein zu Rom, wenn ich meiner Phantasie nur ein wenig den Lauf lasse. An

eine Wand des Palastes sind der Dreizackmann und die ganze Fontana Trevi angelehnt. Zu Weihnachten standen die hohen Fenster offen; Wasserstaub und Rauschen der Wassermassen drangen herein und die unvergeßliche Größe der ewigen Stadt. Mag sein, daß ich in Bezug auf Alter und Ort im Irrtum bin — dann danke ich Ihnen jedenfalls auf Augenblicke die Jugend. Und das — wahrhaftig — ist genug!

SURSUM CORDA!

Rede, gehalten im Rundfunk am
27. Juni 1931

Deutschland, das sind Berge, Wälder, Täler, Ströme, Zuflüsse und Quellen, das sind Städte und Dörfer, es sind Burgen, unzählige Burgen auf unzähligen Bergspitzen, die meisten zerfallen, einige erhalten bis heut. Es sind Wiesen, Bäche, Seen und Weiher, es sind Alpengipfel, weiß von ewigem Schnee.

Das ist Deutschland. Aber es ist nicht Deutschland durch sich selbst, sondern durch den deutschen Menschen, der es bewohnt, und den deutschen Geist. Sofern ihr, meine unsichtbaren Hörer, dieses glänzende, in Saaten wogende Bild vor euren Seelen festhaltet, festhaltet, wie es in diesen Tagen ist, wo es grünt, so weit das Auge reicht, grünt und grünt, so werden sich eure Herzen erwärmt und erhoben fühlen, zum mindesten in diesem einen Augenblick.

Was du mit deinen leiblichen Augen sowie mit den Augen deiner Seele siehst, ist kein armes Land. Es wird dir um so reicher entgegenblühen, je reicher dein Geist sich an ihm entfaltet. Dieser Reichtum freilich ist mit dem gemeinen Wohlstand, Geld, Gut oder einem bequemen, üppigen Dasein nicht gleichbedeutend. Denn wurde auch keinem Lande, das wir kennen, das Leben immer leicht gemacht, so ist es sicherlich keinem schwerer als dem deutschen gemacht worden. Und diese Wahrheit muß jeder voraussetzen, der zum Reichtum des deutschen Landes, des deutschen Volkes und des deutschen Wesens durchdringen will: denn gerade darin liegt er beschlossen. Er liegt beschlossen in seinem jahrtausendealten Leidensringen, seiner jahrtausendelangen schöpferischen Not, als die Kraft, der Mut, und die Ausdauer, womit es sein Geschick handelnd und duldend bis heut getragen hat.

Tacitus nannte das schöne Land, wie es uns heute unter den Augen grünt, einen ungeheuren, wilden und wüsten Himmelsstrich, so kulturlos, trübe und unheimlich, daß wohl niemand Afrika und Asien freiwillig verlassen würde, um dahin zu pilgern, von nichts als finstrem Urwald und Sümpfen bedeckt, vom Regen gepeitscht, von Stürmen durchheult, unter Eis und Schnee im Winter begraben. Er schildert, in diesen unbewohnbaren Wüsteneien versteckt, unzählige ver einzelte deutsche Stämme, die vor noch nicht zweitausend Jahren, wie die heute ausgestorbenen Feuerländer, nackt leben und selbst bei dreißig Grad unter Null nur ein Mäntelchen auf der Schulter tragen. Es werden dann die zahllosen Stämme dieser verstreuten Buschmänner aufgezeigt, und es stellt sich heraus, daß ihre äußere sogenannte Unkultur mit einer tiefen Innenkultur verbunden ist, die sie menschlich vollwertig macht und fähig zum schwersten Kampf des Lebens. Durchweg im Hause nackt und bloß wächst die Jugend heran, ohne Standesunterschied, bis das Alter den inneren Adel des einen und anderen hervorhebt. Von Menschen, die zum Teil keine häuserähnlichen Unterkünfte, sondern nur aus Zweigen gebildete Unterschlupfe haben, wird gesagt, furchtbarer als des größten Tyrannen Herrschertum sei ihr Freiheitssinn. Und der Römer stellt fest, daß zu seiner Zeit römischer Eroberungsgeist sich bereits zweihundertzehn Jahre an diesem Gebiet vergeblich abgemarert hatte. Nun, meine lieben unsichtbaren Hörer, da haben wir Kraft, Mut, zähe, nie zu beugende Tüchtigkeit, die, wie sie lange vor Tacitus vorhanden war, noch heute Erbteil des Deutschen ist.

Ich muß von einer Warte herabsehen und herabsprechen, wenn meine Stimme zu den Millionen meiner unsichtbaren Hörer dringen und ihnen in wenigen kurzen Minuten etwas, das sie alle angeht, bringen

soll. Ich muß das Beste davon voraussetzen. Ich muß voraussetzen, daß sie mit dem Lande, in dem sie wohnen, mit dem Volke, das sie sind, nicht nur schicksalhaft verwachsen, sondern grundhaft verbunden sind. Ich muß die deutsche Sprache voraussetzen, muß voraussetzen, daß sie wissen, welches unersetzbliche, heilige Gut eine Sprache bedeutet, daß sie gleichbedeutend ist mit der Volksseele, daß sie das geistige Leben selber, daß in ihr die wahre, echte, letzte deutsche Einheit beschlossen ist, kurz gesagt: ich muß bewußte Deutsche voraussetzen.

Wenn ich von meiner Warte umherblick, so sehe ich in dem heutigen sommerlich grün erstrahlenden Vaterlande die geistige Atmosphäre von Wolken beschwert. Es besteht ein Druck, unter dem wir atmen. Wie Dämonen in Drachengestalt kriechen Parteigespender in den schweren und schwülen Dünsten herum, als ob sie einander verschlingen wollten. Wäre das aber ihre Absicht, so würden sie es gewiß nicht tun, wüßten sie, daß es möglich wäre. Aber auf dem düstersten Wolkenballen sind die bekannten furchtbaren Vier drohend aufgestellt:

Ich heiße der Mangel —
ich heiße die Schuld —
ich heiße die Sorge —
ich heiße die Not —

und diese halten ein schlimmes Konzil im Gange, das mit wütenden Anklagen, Richtersprüchen, Henkerschwertern und Galgen in sich selber entfesselt ist. Wo wäre der Mensch, der dieses Rasen beschwören könnte?! Einst habe ich einen Narren geschildert, der es versuchte: er erstieg im Sprunge einen Kirchturm und hielt seine Predigt von dort auf den kämpfenden Marktplatz hinab. Weshalb sollte ich Ihnen die Stelle aus dem Gedicht „Till Eulenspiegel“ nicht vorlesen?

Und Till schrie in die Leere hinaus: „Stehe auf!
Ich, der Heiland,
sage dir: Stehe auf! armer Lazarus, werde lebendig!“ —
Wahnsinn schien ihn zu packen, den Narren. So rief er,
so schrie er:
„Simson, hebe dich auf und zerreiße die Ketten
des Alpdrucks!
Tanze, Simson, du hast nicht ein Gran deiner Kräfte
verloren!
tanze, Simson, und schüttle dein Haar! Es wird wachsen
im Tanze!
Deine Wunden, sie heilet die Zeit dir. Nur reiße nicht
neue,
rasend wider dich selber, dir auf mit dem
eigenen Schwerte!
Fürchte, fürchte dein Schwert! Denn nicht ist dir
bestimmt, durch ein fremdes
je zu fallen: der Feind hat von je sich in deines
verkrochen!
Und so fürchte dein eigenes Schwert und dich selber,
mein Deutschland!“
Lauter wurde die Predigt des Narren: „Quiriten!
Quiriten!
Kauft die Wahrheit für wenige Groschen, Quiriten!
Quiriten!
Kauft die Rettung für wenige Groschen! Vertragt euch,
vertragt euch!...“

Und dann heißt es am Ende:
Piff pafl puff! war die Antwort des Markts. Da und dort
kam ein Brand auf,
Qualm umwölkte den Turm und erstickte dem Narren
die Stimme.

Das ist schlimm, und trotzdem bleibt es Menschen-
pflicht und Menschenlos, dergleichen immer von neuem
zu versuchen.

Darum, trotz alledem und alledem: *Sursum corda* — die Herzen empor! sei mein Wort. Es ist nur ein Wort, aber Worte sind Geist, und wir haben nichts anderes, um auf den Geist zu wirken. Und ich will nur auf Ihren Geist wirken und womöglich den drückenden Nebel ein wenig lüften helfen, der unser aller Geister lange trübte. *Sursum corda* — die Herzen empor! Was wir erleben, ist nicht neu. Frühere deutsche Geschlechter haben sich mit anderen ähnlichen Worten aufgerichtet, und daß sie es notwendig hatten, weil sie kämpften, wie wir, weil sie mit ähnlichen Kleinmutsanwandlungen zu ringen hatten, dafür zeugen die unzähligen Wahlsprüche, wie sie uns Wappenschilder von Rittern und Zünften aufbewahren. „Arbeiten und nicht verzweifeln!“ lautete solch ein Wort, und „Ein feste Burg ist unser Gott!“ hieß es in den Zeiten der deutschen Reformation.

Es gibt Leute genug, die dem deutschen Volke täglich vorhalten, wie schlimm seine Lage sei. Aber man macht eine schlimme Lage dadurch nicht besser, daß man den Betroffenen, statt ihn zu ermutigen, entmutigt. Übrigens hat es Zeiten in Deutschland gegeben, die ärger als unsere gewesen sind, und wir haben sie überstanden. Vom Grauen des dreißigjährigen sogenannten Religionskrieges rede ich nicht. Aber selbst die Zeiten um achtzehnhundert herum bis tief in das neunzehnte Jahrhundert waren weit peinlicher. Und doch hat sich nicht nur Goethe, sondern haben sich die größten Geister auf allen Gebieten in ihnen entwickeln können.

Ich will das quälend Verworrne unserer europäischen Zustände keineswegs hinwegdisputieren, ebensowenig den duldenden Mut, zu dem wir verurteilt sind. Aber ich möchte, daß wir das übriggebliebene Gute sozusagen mit allen Poren unseres Wesens um unserer Erhaltung willen aufsaugen und keinen Trostgrund ungenützt lassen. Einen solchen fand ich bei John Stuart Mill. Was hat die europäische Völkerfamilie, so fragt er, zu

einem fortschreitenden und nicht stillstehenden Teil der Menschheit gemacht? Nicht einer ihrer besonderen Vorzüge, gibt er zur Antwort, sondern ihre merkwürdige Mannigfaltigkeit an Individuen, Klassen, Völkern, kurz Charakteren. Und obgleich sie jederzeit gegeneinander unduldsam waren und alle gedacht haben mögen, es wäre vortrefflich, wenn die anderen ganz zum Schweigen gebracht werden könnten, so war es ein Wunsch, der nie erfüllt worden ist, und schließlich kam immer wieder die Zeit, wo das Ganze durch das innere Ringen sich auf eine wunderbare Weise gefördert erwies.

Wir leben — auch das ist nicht fortzuleugnen — in einer allenthalben sorgenbelasteten Welt, die über die deutschen Grenzen mit dunklen Gewölken hereinflutet. Diese Welt ist vielleicht geistig krank, sie kann von dem Thema, der Last, den Schreckensträumen, dem Alldruck des großen Krieges nicht loskommen, der zugleich Ursache dieser Erkrankung ist. In unzähligen deprimierten und deprimierenden Büchern wird dieser Zustand zum Ausdruck gebracht und sein graues Elend dadurch verschlimmert. Aber auch hier ist zu sagen: Sursum corda — die Herzen empor! Was sollte es uns nützen, wenn wir in die entsetzliche Niedergeschlagenheit verfielen, die nach dem Dreißigjährigen Kriege herrschend geworden ist und in den Gesangbüchern aus jener Zeit einen oft dichterisch hohen, aber verzweifelten Ausdruck findet mit dem Bestreben völliger Selbsteriedrigung und dem Leitwort: Ach Gott, sehr schrecklich ist dein Grimm! Ganz gewiß gibt es heute niemand, Gott sei Dank, der einen Vers wie diesen des edlen Paul Gerhardt noch nachfühlen könnte:

Ach wie ofte dacht' ich doch,
da mir noch des Trübsals Joch
auf dem Haupt und Halse saß
und das Leid mein Herze fraß:

nun ist keine Hoffnung mehr,
auch kein Ruh'n, bis ich' kehr'
in das schwarze Totenmeer.

Und wenn wir eine gesunde, recht naheliegende Erfrischung brauchen, so ist es geraten, einen Blick auf die allzeit Unerschrockenen unserer Epoche zu tun. Wir haben in ihnen die besten Beispiele. Ein Lindbergh, ein Wilkins, ein Piccard, ein Eckener und die ganze große Ehrenlegion kühner und todverachtender Geister lehren auf ihre Weise durch schweigende Tat: *Sursum corda*, das begeisternde Wort. Zu diesen ungebrochenen und starken Naturen laßt uns aufblicken, wenn die unsere träge, müde und weltverdrossen ist: sie sind geeignet, uns aufzurichten und zu beschämen! Jeder Pilot in seinem Flugzeug hat in diesem Betracht die gleiche Kraft. Und ich grüße die deutschen Reiter, die jüngst zu Rom in heiter-kräftigem Wettbewerb, im friedlichen Krieg der Tüchtigkeit mit Ehren bestanden haben.

Nein, wir lehnen es ab, uns den allgemeinen Depressionen wehrlos auszuliefern. Wir lehnen es ab, das zu sein, was Goethe einen Philister nennt und mit den Worten charakterisiert:

Was ist ein Philister?
Ein hohler Darm,
mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt,
daß Gott erbarm'!

Es gibt ein Leiden, dem niemand entgeht, der geboren ist. Ich habe einen Vater gekannt, der in dem Augenblick, da er seinen neugeborenen Sohn als kleines bläuliches Würmchen quäken hörte, von einem schmerzlichen Mitleid bis zu Tränen erschüttert wurde, in dem Gedanken, welcher lange Kampf und Leidensweg im besten Falle ihm beschieden sei. Wir kennen es alle,

das Menschenlos, und das Unabwendbare seines Verlaufs. Aber gerade diese große Grundtragik sollte uns, besonderen Abweichungen gegenüber, die, im Verhältnis gesehen, geringe sind, stark machen. Und wir lassen uns von dem Gedanken nicht abbringen, daß ein erhabener hoher und höchster Sinn im Menschendasein verborgen ist. Die größten Menschen, die gelebt haben, blieben diesem Gedanken treu. Er wirkt in Dantes düster großem Gedicht, wirkt in den Plastiken und Sonetten eines Michelangelo, wirkt in Beethoven und besonders in dem tongewaltigen Ringen seiner Neunten Sinfonie. Plötzlich erklingt da seine eigene Stimme: Freunde, nicht diese Töne, lasset uns andere, heitere anstimmen! Und dann hebt er, wie einen „tanzenden Stern“, aus den herrlich ringenden Düsternissen seiner Tonfluten den schönen Götterfunken Freude empor. Und wer ihn kennt, ihn allein, diesen Beethoven, diesen Deutschen, der kennt die höchste Gottesoffenbarung in Tönen, die der Welt je geworden ist. Er wird sich schon deshalb glücklich preisen, bis an sein Ende glücklich preisen, ein Mitglied der gleichen Familie, ein Kind deutschen Geistes zu sein.

Sursum corda! Die Herzen empor!

DAS THEATER WIRD BESTEHEN!

Rede, gehalten bei der Feier des sechzigjährigen Bestehens der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehörigen in Frankfurt a.M., am 21. September 1931

Das sechzigjährige Bestehen der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehörigen, ihr Jubiläum also, stellt mich heut auf die Rednerbühne: daß ich ihrem Ruf, am Jubiläumstage das Wort zu ergreifen, folgen müsse, war selbstverständlich. An sich ist dieser Ruf eine Ehre für mich, außerdem aber bin ich der Genossenschaft in enger Arbeitsgemeinschaft und dankbar verbunden.

Der Stand des Schauspielers ist nicht eigentlich bürgerlich. Die Art des Erlebens, das er sucht, findet man nicht im Rahmen des Bürgertums. Der Schauspieler stürzt sich mit leidenschaftlicher Sucht ins Ganze des Lebens, wie die Robbe ins aufgeregte Salzwasser. Er taucht nur auf, um Atem zu schöpfen. Durch die Dämonie, die ihn dazu treibt, wird der Bürger in ihm zunächst zerstört.

Wer schreibt die Psychologie des Schauspielers? Wo kommt er her? Warum ist er schon in frühesten geschichtlichen Zeiten da und in vorgeschichtlichen nachzuweisen? Schauspielerische Tendenzen sehe ich im Trieb des Kindes und kindlicher Völker zur Maske, in Maskentänzen und verummmten Geheimbünden, teils mit religiösem, teils mit kriegerischem Unterstrom. Nimmt man eine beliebige Länder- und Völkerkunde zur Hand, so findet man den Schauspieler auf dem ganzen bewohnten Erdball, von Ost nach West, von Nord nach Süd, in Sitten und Gebräuche verwoben. Wer beschreibt, immer vom Seelischen ausgehend und im Seelischen endend, seine Bedeutung im Werden aller Kultur? Sicher ist sie hoch anzuschlagen.

Wer wüßte nicht, bis zu welcher Höhe sich, mit den

Griechen beginnend, Schauspiel und Schauspieler in einer europäischen Hochkultur entwickelt haben!? Es gibt kein zweites Land, in dem sich diese Entwicklung auf so breiter Basis wie in Deutschland fortsetzen wollte und konnte. Man richte darauf sein Augenmerk, und man wird diesen Umstand für Gegenwart und Zukunft nicht außer acht lassen. Er zeugt für geistige Gesundheit, geistige Auflockerung, geistige Freiheit und Aktivität. Mit dieser Entwicklung gleichlaufend ging der gesellschaftliche Aufstieg des Schauspielers. Es ist bekannt, welche bürgerliche Achtung er sich erobert hat. Schmerzlich genug, wenn das Erreichte durch die Ungunst der Zeit heut auf allen Seiten gefährdet ist. Wir sollten diesen Stand, diesen Spiegel der Zeit, dieses Korrektiv der Zeit, dieses Ventil staatlicher Überspannungen mit allen Mitteln zu stützen suchen. Der Schauspielerstand, heute wie jeder andere eine Vereinigung von Staatsbürgern, solcher meist, deren tätiger und aufopfernder Geist nicht zu überbieten ist, kann freilich nicht umhin, noch immer eine gewisse außerbürgerliche Freiheit für sich in Anspruch zu nehmen, weil er allem Menschlichen mit universellem Verstehen nahebleiben muß.

Die Kulturwelt kennt den großen Schauspieler und die große Schauspielerin, begnadete Menschen von hohem Wert und Glanz. Garrick, Edwin Booth, Rossi, Sonnenthal, Baumeister, Kainz und andere waren Fürsten der Schauspielkunst, Eleonora Duse, Sarah Bernhardt, Agnes Sorma waren Fürstinnen. Oft würden Fürsten und Fürstinnen, die von ihnen dargestellt wurden, Mühe gehabt haben, als Originale im Anblick ihrer Kopien nicht zu verblassen. Zuweilen ist mir die Frage aufgetaucht, warum diese großen Naturen nicht unmittelbarer auch ins staatliche Leben eingriffen und warum überhaupt die Schauspieler auch mit dem praktischen Leben in Politik und Kultur nicht enger ver-

bunden sind. Als letzter stellte wohl der große Henry Irving eine Verbindung zwischen Schauspieler und Vollbürger dar. Es ist bekannt, daß er gelegentlich, wie es in England Sitte ist, auf irgendeinem öffentlichen Platz Londons in Gegenwart einer lauschenden Volksmenge zu politischen Tagesfragen Stellung genommen hat.

Von den augenblicklichen Nöten des Vaterlandes und aller Stände und Berufe in ihm spreche ich nicht. Die bittere Frucht dieses Themas, denke ich, ist zur Genüge ausgepreßt. Gewiß ist, daß wir zu jubeln keinen Grund haben. Das mag mancher besonders schmerzlich empfinden, wenn er den Johannistag aus den „Meistersingern“ rauschen hört. Vielleicht nimmt er sogar daran ein Ärgernis.

Dem aber will ich entgegentreten.

Der Kontrast ist naturgegeben.

Theater und Religion haben einander nicht immer ferngestanden. So wurzelt, ein Beispiel für viele, die griechische Tragödie bekanntlich im Dionysoskult. Die moderne Bühne dagegen scheint ihr Wachsen und Werden den theatralischen Festlichkeiten einer gewissen religiösen Gesellschaft, die einen Basken zum Gründer hat, mit zu verdanken. Kunst und Leben sind überaus vielfältig und zur Einheit verschlungen in Vielfältigkeit. Ist Weltverneinung das innerste Wesen der Religion, so Weltbejahung das innerste Wesen des Theaters. Aber beide, Religion wie Kunst, lösen sich niemals rein aus dieser Verschlungenheit.

Aus dem Tempel holt sich der Weltflüchtige eben-sowohl neue Kraft für das Leben, als er es im Theater tut. Während im Tempel die Schmerzen des Lebens in einer freudigen Jenseitsphantasmagorie sich auflösen, lösen sie sich bei dem vom Abbild des Lebens auf der Bühne hingenommenen Zuschauer sozusagen im Leben selber auf.

In diesem Sinne wird man den großen musikalischen

Reigen der Festwiese aus den unsterblichen „Meistersingern“ befreidend empfinden.

Die soeben berührte Verwandtschaft zwischen Kunst und Religion muß dem Theater bewußt bleiben, sie legt ihm hohe Pflichten auf. Was Deutschland betrifft, so ist das Theater durch Gedanken und Taten eines Lessing, Goethe, Schiller, Wagner und Nietzsche freigemacht und geadelt worden. Seine Aufgabe, die es etwa in der Musik eines Mozart längst erfüllt hatte, wurde von diesen Geistern formuliert. Ist dem Theater nichts Menschliches fremd, so hat es doch auch die Würde der Menschheit zu wahren, was manchmal schwer zu vereinen ist. Das Theater wirkt sich, wie eben eine Naturgegebenheit, auf so allfältig vitale Weise aus, daß sich seine hohe Idee nicht selten verdunkelt. Aber auch religiöse Ideen verdunkeln sich. Und einen niemals durch Wolken verhüllten, immer leuchtenden, immer lenkenden Stern gibt es nicht. Es ist ein leidenschaftliches Sein, was die Bühne, was der Schauspieler braucht. Außerdem hat er als conditio sine qua non die Last des Talentes oder gar des Genies zu tragen: beide stehen unter besonderen Gesetzen. Geht ein Chemiker mit gefährlichen Stoffen um, so vielleicht noch mehr, ins Seelische übertragen, der Schauspieler. Kein Wunder, wenn ihm zuweilen das göttliche Licht erlischt. Dennoch leuchten über den Brettern, welche die Welt bedeuten, immer wieder die himmlischen Fixsterne, leuchten Namen wie Aischylos, Sophokles, Euripides, Calderon, Shakespeare, Molière, Goethe, Schiller, Kleist und Grillparzer auf, tönen die überweltlichen Klänge von Mozart, Beethoven, Richard Wagner, und selbst der ärmlichste Komödiant weiß sich von ihren Strahlen geadelt.

Das berührte Thema ist nicht erschöpft, und wie könnte das sein in den kurzen Minuten meiner Ansprache! Was ich gesagt habe, galt dem Theater, galt

dem Schauspieler, galt am Ende dem großen Schauspieler, dessen Größe ich nicht durch die Grenzen seines Berufes begrenzt sehen möchte. Es galt schließlich der Kunst und dem wahren Wohl des Vaterlandes überhaupt. Was ich nun hinzufüge, das gilt denen, die, außerhalb des Theater- und Schauspielberufes stehend, zu seiner Erhaltung verpflichtet sind. Wehe dem Lande, das nur seine nackte Interessenmühle makaber klappern hört und sich von den göttlichen Spielen der Kunst abwendet! Es wird der Hörige seiner selbst, sozusagen sein eigener freudloser Sklave.

Ich sage es nicht zum erstenmal, daß kein anderes Land ein Theater wie das deutsche besitzt: wir können stolz sein auf diese nationale Kulturblüte. Der Verschwendungen abhold, reden wir keiner Verschwendungen das Wort. Aber das gerade würde auf Verschwendungen höchster Kulturgüter hinauslaufen, wenn Staat und Kommunen dem Theater nicht alle nur möglichen Unterstützungen zuteil werden ließen.

Nun, jedenfalls wird es weiterbestehen. Es besitzt eine natürliche, unausrottbare Wachstumskraft. Tempel zu besuchen ist heilige Pflicht; unüberwindliche, unbezähmbare Neigung jedoch treibt den Freund der Musen an die Theaterkasse. Möge also, wie ich hoffe und glaube, aus dem *Theatrum militans* — hat es je ein anderes gegeben?! — immer wieder das alte *Theatrum triumphans* hervorgehen!

NEUE UND ALTE WELT

Antwortrede auf die Begrüßung durch
James Walker, Bürgermeister von
New York, am 26. Februar 1932

Für den mir durch Ihre Person und den hohen Magistrat gewordenen, so überaus ehrenvollen Empfang in der Weltzentrale New York sage ich Ihnen bewegten Dank! Was kann es Höheres geben, als wenn menschliche Menschen, Vertreter und Förderer friedlicher Menschheitsentwicklung einander begegnen und grüßen?! Denn so groß meine Freude sein mag über die persönliche Auszeichnung: in einem anderen höheren und allgemeinen Sinn abstrahiere ich durchaus von meiner Person. Ich möchte den Augenblick so auffassen, als ob der Alte Kontinent und der Neue, und im besonderen Deutschland und die Vereinigten Staaten, die Hände für eine Sekunde ineinanderlegten. Es sei meinethalben nur ein Symbol, aber auch in der Sekunde liegt eine Art von Ewigkeit.

Wir durchleben seltsame Zeiten, die eine schwere Depression über die Menschenwelt gebracht haben. Daß wir kämpfen müssen im Lebenskampf, ist selbstverständlich und nicht ihr alleiniger Grund. Vielmehr glaube ich, Reue, das Bewußtsein, blutigen Irrtümern zum Opfer gefallen zu sein, lastet auf uns. Dabei bedroht uns die Zukunft mit neuen, und der mit so viel Genie, Arbeit und Glanz ausgestattete, weltumspannende Organismus von Zivilisation und Kultur lockert sich, und sein grandioses Gefüge scheint auseinanderzufallen. Aber es scheint, es wird nicht geschehen. Nachdem die Menschen den einen Teil des Unterbaues menschlicher Wohlfahrt vollendet haben, wobei das Land Edisons mit am allerstärksten beteiligt ist, werden sie auch in der Folgezeit den ethisch-ökonomischen zu bewältigen wissen. Johann Wolfgang Goethe sehnte sich danach, den

Panamakanal vollendet zu sehen. Seine Sehnsucht wurde ebensowenig erfüllt als die Walt Whitmans und vieler anderer edelster Geister, das Jahrhundert eines ethischen Fortschritts zu erleben, das dem Jahrhundert der Erfindungen und Entdeckungen einigermaßen die Waage hält. Aber wie der Panamakanal sich verwirklicht hat, wird sich auch das andre verwirklichen!

DIE EPOPÖE VON DER EROBERUNG AMERIKAS

Rede, gehalten im Lotos Club zu
New York am 28. Februar 1932

Überflüssig zu sagen, daß ich Einladung und Gastfreundschaft des Lotos Clubs als besondere Auszeichnung und Ehre empfinde und es dankbar genieße, unter Ihnen zu sein. Die Worte des Willkommens, die Sie mir widmen, finden in mir einen tiefen Widerhall, und ich danke Ihnen auch dafür mit Ergriffenheit. Nicht allzu reichlich gesät sind die kameradschaftlichen Augenblicke in der Welt, wenn auch räumlich weit Getrenntes geistige Gemeinschaft verbinden kann. Die wirkliche Nähe, der wirkliche Händedruck bleibt immerhin das überwiegend Reale, das, durch die folgende Trennung, enger als vorher vereint.

Wie wohl jeder Europäer träumte ich von Amerika, lange bevor ich den Columbus-Kontinent im Jahre 1894 zum erstenmal betrat. Als ich durch die Landschaft der Neu-England-Staaten fuhr, war es mir, als ob ich auf einen anderen Planeten versetzt wäre. Nur schwer vermählte sich das Traumland meiner Seele mit der vorhandenen Wirklichkeit. Selbstverständlich hatte ich Cooper gelesen, den sogenannten „Lederstrumpf“. Er hatte mich mit Trapper- und Indianerromantik durchdrungen. In den Hügeln um Meriden, wo ein Freund von mir als Arzt praktizierte, ging ich ihr mit mystischen Schauern nach.

Dort, in der gleichen Gegend, sind auch Pilgerväter begraben, und ich habe ihre Ruhestätten besucht. Welch ungeheures Kapitel in den Zeiten nach Christi Geburt ist doch, von der Entdeckung an bis zum heutigen Tage, in der Menschheitsgeschichte Amerika! Ungeheuer in jeder Beziehung! Es enthält fast alles: Hoffnung, Glauben, Leidenschaft, Mut, Willensstärke und freilich auch min-

der edle Eigenschaften in übermenschlichen Ausmaßen. Und sofern ein Gedanke dieses Kapitel nur leise streift, bemächtigt sich meiner unsägliches Staunen.

Aber der Ausdruck Kapitel ist zu geringfügig, sofern man dabei an ein geschriebenes Geschichtswerk denkt, und nur dann zulässig, wenn man ihn als Hauptstück der ungeschriebenen Geschichte des Werdens und Wachsens der Menschheit nimmt. Ilias und Odyssee sind dagegen gehalten stofflich geringfügig. Es gibt keinen Historiker, es gibt keinen Dichter und hat nie einen gegeben, der sich an die Bewältigung dieses Stoffes heranwagen könnte. Balzac und Homer zusammengekommen und potenziert, in einem künftigen Übermenschen vereinigt, könnten vielleicht Umfang, Tiefe und Weite der Aufgabe fühlen und ihr gewachsen sein. Gelänge sie, so besäßen wir die größte Epopöe aller Zeiten. Ihr Seher und Schöpfer, in einem frühen Erwachen mit der Intuition dieser Aufgabe beschenkt, müßte von Anfang an dazu entschlossen sein, sein ganzes Leben nur ihr zu widmen. In einer Synthese ohnegleichen hätte er den Kampf des Menschen mit der Erde und ihre unter den furchtbarsten Bedingungen ausgeführte Eroberung zusammenzufassen. Einen ununterbrochenen Weg der Entdeckungen, begonnen mit der Entdeckung Amerikas, würde der dichtende Seher entschleiern: und es würde sich zeigen, wie die dornigen Leidenswege der einzelnen Kolonisten, und nicht nur der des Columbus, Entdeckerwege sind. Das aber wesentlich zu Entdeckende, der vielleicht wichtigste neue Kontinent, wäre der Mensch, angesichts seiner wesentlichen, seiner elementarsten Betätigung.

Die Besiedlung insonderheit der heute Vereinigten Staaten von Nordamerika ist darum ein so einzigartiger Gegenstand, weil er in naher Gegenwart mit dem Material moderner Menschen in rätselhaft eruptiver Form deutlich spürbar wiederholt, was in prähistorischer

Vergangenheit Schicksal der Menschen gewesen ist. Es überragt an Wucht und allfältiger Größe weit die Völkerwanderung: es ist das größte, wahrhaft moderne Geschehen.

Was ist allein schon das von allem Anfang an zu Überwindende, eh der Fuß eines Weißen den amerikanischen Kampfplatz betreten kann? Die Barriere der großen See, die ich eben in einem der gewaltigsten Schiffe der Welt überwunden habe. Es heißt „Europa“: *Nomen est omen!* Es war Europa, das seit zirka vier-einhalb Jahrhunderten immer wieder seinen Sturmlauf hierher gerichtet hat auf dieses Amerika, das man die Neue Welt nannte. Sehnsucht, Drang zu Taten, Rausch des Entdeckers, Trieb zum übermenschlichen Abenteuer zogen die Menschen unwiderstehlich auf die pfadlosen Weltgewässer hinaus, aber nicht auf Schiffen, wie diese „Europa“ heute ist, sondern auf kleinen Nußschalen. Welche Leiden sind dann auf den Wogen des Atlantischen Ozeans gelitten, welche jämmerlichen Opfertode gestorben worden, damit diese Staatenvereinigung des amerikanischen Nordens groß werde! Wieviel blutige Irrtümer mußten bezahlt werden, bevor sich das große Ganze bezahlt machte mit der Blüte, zu der die Neue Welt trotz allem und allem gediehen ist!

Ich breche ab, weil Ohnmacht, es auch nur entfernt zu meistern, das stärkste Bekenntnis zur Größe dieses Themas ist. Wie gesagt: nicht ich, wohl aber die Menschheit, die mit mir und nach mir ist, mag der gewaltigen Epopöe von der Entdeckung Amerikas und des Menschen entgegenwarten.

Ich befinde mich unter Amerikanern: ein Begriff, der wohl im Herzen George Washingtons sich zuerst gebildet hat. Heute hat dieser Begriff auf der ganzen Erde einen Fanfarenwert. Mögen sich innerhalb der Vereinigten Staaten auch noch so widerstrebende Mächte

geltend machen: außerhalb ist der Begriff des Amerikaners gleichbedeutend mit unbefangener Tatkraft, Selbstbewußtsein und einem selbstverständlichen, freien Fortschrittsgeist, so daß jeder Mensch des Fortschritts auch außerhalb der Vereinigten Staaten, außerhalb des amerikanischen Kontinents, kurz jeder Fortschrittmensch auf der ganzen Erde teil an diesem Begriffe nimmt. Er ernennt sich gleichsam zum Amerikaner. Und sofern der Amerikaner weiterhin sich selbst versteht, wird er weiterhin Jahrhundert nach Jahrhundert an der Spitze menschheitlicher Entwicklung das Banner des Fortschritts durch die Zeit tragen.

Und deshalb: es lebe der Amerikaner!

ERÖFFNUNG DER GERHART-HAUPTMANN-AUSSTELLUNG

Rede, gehalten bei Eröffnung der
Gerhart-Hauptmann-Ausstellung in
der Columbia-Universität zu New
York am 29. Februar 1932

Mein bescheidenes Wirken wird von Ihnen in einer Weise gewürdigt, die mich fast beschämmt. Ich sage nicht ja, nicht nein zu dieser Würdigung, aber als schicksalhaft gegeben darf ich sie hinnehmen.

Goethe wurde sich selbst mit den Jahren zum wesentlichen Objekt seines Studiums. Er ist es anderen Menschen nach seinem Tode in einem Ausmaß wie kein zweiter geworden. Ich glaube, daß dieser Kultus für die Erforschung des Menschen überhaupt in hohem Grade wertvoll ist. Insoweit, und weil ich selbst am geringsten unter den Menschen das größte Interesse nehme, bin ich mit dieser Ausstellung wesentlich einverstanden. Falsch verstehen im Sinne irgendeines persönlichen Dünkels kann ich sie außerdem nicht.

Den Menschen wichtig nehmen, ist Kultur, den Menschen geringschätzen: Barbarei. Es sind Religion, Kunst und Wissenschaft, die im Menschen den höchsten irdischen Wert sehen: diese Dreiheit hat an Ihrem Unternehmen mitgewirkt, zu dem ich Ihnen und mir aus diesem Grunde Glück wünsche!

GOETHE

Rede, gehalten an der Columbia-
Universität zu New York am 1.
März 1932

Der, den Sie zum Redner Ihrer Goethefeier aussersehen haben, ist in Ihren Augen nur durch das Verwandte seiner Bestrebungen und seiner Natur dazu berufen. Er ist weder Literarhistoriker noch gar Goethephilologe, ebensowenig philosophischer Betrachter im Sinne Emersons, und am allerwenigsten ein Redner.

Aber nicht nur aus diesem Grunde wird seine Aufgabe eine fast erdrückende, sondern auch darum, weil er die Seele Deutschlands, verkörpert in einem Namen und einer Person, vor der Weltmacht der Vereinigten Staaten vertreten soll. Dies würde zweierlei voraussetzen: ein universelles Begreifen des universellen Objekts und eine Kraft des Worts, die ein solches Objekt gegenwärtig zu machen imstande wäre. Ich aber befindet mich auch ohne diese Eignungen auf der Rednerbühne.

So wende ich mich denn zu dem wenigen, was ich statt dessen einzusetzen habe. Es dürfte mein ein und alles sein, nämlich: ein starkes Bewußtsein von Goethes Wesen und Person, bedingt durch Heimatsgemeinschaft, Sprache, verwandte Art und verwandtes Bürgertum, bedingt durch das Verhältnis von Eltern und Verwandten zu Goethe, das ihn mir schon als Kind gegenwärtig machte wie einen ehrfurchtgebietenden väterlichen Freund. Daß dieser Goethe schon im Jahre 1832 gestorben war, wußte ich und wußten meine Geschwister im Jahre 1869 nicht. Und so kannte und kenne auch ich ihn nur als Lebenden.

Und dieser Lebende, dessen „Erlkönig“ der Knabe mit Schaudern hersagte, zog auch den Jüngling an. Es sproßte, wie man sagt, noch nicht der erste Bartflaum um mein Kinn, als ich mit meinem Bruder Carl

gemeinsam in Jena die Universität besuchte. Sie wissen, daß Jena nicht weit von Weimar gelegen ist, beides Orte, die man als die wesentlichen Schauplätze von Goethes irdischem Wirken ansprechen kann.

Nach Platon haben gewisse Orte dämonische Natur, was mich bereits die ersten Wochen in Jena lehrten. Dieses Thüringer Städtchen war damals noch wie ein erweiterter Garten des Epikur. Die schwarze, viel besungene, schweigende Saale durchrinnt ein helles und freundliches Geisterreich, darin die Lebenden mit den Abgeschiedenen in heiterinnigem Verkehr stehen. Die Manen Goethes, Schillers, Alexander von Humboldts, Fichtes, Schellings, Hegels erscheinen hinter jedem Katheder, sitzen unter den Studenten in den Hörsälen, spazieren, Hände auf dem Rücken, Lebende unter den Lebenden, in den Straßen und im Stadtpark an der Saale, dem sogenannten Paradies, umher und machen einander den Raum nicht streitig.

Der Goethe von Weimar ist nicht der jenensische. Der Pilger, der das Weichbild von Weimar betritt, fühlt zunächst den Minister mit dem Ordensstern auf sich wirken. Der Goethe von Jena ist er selbst, allem Menschlichen nah und zugänglich. Es war nur ein Allgemein-gefühl, das man von seinem Dasein hatte, durch seine persönliche Aura bedingt, die sich allem Traulichen und Vertraulichen dieses unendlich lieblichen Saale-Athens mitteilte. Man sah das Gasthäuschen, in dem sich der Minister einmal wochenlang vor der Welt verbarg. Man ging bei Mondschein die nebelnden Leuthrawiesen entlang, die ihm den „Erlkönig“ geschenkt hatten.

Es war eine mysteriöse Nacht, die mich zum erstenmal auf den allen echten Deutschen geheiligten Boden von Weimar brachte, auf dem sich vor anderthalbhundert Jahren Männer, darunter Goethe, zusammengefunden hatten, die man die Großen von Weimar zu nennen wohl berechtigt ist. Ströme des Geistes sind davon aus-

gegangen, dahinein Geister aller Nationen ihre Fackeln getaucht und entzündet haben.

Es war eine mysteriöse Nacht! Stellen Sie sich ein kleines Gasthaus vor, das am Waldrand auf einer Höhe gelegen ist! Nehmen Sie an dem Trinktisch unter uns Studenten Platz, wo man bei heiteren Reden und Gesängen bis Mitternacht pokuliert! Elektrisches Licht gibt es nicht, aber es werden Ihnen beim Verlassen des Gasthauses — der Weg ist steil, und die Nacht ist schwarz — besonders präparierte Kienfackeln eingehändigt. Solche Studentengelage bedeuteten uns damals Begeisterung: in dieser Begeisterung fassen Sie mit uns den Entschluß, trotz Wind und Wetter nach Weimar zu wallfahrten, was bei der Entfernung von über zwanzig Kilometer eine Aufgabe ist! Bei Morgengrauen marschieren Sie, körperlich abgeschlagen, geistig frisch, in die Stadt. Nun befinden Sie sich auf klassischem Boden.

Es folgt ein mysteriöser Morgen einer mysteriösen nächtlichen Wanderung und ein ebenso mysteriöser Tag. Wir sehen Goethes Wohnhaus am Frauenplan, wir sehen das andre, das Gartenhaus. Da wie dort haben sich Goethes Enkel, die noch leben, eingesorgt. Die Fenster sind durch Läden verschlossen, von den menschenscheuen Bewohnern werden die Haustüren nur den Lieferanten von Lebensmitteln halb geöffnet. Jedenfalls geht so das Gerücht. Der Gedanke an diese welt- und menschenscheuen Sonderlinge, in denen das Goetheblut verebbt, macht die graue, winterliche Stadt nicht freundlicher und breitet über Goethes lebendiges Andenken einen trüben Schleier aus. Es wird geraunt, die Häuser, besonders das Haus am Frauenplan, enthielten Wunderdinge, aber erst nach dem Tode der Enkel könne man hoffen, sie der Allgemeinheit aufzuschließen.

Dieser Tag, der mit einem Besuch in der Fürstengruft endete, darin Goethe und Schiller bestattet sind,

hat mir Goethes Tod eigentlich erst zum Bewußtsein gebracht. Und wenn Sie sich mit mir in diesen Tag hineindenken, so werden Sie finden, daß er einer Totengedächtnisfeier ähnlich sieht. Verweilen wir einen Augenblick! Gedenken wir einfach des Abgeschiedenen, und zahlen wir schweigend unseren Tribut an den innersten Sinn der feierlichen Stunde, die uns vereint...

Dann treten wir ins Leben zurück.

Das eben Berührte erlebten wir im Jahre 1883. Schon im Jahre 1885 taten Läden, Fenster und Türen des Hauses am Frauenplan sich auf, die frische Luft der Zeit konnte eindringen, der Muff und Moder eines stockenden Magazins, einer durcheinandergehäuften Hinterlassenschaft wurde aufgelöst und hinweggefegt, und gleichsam ein großes Fiat der Goetheliebe weckte verstaubte Sammlungen von vielerlei Objekten und Scharteken zu erneutem geistigem Dasein auf: ein zauberhafter Vorgang, wie er sich wohl selten irgendwo in der Welt ereignet hat. Man könnte ein Beispiel in dem qualmenden Zustand eines flammenlosen Brandes finden, der im nahezu luftdicht abgeschlossenen Innern schwelt und, durch plötzlichen Zutritt von Licht und Luft zu gewaltigen Flammen befreit, sich ausbreitet, weithin die Nacht durchdringt und erhellt. Nur ist dieses wiedererstandene Feuer des Geistes durchaus nicht zerstörend, sondern allenthalben schöpferisch.

Vergessen wir dieses ins Allgemeine gehende Bild!

Wir überspringen dreieinhalb Jahrzehnte, finden uns abermals in Weimar und werden in Goethes Wohnhaus eintreten, das, obgleich Nationalmuseum, heute immer noch nichts weiter als Goethes Wohnhaus ist. Es ist seinerzeit Goethen von seinem Freunde, dem Herzog Karl August, geschenkt worden. Goethe hat eine schöne, breite, leicht zu ersteigende, unverhältnismäßig große Treppe eingebaut, was einer Liebhaberei von ihm zu entsprechen scheint. In den übrigen Räumen überläßt

sich Goethe dem spielerischen Empire, soweit es der hochbürgerlichen Staffel, die er erstiegen hat, dienstbar wird. Hier fügt er sich überall ins Gegebene. Wohinein Goethe nie zurückfällt oder vorschreitet, ist das Barock, das sogar einen Shakespeare gefangenhält.

Aber da findet sich schon auf der Treppe etwas Seltsames. Wiederum viel zu große Abgüsse für den verhältnismäßig kleinen Raum stehen auf der Treppenruhe: Abgüsse griechischer Bildwerke, ein sitzender Bluthund der Artemis und der sogenannte Faun vom Belvedere. Weiter oben die Gruppe der Dioskuren, die, sagen wir ruhig mit einem Lieblingswort Goethes und seines Lehrers Winckelmann: dem Treppenhaus eine Großheit mitteilen. Sie zeigen weder den Staatsmann noch den Patrizier, sondern den einmaligen, eigentümlichen Menschen, der damit eine Dominante seiner Einmaligkeit ausspricht: diesmal im ästhetischen Kultus griechischer Vorstellungs- und Gestaltungswelt wurzelnde Naturverbundenheit.

Von diesem Hauch der Großheit in den Propyläen Goethescher Welt einigermaßen kühl und doch lebendig angeweht, müssen wir es bewenden lassen: er ist peripherischer Natur. Wir wollen zum Zentrum des Goethehauses durchdringen, das ja irgendwie ein Symbol und Bild der Seele seines Besitzers ist. Wir unternehmen diesen Versuch, um nicht dem aussichtslosen anderen zu verfallen, der die unzähligen, wipfelhaften Verzweigungen dieses unendlichen Geistes sich zu verfolgen bemüht, was notgedrungen zumeist in der Leere endet. So schreiten wir denn über ein Salve! auf blauem Grunde hinweg in Gemächer, ausgestaltet in kühlem Empire, mit der Hoffnung, den Dichter darin zu finden. Etwas anderes als seine Nähe erhoffen wir nicht. Aber er wird uns nicht gegenwärtig. Erst, von Ehrfurcht zurückgehalten, an einer vor uns offenen Tür, erblicken wir einen schweigenden alten Mann, in einem kleinen

Gemache sitzend. Die düstere Kammer, obgleich ohne Deckengewölbe, erinnert Sie sofort an das „enge gotische Zimmer“, in das die Tragödie „Faust“ uns unmittelbar nach dem Vorspiel führt. Sie hat zu dem übrigen Hause keinen Bezug, Sie werden eher an einen kleinen Kramladen, ein Apothekerstübchen mit Schüben, Fächern und einigen Folianten, auch wohl an eine Alchimistenküche erinnert. In der Tat, diese faustische Kammer, dieses wesentlich gotische Podest, diese mittelalterliche Mönchs- und Gelehrtenzelle ist Goethe als eine Art Urzelle treu geblieben, wie und wohin er sich außer ihr auch immer bewegen mochte. Sie blieb ihm im Leben und im Tode treu.

Goethe ist Faust, wie niemand bestreiten wird, wenn auch Faust nicht überall identisch mit der Persönlichkeit Goethe ist. Dieser Goethe verstand sich unwillkürlich und willkürlich als Faust, wo und wann er sein tiefstes Leben lebte. In den Wohn- und Repräsentationsräumen empfing er viele Besucher, darunter die Träger größter Namen der damaligen Welt. Ganz anders geartet waren die, die er in seinem Fauststübchen empfing. Der Arzt und Zeitgenosse Goethes, Carl Gustav Carus, zugleich Dichter und Maler, hat eine Abhandlung, „Goethes Dämonen“, verfaßt. Hier besuchten Goethe seine Dämonen. Es waren keine anderen als jene Dämonen, die man auf Nôtre Dame de Paris und um jede Kathedrale, jeden gotischen Dom gestaltet sieht. Es war überwundenes und entstelltes griechisches Heidentum des Mittelalters, dem bodenständigen, europäisch-nordischen Heidentum und seiner Dämonen- und Götterwelt vermählt. Und es waren Geister, wie sie in jenen geheimnisvollen Büchern spukten, denen wir noch heut in der Bodleiana zu Oxford, wo sie mit Ketten angegeschlossen sind, begegnen. Wenn aber dies die Wahrheit wäre, so hätte Goethe seine Wurzeln tief in die Gotik versenkt, um alsdann Stamm und Wipfel in die Klar-

heit, Reinheit und Freiheit heller und glücklicher
Griechenhimmel emporzutreiben. — Und so scheint es
mir in der Tat.

Wir hören den faustischen Grübler flüstern, der bisher
schweigend inmitten des Stübchens saß:

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!
Und dies geheimnisvolle Buch,
von Nostradamus' eigner Hand,
ist dir es nicht Geleit genug?
Erkennest dann der Sterne Lauf,
und wenn Natur dich unterweist,
dann geht die Seelenkraft dir auf,
wie spricht ein Geist zum andern Geist.
Umsonst, daß trocknes Sinnen hier
die heil'gen Zeichen dir erklärt:
ihr schwebt, ihr Geister, neben mir;
antwortet mir, wenn ihr mich hört!

Das ist Geisterbeschwörung, ist Magie und stammt
aus dem Anfangsmonolog der Faust-Tragödie.

Individuum est ineffabile — ein Goethewort. Es will
so viel heißen, als daß keine Geistesmacht der Welt die
Persönlichkeit erschöpfend nachzubilden vermag, nicht
einmal sie selbst. In diesem Bestreben hat es gerade
Goethe weiter als irgendein anderer uns bekannter
Mensch gebracht. Hundert- und tausendfältig, sofern
wir ihn einigermaßen begreifen wollen, müssen wir
immer wieder auf seine Verba ipsissima zurückgehen.
Kein Wort eines anderen kann ergründen, was er selbst
in sich ergründet hat. Denn er ist wahr gegen sich, wie
er schlicht und wahr in seinem Verhältnis zur Natur,
zu den Menschen und auch als Dichter ist. So viel können
wir trotzdem sagen: ohne den „Faust“ würde das Irratio-
nale, Wachstumshafte, Aufwärtsringende Goetheschen
Wesens nicht zu erkennen sein. Ohne dieses gestalt-
und gehaltgewordene Pandämonium würde der geistige

Organismus Goethe, den wir heute verehren, ohne Rückgrat und also molluskenhaft geblieben sein. Keines der Werke Goethes ist so aus den tiefsten chthonischen Tiefen seines Wesens und Lebens heraufgequollen, ist so durchaus gleichsam sein Wachsen und Werden selbst und so bis zum Ende eins mit seiner göttlichen Mission. Man kann dieses Weltgedicht einem jener Blitz vergleichen, deren Feuerstrom aus der Erde bricht, die Wolken durchflammt und über ihnen im Unendlichen schwindet, während der kostbare Schatz der übrigen Goethewerke einer köstlichen Flora zu vergleichen ist, die eine fruchtbare Erde in ruhigem, vegetativem Wachstum zeitigt.

Dem negativen Satz „Individuum est ineffabile“ können wir den positiven hinzufügen: „Persönlichkeit ist ein Mysterium.“ Und so faßt sie Goethe im „Faust“ als Mysterium. Das Gedicht selbst ist ein Mysterium und hat in den so geheißenen Spielen des Mittelalters seine Vorfahren. Aber es hat auch andre Verwandte, die, wie zum Beispiel das Sebaldusgrab in der Sebalduskirche in Nürnberg, in Erz gegossen sind. Wie dieses von Peter Vischer errichtete Wunderwerk ist es gleichsam ein Seelenkristall, aus der Gesamtheit des Seeleninhalts zusammengezogen. Die gleichen Elemente, die hier in Form der Sprache dramatisch glutflüssig sind, sind in dem Werke Peter Vischers erstarrt und stumm. Aber dem einen wie dem anderen wird man gerecht durch den Chorus mysticus:

Alles Vergängliche
ist nur ein Gleichnis;
das Unzulängliche,
hier wird's Ereignis;
das Unbeschreibliche,
hier ist's getan;
das Ewig-Weibliche
zieht uns hinan.

Peter Vischer wie Goethe, zweieinhalbes Jahrhundert voneinander getrennt, sind deutsche Renaissance. Heidentum, katholisches Christentum: freies Denken über die höchsten Dinge sind bei beiden eine Verbindung eingegangen. Der Entschluß zum Individuellen hat den einen dazu geführt, ein Weltbild in Erz nach eigener unabhängiger innerer Schau aufzubauen, in Form eines Seelenkristalls und stummen Symbols, den anderen, die Agonie zu gestalten, in die der Mensch sich hineingezwungen sieht mit dem Wunsche, Gott und Welt zu umfassen und anders als bisher zu begreifen. Nehmen wir an, wir belauschten den großen alten Mann in dem vor uns liegenden düsteren Studierstübchen, und er spräche laut, was ihm sicherlich täglich schweigend durch den Kopf gegangen ist. Von Goethe ist es bekannt, daß er, der seine Werke diktierte, auch wenn er allein in seiner Faust-Kammer war, gelegentlich laut mit sich selbst zu sprechen pflegte. Vielleicht hörten wir folgenden Dialog:

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher;
schon fühl' ich meine Kräfte höher,
schon glüh' ich wie von neuem Wein.
Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
mit Stürmen mich herumzuschlagen
und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu
zagen.

Es wölkt sich über mir —
der Mond verbirgt sein Licht —
die Lampe schwindet!

Es dampft! — Es zucken rote Strahlen
mir um das Haupt — Es weht
ein Schauer vom Gewölb' herab
und faßt mich an!

Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist.
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
all meine Sinnen sich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und kostet' es mein Leben!

Geist: Wer ruft mir?

Faust: Schreckliches Gesicht!

Geist: Du hast mich mächtig angezogen,
an meiner Sphäre lang gesogen,
und nun —

Faust: Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geist: Du flehst eratmend, mich zu schauen,
meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehn;
mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
faßt Übermenschen dich! Wo ist der Seele
Ruf?

Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf
und trug und hegte, die mit Freudebeben
erschwoll, sich uns, den Geistern, gleich
zu heben?

Wo bist du, Faust, des Stimme mir erklang,
der sich an mich mit allen Kräften drang?
Bist du es, der, von meinem Hauch umwittert,
in allen Lebenstiefen zittert,
ein furchtsam weggekrümpter Wurm?

Faust: Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?

Ich bin's, bin Faust, bin deinesgleichen!

Geist: In Lebensfluten, im Tatensturm
wall' ich auf und ab,
webe hin und her!
Geburt und Grab,
ein ewiges Meer,

ein wechselnd Weben,

ein glühend Leben:

So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Faust: Der du die weite Welt umschweifst,
geschäftiger Geist, wie nah fühl' ich mich dir!

Geist: Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
nicht mir!

Diesen Kampf mit dem Erdgeist hat Goethe, in der Jugend begonnen, ein langes Leben hindurch nicht aufgegeben. Immer wieder bis in seine letzten Stunden hinein wird er ausrufen:

Wo fass' ich dich, unendliche Natur?

Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
an denen Himmel und Erde hängt,
dahin die welke Brust sich drängt —

ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?

Es ist erschütternd, wenn wir heut, hundert Jahre nach Goethes Tode, den Teller mit Erde am Fenster des Geisterstübchens sehen, auf dem Goethes Augen noch Sekunden vor seinem Tode forschend ruhten, als letzte Phase dieses Kampfs.

Aber auch ein andrer als der Erdgeist ist in der Magierzelle heimisch gewesen, allerdings ein Untergewebener von ihm. Unzählige Male ist er, sich tief herabbeugend, durch die niedere Tür eingetreten, nämlich der Geist, der sich selbst bezeichnet als:

..... Teil von jener Kraft,

die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Von dem gesamten polytheistischen Hausrat der alten Welt hat sich allein dieser Dämon und Gegengott, Satanas nämlich, durch das gesamte Mittelalter durch-

gesetzt. Die Verheerungen sind bekannt, die er in Hirnen und Herzen anrichtete. Noch dem gewaltigen Doktor Martin Luther schlägt er ein Schnippchen und macht ihm fast täglich die Hölle heiß. Hekatomben schuldloser Menschen wurden in einem schrecklichen, fast ununterbrochenen Opferdienst dieser „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“ zum Opfer gebracht.

Und hier ist der Ort, etwas einzuschalten.

In Goethe lebt zwar die mittelalterliche Vorstellungswelt, doch „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los“ heißt es bei ihm nicht. Er beherrscht sie als seine eigenen Schöpfungen. Ihr Schöpfer und Herr kennt keinerlei mittelalterliche Besessenheit. So hat auch Mephisto in der immerwährenden unwillkürlichen Selbstanalyse Goetheschen Geistes eben nur eine Funktion:

Dieser Mephistopheles, dieser Geist, der stets verneint, ist die Gestalt und Fleisch gewordene Skepsis und Ironie. In ihm ist aber auch dieser Teil der Erdnatur verkörpert, den allenthalben der Fluch der Kirche, ohne ihn je vernichten zu können, trifft. „Schon schwillt es auf mit borstigen Haaren“, wird von ihm gesagt, als er seine Form noch nicht gewonnen hat, was auf das sogenannte unreinste aller Tiere deutet. Dabei wird er „verworfenes Wesen“ genannt. Nun, dieses Unreine in uns, diese Sünde in uns, die er bejaht, und der Zweifel an allem anderen, die Ironie allem Übermenschentum gegenüber, das sich über das Tier erheben will, das ist Mephistopheles.

Die menschliche Sprache enthält das Ja und enthält das Nein. Und wo die menschliche Sprache lebt, nämlich im menschlichen Geist, dort sind das Ja und das Nein zwei entgegengesetzte Parteiführer. Der Streit oder Dialog dieser beiden Mächte beginnt im Kinde, wenn das Denken beginnt, und er endet erst mit dem Tode. In diesem Ja und Nein haben wir die ersten Akteure des menschlichen Urdramas, zwei Worte, die

sich dann wohl auch in das Ich und Nicht-Ich oder das Du verkleiden. Von diesem Urdrama, dessen Personenverzeichnis im Laufe des Lebens immer zahlreicher wird und das länger als das chinesische Drama, nämlich ein ganzes Leben, fast ununterbrochen auf der Bühne des Bewußtseins spielt, ließe sich viel sagen. Leider gebriicht es an Zeit dazu. Der „Faust“ ist ein solches objektiviertes, Gestalt gewordenes Urdrama, Faust selber das eigensinnige Ja, Mephisto das eigensinnige Nein darin.

Das ganze Faust-Gedicht, und also auch das Leben Goethes, dem es folgt, ist *ἀγωνία*, ist Agonie, was soviel wie Kampf im furchtbarsten, höchsten und heiligsten Sinne bedeutet. Aus diesem Grunde liegt über dem ganzen Gedicht wie über dem ganzen Leben Goethes eine erhabene Traurigkeit, obwohl Goethe als Weltkind galt und sich selber zuweilen so nannte. Schon Carlyle schrieb an Ihren Emerson: „Es kommt ein Tag, wo Sie begreifen werden, daß dieser sonnige, höfische Goethe eine prophetische Trauer verschleiert in sich trug, so tief wie die Dantes... Kein Mensch kann sehen, was Goethe sieht, wenn er nicht gelitten und gekämpft hat wie selten ein Mann.“

Seltsam genug, wenn das besonders in Deutschland übersehen wurde, wie es in der Tat geschehen ist. Man hätte sich müssen an Werther erinnern, an „Die Leiden des jungen Werthers“, wie der Titel heißt. Und ich setze hinzu: an sein Ende. Man hätte ferner an den Faust-Monolog denken sollen, mit dem das eigentliche Werk beginnt und von dem ich Ihnen einen Teil als Monolog des alten großen Mannes im Apothekerstübchen am Frauenplan vorgetragen habe. Hier wie dort verfällt der Held einer gefährlichen Sehnsucht nach dem Tode. Werther verfällt ihr und tötet sich, während Faust dem Leben erhalten bleibt, um sich dem Kampfe des Lebens entschlossen zu stellen.

Man darf nicht sagen, das Ende Werthers sei die Folge einer Liebe, der keine Erfüllung winkt. Es ist eine tiefere Goethesche Konfession. Das beweist auch die ungeheure Wirkung, die sein Erscheinen hervorbrachte. Abgesehen von dem Welterfolge des Buches, bewirkte es eine Art Selbstmordepidemie, der besonders junge Leute zum Opfer fielen. Wer kennt nicht die berühmte Stelle im Faust, als er dem Leben entsagen will? Sie beginnt mit den Worten:

Nun komm herab, kristallne reine Schale!

Dann empfängt diese Schale das Gift. Sie wird von der Hand Faustens mit den Worten erhoben:

Der letzte Trunk sei nun, mit ganzer Seele,
als festlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!

Dann klingen die Osterglocken mit dem Chorgesang:
„Christ ist erstanden.“ Und es heißt:

O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!

Aber auch im persönlichen Bekenntnis von „Dichtung und Wahrheit“ bestätigt Goethe einen Ekel vor dem Leben, den er als junger Mensch empfunden habe. Zuweilen betrachtet er das Leben als eine „ekelhafte Last“, ihn peinigt „Lebensüberdruß“. „Unter einer ansehnlichen Waffensammlung“, schreibt er, „besaß ich auch einen kostbaren, wohlgeschliffenen Dolch; diesen legte ich mir jederzeit neben das Bett, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken.“ Schließlich wirft er alle hypochondrischen Fratzen hinweg und beschließt zu leben.

Und wir wissen es heute: er hat gelebt!

Noch kann ich mich von dem Magier und Doktor universalis nicht losmachen. Hier, in dem kleinen Faust-Stübchen seines repräsentativen Hauses am Frauenplan, hat er mit Dämonen Umgang gepflogen und als geistiger Schöpfer Gestalten über Gestalten in die Welt entsandt. Sie sind heute noch da, und wir können mit ihnen verkehren. Er wird auch den Stein der Weisen gesucht haben, obgleich er auch wieder die Worte sagt: „Wenn sie den Stein der Weisen hätten, der Weise mangelte dem Stein.“ Hier hat er seine Farbenexperimente gemacht, Pflanzen untersucht, die Urpflanze gedacht, Schillers Schädel in der Hand gehalten. Und nachdem er bekannt hat: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt!“, kann es uns nicht mehr wundern, wenn er wünscht: „daß ich vermöge zu bilden mit Göttersinn und Menschenhand, was bei meinem Weibe ich animalisch kann und muß“. Ein schwaches Symbolum dieses Wunsches ist der Homunkulus, ein stärkeres seine Gestaltungskraft überhaupt, soweit sie in der Dichtung sichtbar wird, ein weiteres sein didaktischer Trieb, der ihn zu einem überall leidenschaftlichen und bewußten Lehrer und Bildner der Jugend macht. Die Kühnheit seiner Intuition geht aber noch darüber hinaus; es ist, als hielte er dafür, der Mensch sei am sechsten Schöpfungstage noch nicht vollendet gewesen, und man müsse verbesserte Exemplare zu schaffen versuchen.

Er, dessen Denken der Idee Darwins so nahegekommen war, der den Menschen in einer Aufwärtsentwicklung durch Jahrtausende zeigt, spürte vielleicht als erster halbbewußt den Trieb, ihn mit allen psychischen und geistigen Mitteln weiter und schneller emporzuzüchten. Einmal in Goethe tiefer als sonst hineinverwühlt, kam mir diese Erkenntnis unter einer tiefen Erschütterung. All sein Denken und Dichten ist Arbeit am Menschen. Mit der Arbeit an sich selbst fängt er

an, was man so oft und mißverständlich als unerlaubt egoistischen Persönlichkeitskult gedeutet hat.

Hier sitz' ich, forme Menschen
nach meinem Bilde,
ein Geschlecht, das mir gleich sei,
zu leiden, zu weinen,
zu genießen und zu freuen sich...

So sagt Goethes Prometheus von sich. Auch Gott in der Bibel formt den Menschen aus einem Erdenkloß. Die ersten Bildhauer, Deukalion und Dädalus und wieder Prometheus, waren Halbgötter und benutzten das gleiche Material. Dann hauchten sie ihren Gebildeten Leben ein. Vom Schlage dieser Former und Halbgötter ist der Dichter- und Denkerfürst. Wir wissen, wie eng sein ganzes Wirken in die Welt der bildenden Künste verschlungen ist. Allenthalben zeigen es seine Gedichte und Prosaschriften. Mit seiner Apostrophe an Erwin von Steinbach und das Straßburger Münster angefangen bis zu seiner Erwähnung der Beschreibung Polygnotischer Gemälde, von da bis zu seinem Ende, die Romreise inbegriffen, gibt es in seinem Leben kein stärkeres Interesse als das für bildende Kunst.

Er suchte Menschen nach seinem Bilde zu formen, ich wiederhole es, ein Geschlecht, das ihm gleich sei, dem Nachkommen jenes Titanenbluts, dessen Stolz selbst im Aufblick zum olympischen Herrn der Welt nicht erlosch. Nennen wir es eine Fiktion, die ihm innewohnt, aber diese ist eingefleischt und großartig.

Dieses vorausgesetzt, werden wir uns nicht wundern, wenn er sich allüberall erziehlich zu wirken bemüht, so im Geistigen als im Physischen. Auch tritt er in die Reihe derer ein, die von Platon zu Thomas Morus und weiter herauf Zukunftsbilder eines Idealstaates haben. Im zweiten Teile des „Meister“-Romans, den so-

genannten Wanderjahren, findet sich eine Erziehungsprovinz, der allerhand Fruchtbare zu entnehmen ist. Er lehrt darin unter anderem dreierlei Ehrfurchten, worin er sich von seinem früheren Gottestrotz abwendet zu jener Empfindung den irdischen und himmlischen Dingen gegenüber, mit der sich sein ganzes Leben adelt. Dieses aber sind die dreierlei Ehrfurchten: Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, Ehrfurcht vor dem, was neben uns ist, Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist.

Wir stehen noch immer vor Faustens Studierzimmer, das Goethe selbst in einem Briefe seine „stille Forschergrotte“ nennt. Und während sich der Magier selbst, der vorhin noch am Tische saß, verflüchtigt hat, werden wir uns darüber klar, daß Magie dort beginnt, wo sich alle natürlichen Mittel der Erkenntnis und des Wirkens erschöpft haben. Der magische Nerv, der Mögliches und Unmögliches in einer brennenden Empfindung schöpferischer Art gleichsam identifiziert, enthüllt immer wieder Goethes Grundwesen.

Wir treten in das Studierzimmer ein, und hier wartet Ihrer eine neue Erschütterung, wenn Sie nämlich das kleine Gehäuse, das winzige Schlafkämmchen sehen, in das der sogenannte Minister und Hofmann allabendlich zurückgekrochen ist. Es ist so niedrig, daß man mit der Hand die Decke erreichen kann, und etwa so breit wie das mäßige Lager, auf das Goethe seinen irdischen Körper zum Schlummer ausstreckte. Hier ist etwas wie eine dem lebenden Tode und der täglichen Auferstehung dienende Gruft.

Diastole und Systole hat Goethe die ewige Formel des Lebens genannt. Das ist nichts anderes als der Puls, das Sichdehnen und Zusammenziehen des Herzmuskels. Auch im Geistigen sieht er ebendiese Kontrastbewegung als Voraussetzung alles Lebens an. So kann man Schlaf und Wachen, Nacht und Tag als Systole und Diastole ansprechen. Hier, nämlich in seiner winzigen Schlaf-

höhle, war er zur engsten Enge zusammengezogen. Erhob er sich, so trat er nicht in die wirkliche, sondern in seine Dämonenwelt, die vor der wirklichen gleichsam als Leibwache lagert.

Der Einsiedler in Goethe war eine Gegebenheit. Aber bei dem Reichtum und der Weite Goetheschen Wesens und der Spaltung Goetheschen Wesens und der Neigung zur Ausbreitung in Goethes Wesen bewegt er sich in einem immer weiter werdenden Kreise unausgesetzt vom Zentrum zur Peripherie und wiederum ins Zentrum zurück.

Aber wie gesagt, das „hochgewölbte, enge gotische Zimmer“, aus dem der Faust hervorgeht und das, wie eine Schale die Frucht, Goethe selber ein Leben lang umschließt, wurde nicht hinweggespült. Hier hat das in seinem Heiligsten streng umhegte Wesen, hat das, was er die Fortifikationslinie seines Daseins nennt, seinen sinnlich-symbolischen Ausdruck gefunden. Ein Zeitgenosse vergleicht die geistige Eremitage Goethes mit einer Darstellung Giottos in Assisi, wo man die reine Seele in einer Art von Burg wohnen sieht, nur mit umschwebenden Geistern, Engeln in diesem Falle, Gemeinschaft pflegend. Daß auch Engel in Goethes Klause Zutritt hatten — wer wüßte das nicht!

Die christliche Kirche hat das menschliche Wesen in ein geistliches und ein weltliches geteilt. Nicht nur sie hat ein Recht dazu. Wenn auch das geistliche Wesen nicht durchaus nur von der Art eines frommen Christen gewesen ist, so war es doch ein geistliches Wesen. Auch die geweihte Stätte dafür war eine Gegebenheit. Ebenso kennen wir auch sein weltliches Wesen, das mehr peripherisch und mit seinem wirkenden, tätigen Dasein verflochten ist. Bei dieser Ausbreitung seines Wesens, das enzyklopädisch war und zu universellem Wissen hinstrebte, ist er Frankreich viel schuldig geworden. Unzählige seiner Wurzeln verbinden ihn mit dem Humus

der berühmten Enzyklopädie. Ihr Prospekt erschien, als Goethe das erste Jahr seines Lebens zurückgelegt hatte. Unter Kämpfen wurde sie begonnen und jahrzehntelang unter öffentlichen Debatten, an denen die ganze Kulturwelt teilnahm, fortgesetzt. Unter den Verfassern der einzelnen Abschnitte stehen Diderot und d'Alembert oben an. Sonst finden Sie unter ihnen Namen wie Montesquieu, Fresnoy, Mallet, Rousseau, Marmontel, Holbach, Voltaire und viele andere.

In dieser weltlichen Verbundenheit zahlte Goethe seinen Tribut an die Zeit, in seinem faustischen Wesen den an die Ewigkeit.

Die Enzyklopädie hatte zum Zweck die Verbreitung von Kenntnissen auf allen Gebieten. Es war ein Kampf gegen Aberglauben und Unwissenheit. Der gewollten Verdummung der Massen sollte Aufklärung abhelfen. Und wenn Friedrich Nietzsche von der Umwertung aller Werte spricht, so steht das zwar nicht auf dem Schilde der Enzyklopädisten; etwas Ähnliches aber haben sie schließlich erreicht. Mit ihnen beginnt das moderne Zeitalter.

Diese Enzyklopädie ist das, was Faust in den dreißig Versen, als er sich der Magie ergibt, verwirft, worin ihn der größere Magier Mephistopheles bestärkt, wenn er sagt:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
des Menschen allerhöchste Kraft,
laß nur in Blend- und Zauberwerken
dich von dem Lüggeist bestärken,
so hab' ich dich schon unbedingt.

Es ist also Mephisto, der Faust, und somit Goethe, in seinem eigentlichen faustischen Wesen und Weg bestärkt, womit dieses Wesen und dieser Weg sich als Unwesen und Irrweg selbst richten würden. Wird

jedoch Faust von Mephisto bis ans Ende geführt und verführt, vermöge des Blutpakts, der geschlossen ist — mit Goethe selbst ist es etwas anderes. Zwar, die Elemente des Urdramas bleiben in ihm, das Ja und das Nein, das Ich und das Du. Aber er ist ein Bejaher des Lebens, und der Verneiner geht nur wie ein Begleiter neben ihm her. Ihm selber bleibt „Vernunft und Wissenschaft des Menschen allerhöchste Kraft“, der er als einer solchen allezeit huldigt.

Wenn er nun aber trotzdem auch das Faust-Drama in seinem Alchimistenstübchen bis zu Ende lebt, so sind dies zwei verschiedene Arten und Weisen, im Chaos den Kosmos zu begreifen. Das Licht der Vernunft und sein Kind, die Wissenschaft, sind das eine Medium, das andere das Bewußtsein des Mysteriums, das Goethe in die Worte kleidet:

Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war,
ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar,
das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
den alten Rang, den Raum ihr streitig macht.

Aus der Grotte des Erdegeistes — es muß gesagt werden — sind Goethes tiefste Dinge, darunter die Wunder seiner Dichtungen, hervorgegangen. Sie sind, wie man heute sagen würde, sein dionysisches Teil. Der Schoß der Erde — die Finsternis, das Irrationale — drängt seine Wundergebilde ans Licht. Sein apollinisches Teil, die Sonne, der Tag, die Vernunft, hat seine oberirdischen Wirkungen gezeitigt, seine Bestrebungen, Erkenntnisse und Erfolge auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft. Hier überall wirkt er im Menschlichen aufklärend.

Und wie die Oberfläche der Erde sich mit Gräsern, Blumen und Früchten aller Arten schmückt, so gibt der immer wache Goethesche Geist dem Tage, dem

Leben auf seine unzähligen lauten und leisen Fragen Antwort. So haben wir seine unzähligen Antworten, die eine scheinbar immer wachsende Ernte sind. Sie sind es, die auf eine überraschende Weise, übrigens von Ihrem Ralph Waldo Emerson schon früh erkannt, in Goethe einen der größten Weisen aller Zeit erkennen lassen.

Wie aber wird sie genossen, wie verstanden, eine solche Persönlichkeit? Inwieweit geht sie etwa in den Kreislauf des Lebens ein? Inwieweit wird sie gesucht? Inwieweit geliebt? Inwieweit wird Lehre, Beispiel, geistiges Gut dieser Art in unserer Epoche nutzbar gemacht, in der es von allen Seiten in seinem Werte bestritten wird? Wer wird eine solche Erscheinung heute als „bedeutendes Organ des Menschheitslebens“ ansprechen?

Nun, meine Damen und Herren, zunächst wir, die wir hier versammelt sind! Was soll es nützen, sich gegenüber den singulären Geschenken des Himmels an die Menschheit, durch die sie allein ihren Sinn erhält, den Standpunkt der Blindheit zu eigen zu machen? Wenn Goethe heute lebte, er würde, ohne Anspruch darauf zu erheben, wiederum ein großer Führer sein. Er starb an der Schwelle jenes gewaltigen Zeitalters, das allerdings jetzt in eine peinliche Verlegenheitspause eingetreten ist. In diesem Jahrhundert seit Goethes Tode sind fast alle Sehnsuchtsträume der Menschheit erfüllt worden. Trennende Entfernungen sind angesichts der Verkehrswunder aufgehoben. Tausend Meilen, die wir früher in kalten, rumpelnden und stoßenden Postkutschen unter wochenlangen Quälereien und Strapazen zurücklegten, kosten uns heut eine wohlige Nacht im durchwärmten Schlafwagen. Fünf Tage, auf einem schwimmenden Hotel erster Ordnung verbracht, tragen uns über den Atlantischen Ozean. Früher taten das kleine Hühnerställe in monatelanger Fahrt: man

begreift heute nicht, wie sie überhaupt jemals heil über den Ozean gelangen und wie die Menschen die unausprechlichen Qualen einer solchen Fahrt überstehen konnten. Ein Bürger Berlins, Hamburgs oder Münchens hat einen Vater, Freund, Bruder, Sohn in Amerika. Vor unserer Zeit hätte er, um ihn zu sprechen, eine monatelange Reise unternehmen müssen. Heute bleibt er geruhig in seinem Zimmer und tut nur einen Griff nach dem Fernsprecher: eine Viertelstunde später hört er die Stimme seines Vaters, Freundes, Bruders, Sohnes im Apparat, und dieser wieder hört seine Stimme. Die Entfernung ist fort: als ob sie alle im gleichen Zimmer wären, können sie sich miteinander verständigen. Das lenkbare Luftschiff, der Zeppelin, umkreist in acht Tagen die Erdkugel, Flugzeuge überbieten ihn; denn das Flugproblem ist gelöst worden. Lindbergh überflog in einem Tage den Atlantischen Ozean. Briefe besorgt der Telegraph, eine Erfindung, die ermöglicht, daß sie, in New York in einem Augenblick aufgegeben, im nächsten bereits in Kalkutta, Peking oder in Kapstadt sind. Man kann die Glocken von Kopenhagen vermöge des Radio in jedem italienischen oder deutschen Hause hören und in Moskau einer großen Messe im Kölner Dom beitragen. Zu alledem kommen die hygienischen Fortschritte: Wasserspülungen, rationelle Erwärmungen ganzer Häuser, die elektrische Birne, welche die Luft nicht verdirbt und die Nacht zum Tage macht. Goethe noch las bei zwei Stearinkerzen. Früher berauschte und verzückte uns die übermäßige Helle des Weihnachtsbaumes: um ihn zu sehen, müssen wir heute das elektrische Licht löschen, und dann freuen wir uns an der schummrigsten Dämmerung.

Alles dieses hat Goethe nicht erlebt. Einer der größten unter den Sehern konnte diese Entwicklung nicht voraussehen! Dazu kommen die Fortschritte in der Bekämpfung von Krankheiten, auf dem Gebiete der

Hygiene, der Bakteriologie und Chemie, die Wunder der Chirurgie nicht zu vergessen. Hätte sein sterbendes Seherauge das alles erblickt, er würde schwerer als so gestorben sein. Hätte aber ein Eingriff der oberen Mächte seinem Leben ein Jahrhundert zugesetzt, wie würde er die Enttäuschung, die sich leider an uns herannestelt, ertragen haben? Oder ist der Mensch mit seinen Fortschritten fortgeschritten? Ist er ihrer würdig geworden?

Ich wiederhole: Wenn Goethe heut lebte, er würde uns wieder, und heut mehr als einst, der große Führer sein. Er bewies, sagte Emerson, daß die Nachteile einer Epoche nur für den Schwachherzigen vorhanden sind. Also würde er uns sein starkes Herz beweisen. Und nun befreie ich Sie und mich von dem Drucke des Kleinmuts, der sich auf uns legen will, indem ich einen Helfer herbeirufe, der besser als ich diese Gedenkrede halten würde und vor hundert Jahren gehalten hat. Wen kann ich anders meinen als Thomas Carlyle, die erlauchteste Stütze Goetheschen Andenkens?

Ich würde mich schämen, hier dem Cherub vorzugreifen oder ihn zu verschweigen, der vor hundert Jahren im Auftrag höherer Mächte sich über der Bahre Goethes erhoben hat.

Diese Worte hat er gesprochen:

„Unter den Todesanzeigen dieser Tage steht eine von ganz besonderer Bedeutung: Zeit, Ort und Besonderheiten dieses Todes werden oft wiederholt und immer wieder nachgeschrieben werden müssen: nämlich daß Johann Wolfgang Goethe am 22. März 1832 in Weimar gestorben ist. Das geschah um elf Uhr morgens. Seine letzten Worte grüßten die zu neuem Leben erwachte Erde. Die letzte Regung gilt der Arbeit an der vorgesetzten Aufgabe.

So ist denn unser größter Dichter dahin. Die himmlische Kraft, die so vieler Dinge Herr wurde, weilt hier

nicht länger. Der Werktagsmann, der bisher zu uns gehörte, hat das Ewigkeitsgewand angelegt und strahlt in triumphierender Glorie. Sein Schwinden glich dem Untergang der Sonne. Die Sonne offenbart körperliche Dinge, der Weltpoet ist Auge und Offenbarer aller Dinge in ihrer Geistigkeit. Wie groß ist der Zeitraum, den die Tätigkeit dieses Mannes annäherungsweise etwa beeinflussen wird?“ — (Heute ist das erste Jahrhundert vergangen!) „Es war für uns Zeitgenossen schon eine Art Auszeichnung, an die Existenz eines solchen Dichters glauben zu dürfen. Er sah in das größte aller Geheimnisse, das offene, hinein. Was er gesprochen hat, wird Tat werden. Das achtzehnte Jahrhundert war eine todkranke Zeit. Die neue Epoche begann in dem Augenblick, da ein Weiser geboren wurde. Kraft göttlicher Vorbestimmung wurde ein solcher Mensch der Erlöser seiner Zeit. — Lag nicht der Fluch der Zeit auf ihm? Es war Erlösung durch Güte; denn Größe ist Güte.“ —

Es gibt nicht vieles in dem seither vergangenen Jahrhundert über Goethe Gesprochenes, das an Wahrheit und Größe der Empfindung diesem Nachruf ebenbürtig ist, in Europa nicht und ebensowenig in Goethes Vaterlande. Mit tiefer Scham der Seele wollen wir alles das dem Orkus des Vergessens überlassen, was im entgegengesetzten Sinne geleistet worden ist.

Und achten Sie darauf, wie der edle Geist Carlyles, der Ehrfurcht mit Klarheit verbindet, an den beliebten Fehlurteilen mißwüchsiger Enherzigkeit über Goethe selbst ohne Achselzucken vorübergeht: Goethe sei Egoist gewesen, Goethe habe keinen Sinn für seine Nation, für sein Volk, für soziale Leiden der Menge gehabt. Fürstendiener, ja Fürstenknecht wird er gescholten. So schlug man der Wahrheit ins Gesicht, die aus jeder Zeile seines reinen, wahren und allumfassenden Werkes spricht. „Was er tat“, sagte Carlyle dagegen, „ist

Herzlichkeit und mit hohem Fluge gepaarte Einfachheit.“ Und er nennt ihn einen Werktagsmann, der mitten hinein in den Werktag und das werktätige Volk gehörte. Das tut Carlyle, der sich selbst als Werktagsmann versteht und dessen Vater ein Maurer und Ackerbauer in Schottland gewesen ist. Sprach ich Ihnen am Anfang von einem zentralen Gefühl, das mir die Person Goethes zu einer nahe vertrauten mache, aus dem ich den Mut nähme, über Goethe zu Ihnen zu reden, so ist es auch bei Carlyle, dem schottischen Maurerssohn, eine gleich elementare Verbundenheit. Um so erstaunlicher, als der Schotte erst durch die Wand einer fremden Sprache zu seinem Bruder hindurchdringen konnte. Welch ein Zeugnis aber für Goethe und gegen seine Afterkritiker ist dieses in Carlyle kräftige elementare Gefühl! Das pochende Herz des schottischen Maurersohnes antwortet auf das Obskuranzengisch lauer Ungeister, und der herrliche Sturm, vom Cherubsflügel seiner adligen Seele erzeugt, fegt sie wie dumpfe Spreu hinweg.

Carlyles Prophetie hat erst ein Jahrhundert hinter sich. Aber wenn auch noch immer einander zerfleischende Parteien, ein zerfahrenes, absterbendes Gesellschaftssystem unter Stürmen bald hierhin, bald dorthin zerren, hat sich das Bewußtsein von dem, was Goethe ist und für die Welt einst noch bedeuten muß, in steigender Welle durchgesetzt. Es sind Gegenminen genug gelegt worden, keine aber konnte sie aufhalten. Sie ist, wie Carlyle sagt, ähnlich einer allumspannenden Bewegung, von Natur so tief wie ruhig, die sich langsam mitteilt, aber unaufhaltsam majestätisch vorwärtsdringt. Carlyle sieht einen neuen Gesellschaftsbau, dessen Eckstein Goethe ist.

Sie mögen es hören, alle die schätzbaren Herrn von Paris bis Petersburg, von Hammerfest bis Südafrika, und was in Ihrem tatgewaltigen Kontinent meinen

Worten ein Ohr zu leihen willens ist: die Welt wird weder mit Gold noch durch Gewalttat erlöst, sondern allein durch Menschlichkeit, durch Menschenachtung, durch Humanität. Immer waren es Einzelne, die uns die frohe Botschaft gebracht und zur Humanität ermutigt haben, die als reiner Gedanke die größte, ja fast einzige Legitimation des Menschen als Menschen ist. Nicht Revolutionen bringen die Fortschritte, aber eine immerwährende, wie das Leben selber gegenwärtige, stille Reformation. Es wäre verlockend, einen Vergleich anzustellen zwischen der, die mit dem Namen Luthers, und unserer, die mit dem Namen Goethes verbunden ist. Ich nenne nur einen Unterschied: keine Art Fanatismus, keine Art Geistesknechtung, keine Art Menschenfeindschaft, keine Art Verfolgung kann in der neuen einen Platz finden. Nicht die abstrakte Masse, sondern der einzelne Mensch ist, wie ich sagte, das wahre Objekt Goetheschen Bildnertriebs. Aber vor allem war es er selbst. Und so mag jeder Mensch seine eigene Reformation im Sinne Goethes zunächst selbst in die Hand nehmen, sein eigener Herr und sein Souverän, nicht aber das Spielzeug und Opfer fanatischer Mächte.

Für was wir eintreten, das ist Kultur. Es ist der einzige Klang, in dem die übertierische Bedeutung der Menschheit beschlossen ist. Blickt man aber, hört und fühlt man in das noch heute lebendige Goethesche Wesen tief hinein, so erkennt man, daß es bereits in einem höheren oder tieferen, wie man will, Kulturbereich heimisch ist, einem, an dessen Schwelle wir jetzt stehen, wie ich unentwegt zu hoffen nicht ablasse, wo die Mechanisierung und Materialisierung ihr gewiß beachtenswertes, aber keineswegs endgültiges Wort gesprochen hat. Heute heißt es: Vergessenes nachholen!

Gehen wir an die Arbeit, meine Damen und Herren!

Wir verlassen somit das Goethehaus, nachdem wir

noch einen letzten Blick in die „stille Forschergrotte“
getan haben, die den lebenslangen Kampf Goethes mit
dem Erdegeist gesehen hat und darin er seine Augen
für immer schloß. Wenn wir Faustens Mantel benutzen,
so trägt er uns in einer Sekunde von Weimar hierher
über den Ozean, wo wir gleichsam aus einem Traum
erwachen. In das gewaltig fordernde Dasein dieser Welt
gestellt, trennen wir uns, um, wie Goethe empfiehlt,
„im Ganzen, Guten, Wahren resolut zu leben“!

BEI DER HEIMKEHR AUS AMERIKA

Rede, gehalten im Bremer Schauspielhaus nach der Rückkehr von Amerika am 23. März 1932

Die Stadt Bremen bringt mir nach einer schönen und großartigen Amerikafahrt den ersten warmen Willkommensgruß entgegen. Es ist mir drüben herrlich ergangen, und es geht mir hier, in der Heimat, fast zu gut: mögen die Götter gnädig ohne Neid auf mich herabblicken!

Einer der gewaltigsten Eindrücke ist immer wieder die Überquerung des Ozeans. Getragen gleichsam von einem der Arme und Hände, welche die alte Hanse- und Seefahrerstadt Bremen darüber ausstreckt, bin ich sicher hinüber in die Neue Welt und von dort wieder zurückgelangt — nicht ohne Stolz über die Tragfähigkeit und Zielstrebigkeit dieses Armes und dieser Hand; denn ich bin ein Deutscher, und Bremen ist eine deutsche Stadt.

Im Lotos Club zu New York habe ich eine kleine Rede gehalten, in der ich die Eroberung von Amerika die größte ungeschriebene Epopöe der Neuzeit nannte. Daß die Hansestädte eine ungeheure Rolle darin spielen — wer wüßte das nicht?! Zweimal in derber Wirklichkeit, unendlich oft durch die Phantasie ist auch meine ganz geringe Person hineinverwoben. Ich sage das, noch erfüllt von fast unerschöpflichen Eindrücken, und weil es schwer ist, sozusagen im ersten Augenblick wieder auf Heimatboden, davon zu schweigen: Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über.

Und, meine Damen und Herren, wer als Deutscher, von jenseits des großen Wassers kommend, wiederum den deutschen Strand betritt, der kriegt es mit seinem Herzen zu tun, wenn er überhaupt eins hat! Er möchte nach allen Richtungen die eine Erkenntnis ausstrahlen,

die er selber gewonnen hat: Heimat ist ein Mysterium, Heimat ist ein segensreiches Mysterium, Heimat ist eine gute Mutter trotz allem! Und ich möchte jedem Deutschen zurufen: Werdet euch dieser trotz allem guten Mutter bewußt und, in diesem Betracht, seid erträgliche und verträgliche Kinder!

Genug aber von meiner Reise in das Reich der Zukunft hinein: sie ist in die allgemeine Reise des Lebens gemündet. Drüben sah ich alte und neue Freunde um mich, hier hüben sehe ich alte und älteste Freunde. Indem Sie mich grüßen und ich Sie begrüße, bilden wir einen, ich möchte sagen Seelenleib: so ist es, mag es gleich paradox klingen. Der Einzelne gibt vorübergehend sich auf, um sich an dieser Einheit zu beteiligen, und ebendasselbe tue ich auch.

Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren, für alles, was Sie in Ihrem Innern heut wohlwollend für mich sprechen lassen, und daß Sie mich in der alten Gemeinschaft, der ich angehöre, neu willkommen heißen!

SONNE, LUFT UND HAUS FÜR ALLE!

Festansprache zur Eröffnung der
Berliner Sommerschau für Anbau-
haus, Kleingarten und Wochenende
am 14. Mai 1932

Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!“
Hier stock’ ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
ich muß es anders übersetzen,
wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.

Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn!
Bedenke wohl die erste Zeile,
daß deine Feder sich nicht übereile!

Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft!
Doch auch indem ich dieses niederschreibe,
schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! auf einmal seh’ ich Rat
und schreibe getrost: „Im Anfang war die Tat!“

Diese Ausstellung, vom ersten geistigen Keim bis zu ihrer Vollendung, wie sie um uns vor Augen steht, ist durch und durch Tat. Sie ist das gesündeste aller Gebilde, eines, in dem, wie in allen wahren Gebilden der Natur, Körper und Geist unlöslich verbunden sind. Man hätte können inmitten dieses schön vollendeten Werkes in Erz oder Stein eine riesige menschliche Hand aufstellen, weil nur solche Werke wahre Realität haben, in denen menschlicher Intellekt durch die menschliche Hand wirksam geworden ist. Erst dann wird die Menschheit sich selbst voll gewürdigt haben, wenn die Hand aus dem Stande der Verachtung in den höchsten Adelsstand erhoben sein wird. Diese Standeserhöhung hat sie bei mir schon seit Jahren durchgesetzt: ich prägte den Ausdruck „die denkende Hand“, und ebendiese den-

kende Hand sprach ich bei mir selbst sozusagen heilig.

Welches allgemeine Ringen um soziale Fragen, soziale Ziele augenblicklich auf der ganzen, beinahe klein gewordenen Erde im Gange ist, darf ich in den kurzen Minuten meiner Ansprache nicht in Betracht ziehen. Die Gründer und Gestalter dieser uns umgebenden neuen Schöpfung haben beispielhaft gezeigt, wie man auch ohne das, und zwar durch die schlichte Tat, zu einem echten Ziele gelangen kann. Wir können nicht warten, bis sich der unendliche Kampf entschieden hat, bevor wir daran gehen, Gutes zu verwirklichen. — Der gesprochene und geschriebene Wortstreit, diese ungeheure Spiegelfechterei, mag er fort- und forttoben; denn verlaufen wird er sich noch lange nicht, wenn nur die Hand, die den Spaten, den Hobel und die Maurerkelle führt, sich dadurch nicht beirren läßt!

Es hat Menschenfreunde gegeben, philanthropische Naturen, zu einer Zeit, wo den herrschenden Gewalten jeder Menschenfreund und jede Philanthrop verdächtig war. Große Meister dieser Art haben Verfolgung, Kerker, ja Tod auf sich nehmen müssen. Heute ist es Gott sei dank nicht mehr so: überall, trotz Ungunst der Zeit, oder gerade wegen Ungunst der Zeit, sehen wir humanitäre Werktätigkeit. Dabei war es vielleicht üblicher, als Einzelner für die Gesamtheit zu wirken, eine Gesamtheit, in welcher der Einzelne leicht zur Nummer wird, als umgekehrt: durch die Gesamtheit für den Einzelnen, wie es zum Beispiel hier geschehen ist, wo man dafür wirkt, daß dem Einzelnen sein Recht auf Persönlichkeit zugestanden und erhalten werde.

Wir können nicht warten auf das Tausendjährige Gottesreich, das aus der Erde ein Paradies zu machen verspricht; die uns damit vertrösten, wissen von den schlichten Quellen der Freude, die uns überall fließen, nichts. Wir sind Menschen, freilich, und tragen das nicht immer leichte Menschenlos, aber wir sollen umso-

mehr von denjenigen Freudequellen Gebrauch machen, die schon heut bei einigem guten Willen allen gemeinsam sein können. Und diese Ausstellung will sie aufzeigen. Sie will jedem sein Teil von diesem köstlichen Gesundbrunnen des Daseins zuweisen und zuleiten. Sie will das Bereich des unersättlichen Maschinenzeitalters mit seinem geistötenden Menschenverbrauch einschränken und ein Reservat sichern, in dem der Mensch seinen Geist befreien, seine Seele erheben und in der alten Verbindung mit der Natur sich selbst wiedergewinnen, sich seiner höheren Bestimmung bewußt werden kann. Die Technik wird endlich ihren wahren Auftrag ausführen, wenn sie dieser höchsten unter ihren Aufgaben dient.

Aufbauen und nicht zerstören: ein Hauptgebot für den Einzelnen sowohl als für die Gemeinschaft. Was der Einzelne aufbaut, genießt die Gemeinschaft, was diese aufbaut, der Einzelne. Wir strafen ein Kind, das eine Kaffeetasse zerbricht, wir sollten es zugleich lehren, wie Kaffeetassen gemacht werden. Es ist kein besonderer Vorzug von uns Deutschen, daß wir so viel in Abstraktionen bauen, das heißt in Begriffen, das heißt in Worten: wo wir das Einfache, Nächste verwirklichen sollten, dort führen wir unendlich komplizierte Geistesgerüste auf in hundertfacher Vergrößerung, und bevor wir die Hand an das Einfache legen können, kostet das Wegräumen des Gerüstes, wenn es überhaupt gelingt, unendlich viel Zeit.

Aber das Deutschtum hat eine andere Seite, die Gott sei Dank immer mehr Raum gewinnt und zutage tritt, wie zum Beispiel in dieser Schau „Sonne, Luft und Haus für alle“, die aus wenigen Grundgedanken Großes entwickelt.

Wer die Einführungsworte liest, die das kleine gelb-grüne Ausstellungsheftchen enthält, das jedem in die Hand gegeben wird, findet sich von einem Geist sach-

licher Herzlichkeit und herzlicher Sachlichkeit auf das angenehmste berührt. Wahrhaft humanitäres Streben bringt sich auf die einfachsten Formeln, und mit voller, herzlicher Überzeugung wird man überall einstimmen. Die Schwere der Zeit wird anerkannt, aber es wird von stillen und besonderen Energien gesprochen, die überall am Werke seien, wie sie hier das Gute, Besondere geschaffen haben und für das Allgemeine den Weg weisen. Rückkehr zum menschenwürdigen Dasein in Sonne, Luft und Haus ist hier das Ziel. Es heißt für den einzelnen ebenso Rückkehr zur eigenen Persönlichkeit, das heißt zu sich selbst, das heißt zu seiner inneren Erneuerung, das heißt zu seinem inneren Frieden und überhaupt seinem Menschentum. Das alles, in ein altes Schlagwort zusammengefaßt, heißt: Rückkehr zur Natur.

Diese imponierende Tat der Humanität, deren Ausdruck ringsumher für sich selber spricht, ist bei aller ihrer äußerer und innerer Schönheit beispielhaft: statt frostiger Lehren gibt sie schöne und verlockende Vorbilder. Das Wort Fortschritt ist vom Fuß abgeleitet, das Wort Handeln von der Hand. Wie man fortschreitet aus dem Dunklen ins Helle, aus dem Kellergelaß ins Sonnenlicht, aus der stickigen Luft in reine Luft, aus Geistesstumpfheit und Geistesverdrossenheit zur Geistesheiterkeit, wird hier gelehrt und wie man, um alles dieses in Besitz nehmen zu können, sicher und erfolgreich handelt. Hier ist nirgends etwas zu spüren von der so billigen und gefährlichen Flucht in die Abstraktion, die man vielleicht mit einem derben deutschen Wort Wortklauberei nennen kann. Diese Ausstellung ist das Gegenteil, nämlich: Flucht aus der Salbaderei in das unmittelbare lebendige Wirken.

Heute in der Jugend des Jahres, wo der ewig junge, im Grunde uralte Menschheitsgedanke „Sonne, Luft, Haus für alle!“ inmitten einer der größten, intelligentesten und humansten Städte des Erdballs, der Welt-

stadt Berlin, seine Auferstehung feiert, ist es mir die größte Freude, unter Ihnen zu sein. Wir stehen im Mai, der für uns die Jugendzeit des Jahreskreislaufs ist. Fassen wir es als ein Symbol, wenn sich an die Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbst und Winter scheinbar unvermittelt wieder der Frühling schließt, und ergreifen wir, jung und alt, diese Jahresjugend! Der gute Gedanke macht jung, die gute Tat macht jung, die Tat der Menschenliebe macht jung, das Wirken für eine große humanitäre Idee, die aber Einfachheit nicht verleugnen darf, macht jung, und so bin ich heute jung, in diesem Augenblick, wo alle diese Bedingungen irgendwie erfüllt scheinen und wo vor allem die Jugend selbst gegenwärtig ist, ohne die sich kein Alter verjüngen kann.

Und fühlen wir nicht, jung und alt, diese begnadete Jahreszeit der Wiedergeburt? Hat nicht auch das Werden und Gewordensein des Werkes um uns gleichen Schritt mit dem Frühling gehalten, mit dem Keimen, Drängen, Quellen, Wachsen und Werden in der Natur? Ist es nicht wie dieses vom Stande der Sonne geweckt worden?

Warum werden wir denn so traurig, wenn der politische Geistestümpel Europas um uns seine trüben und sterilen Wellen schlägt, und warum so froh und heiter, wenn wir auch nur eine Sommerlaube, so gut wir es ver mögen, im Grünen aufbauen, geschweige hier, wo die freie Gemeinschaft denkender Köpfe, schlagender Herzen und fleißiger Hände ein verlockend greifbares Werk der Kultur geschaffen hat?!

Mag jeder die Frage selber beantworten.

Hut ab also vor Ihren Architekten, Ingenieuren und Handwerkern, die in not- und drangvoller Zeit das umgebende Werk geschaffen, und vor denen, die es geplant, organisiert und überhaupt möglich gemacht haben.

Mit dem Rufe: Sonne, Luft, Haus für alle! schließe ich!

DIE WILHELM-MEISTER-SCHULE

Rede bei Gelegenheit der Inauguration
der Wilhelm-Meister-Schule zu
Frankfurt am Main, 26. August 1932

Wort und Wesen der Erziehung ist wunderbar. Erziehung bedeutet mehr, als man gemeinhin annimmt. Die Gattung *homo sapiens ferus*, und als Beispiel Kaspar Hauser, beweist es. Als Kaspar Hauser auftrat, war er imbezill. Er war nicht etwa der Durchschnittsmensch, den wir überall antreffen, sondern viel eher ein Tier. Einer der Dozenten Ihrer Universität betrachtet seltsamerweise Kultur als ein selbständiges Wesen, das auf dem Menschen lebe. Wenn dieser Gedanke ein Element der Wahrheit in sich hat, sollte man dann nicht lieber sagen: auf dem Tier? Mensch ist Mensch. Verdient er diesen edlen Namen, so ist er ohne Kultur nicht zu denken. Sonst aber in der Tat: wenn man an Kaspar Hauser denkt, und was die Trennung von allen Kulturelementen der menschlichen Soziätät für ihn bedeutete — die Entwicklung vom Tiere zum Menschen blieb aus —, so könnte man immerhin Kultur als etwas von außen auf den werdenden Menschen Wirkendes ansprechen.

Die menschliche Gemeinschaft an sich erzieht. Ohne Unterricht gehabt zu haben, beherrscht das Kind von fünf Jahren wesentlich die Sprache. Und auf dieselbe ungezwungene Weise wächst es nach und nach in die meisten Gebiete der Kultur und vermag sich zu orientieren. Dieser Schule des sozialen Lebens gegenüber ist jede bewußte Erziehung bereits eine höhere. Sie bildet den höheren Menschen aus, der aber eines Tages seine bewußte Erziehung selbst in die Hand nehmen muß, will er im Menschentum Hohes erreichen.

Wir befinden uns heut — wer möchte es leugnen? — in einer Kulturkrise. Die Tatsache drängt sich gerade bei uns jedem auf, der Wesen und Wert der deutschen

Kultur erkennt. Seltsamerweise wird diese Krise zum Teil von einem elementaren Bildungstrieb der Jugend bewirkt, den wahrhaft zu befriedigen die heutigen Anstalten nicht ausreichen. Aus diesem Grunde vielleicht wird die Jugend zu ihrem Schaden in eine Opposition gegen das, was sie sehnlichst sucht, die Kultur, gedrängt, die sie damit ernstlich gefährdet.

Solche und andere Erwägungen haben auch zur Planung und Inauguration unserer Wilhelm-Meister-Schule geführt, die wir trotz aller Ungunst der Zeit in dieser ernsten Stunde mit allen Kräften unseres reinen Willens und unserer Hoffnung bedenken wollen. Was sie sein wird, ist ihr künftiger Wert, ihr jetziger das weithin leuchtende Beispiel, das sie sowohl durch ihre Gründung an sich als durch ihren Protektor im Geiste gibt.

In diesem Protektor Johann Wolfgang Goethe sind geradezu mustergültig jene beiden Eigenschaften vereinigt, die das deutsche Wesen ausmachen und die eine deutsche Erziehung pflegen soll: eine wurzelechte, ich möchte sagen lutherische deutsche Wesenheit und daneben eine übernationale universelle Geistigkeit, von der aus die Wege des Verstehens zu allen Völkern und zu allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Philosophie und Religion offen sind.

Die Sendung Deutschlands erklärt Keyserling als in seinem Universalismus, seiner Sachlichkeit, seinem Sinn für gerechten Ausgleich und seiner weitherzigen Toleranz beschlossen. Und wenn auch eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, so bleibt es doch immer ein hoffnungswckendes Zeichen, wenn sich ihm ein bedeutender junger Schriftsteller hierin anschließen kann, der extrem nationalistischen Kreisen nahesteht. Was mich betrifft, so bin ich der Dritte im Bunde, dessen Mitglieder übrigens Millionen und Abermillionen ähnlicher Bekenner in Deutschland sind, eine Gemein-

schaft, in die vor allem auch Goethe mitten hinein gehört.

„Wilhelm Meisters Wanderjahre“ nennt Goethe das Buch, darin er jenen Erziehungsplan und jene Erziehungsprovinz entwickelt, deren Verwirklichung hier mit gläubigem Sinn angestrebt werden soll. Der Mensch wird in diesem Alterswerke wesentlich als Wanderer aufgefaßt, was ja dem Wesen des Lebens durchaus entspricht. So ist auch die Schule nur eine Station, ein Landschaftsgebiet und ein Seelengebiet, das der Jüngling durchläuft und hinter sich läßt, und zwar für jede Wanderung tüchtig gemacht. Bei Goethe sowohl für die Binnenwanderung innerhalb unserer Landesgrenzen und ebenso für die weitere darüber hinaus, sei es im Gebiete der ganzen bewohnten und unbewohnten Erde. Möge jeder Schüler, der diese Schule verläßt, gleichsam mit dem symbolischen Ringe Nathans des Weisen beschenkt sein, der nach seinem Dichter Lessing die Kraft hatte, den, der ihn trug, vor Gott und Menschen angenehm zu machen; und tüchtig, setzen wir hinzu.

DANKWORTE

Rede, gehalten bei Verleihung des
Goethe-Preises im Goethehaus zu
Frankfurt am Main am 28. Au-
gust 1932

Wir befinden uns im Innern eines deutschen Nationalheiligtums, nicht eines Tempelbaues etwa, kalter Pracht und alabasterner Unnahbarkeit, sondern eines Heiligtums herzlicher und intimer Art, das von sich aus nicht prätendiert, ein solches zu sein. Dies ist ein natürliches, nicht ein künstliches Heiligtum, aus dem Kulturboden unseres Volkes emporgeworden, weil hier noch der Geist eines göttlichen Knaben und seiner bürgerlichen Eltern lebt, aus deren Verbindung ihn die Weltlenkung hat hervorgehen lassen. Nichts darf einem Volke heiliger sein als solche Erinnerungsstätten, wo es selbst aus seiner göttlichen Wesenheit überirdische Blüten getrieben hat: so die Geburtsstätte Johann Sebastian Bachs in Eisenach, in Marbach das Schillerhaus und das Beethovenhaus in Bonn.

An dieser geweihten Stätte, die ich liebe wie keine andere, haben Sie mir, Herr Oberbürgermeister, die Urkunde einer Preiserteilung überreicht, im Namen dessen, der heute vor hundertunddreißig Jahren in diesem Hause der Welt geschenkt wurde. Da der selige Knabe — und darin beruht der besondere und bestrickende Zauber dieses geweihten Ortes — hier noch immer und überall gegenwärtig ist, so wird er auch diesem Ereignis beiwohnen. Wem würde es nicht ebenso gelten, wenn ich erklärte, ich sähe ihn, sähe den Knaben Wolfgang, den staunenden Blick seiner dunklen Götteraugen auf mich gerichtet. Alter Mann, was brauchst du noch Preise, scheint er zu sagen, der du ein Leben genossen und hinter dir hast?! — Um deinetwillen! geb' ich zurück.

Und ihm, in der Tat, der diese Treppen, Gänge und Zimmer, kurz: dieses ganze Gehäuse mit ewiger Jugend beseelt, reiche ich Ehre und Gold zurück, so wie man einen Knaben aus Liebe beschenken mag, und rate ihm, beides in das Sanktuarium seiner Kindheit, das Denkmal seines frühen Werdens, sein einstiges Rüstzeug und Spielzeug — was ist einem Knaben nicht Spielzeug?! — einzubauen. Und nicht zu vergessen: in die Seele seines Volkes, von der man nur wünschen mag, daß sie mehr und mehr mit ihm eins werde.

Nehmen Sie diese wenigen Worte freundlich entgegen als meinen schlichten und herzlichen Dank!

DER GEIST DER KULTUR

Rede, gehalten in der Paulskirche zu
Frankfurt am Main am 28. August
1932

Was ist der Kulturbesitz eines Volkes? Seine Geistigkeit! Nur seine Geistigkeit? Ja, nur seine Geistigkeit! Aber seine Geistigkeit insgesamt. Damit ist gemeint eine Geistigkeit, die sich in Architektur, bildender Kunst und Musik sowie in Wissenschaft und Technik äußert, in reiner Dichtung, reinem Denken und Religion. Es ist ein anderer Geist, den man heilig gesprochen hat; aber der Geist der Kultur bleibt ein Geistesverwandter. Darum hält man ihn hoch — man sollte ihn deshalb noch höher halten!

Geist ist immer zugleich geistiger Überfluß. Also ist auch jede wahre Kultur geistiger Überfluß; ohne geistigen Reichtum weder Kultur noch Geist. Ich stehe nicht an zu sagen, daß die Kirche des Mittelalters, aus der auch wir Protestanten hervorgegangen sind, geistige Fülle, geistiger Reichtum, geistiger Überfluß gewesen ist. Nichts freilich ist in der Welt ohne Mißbräuche: so gibt es denn auch solche im Geist.

Als das schnell errichtete Reich Alexanders des Großen zerfiel — denn der Götterjüngling war tot, der es zusammenhielt —, da war es der Reichtum, der Überfluß des griechischen Geistes, also der griechischen Kultur, der, indem er die Trümmer überströmte, sie zu einer neuen Einheit verband. Griechenland gab sein geistiges Blut: es selber krankte dahin, dieses Griechenland, aber es gab einer Welt das Leben.

Auf dem Römerberg hat der Knabe Wolfgang Goethe gespielt, ein Frankfurter Kind. Nie mehr, solange ein deutsches Wort von einer deutschen Lippe springt, wird man diesen Wolfgang vergessen. Sollte aber das deutsche Volk im Laufe der Jahrhunderte, wie einst das griechi-

sche, verschwunden sein, so wird immer noch dieser Wolfgang die Erinnerung an unser Volk wachhalten. Noch lange wird dann die Menschheit zehren von unserem geistigen Reichtum, unserer Kultur, kurz: von unserem geistigen Überfluß.

Huldigt man einem großen Geist, so ist zugleich alles Große seines Schlasses gegenwärtig. Wer, der an Goethe denkt, denkt nicht zugleich an Homer, Dante, Shakespeare, Herder, Kant, Spinoza, Diderot, an griechische Tempel und gotische Dome, an Ossian und das Bibelbuch, an Galilei, Newton und Kepler, und so fort. Das bedeutet den Überfluß und den Zusammenfluß aller Kultur von Süd und Nord, von West und Ost. Hat doch Wolfgang Goethe gesagt:

Wer sich selbst und andre kennt,
wird auch hier erkennen:
Orient und Okzident
sind nicht mehr zu trennen.

Sagt man, wir stünden an einer Weltwende, so antworte ich: In dieser Beziehung nicht! Nationalkulturen sind vielleicht national getrennt; kulturell, also durch den Reichtum und Überfluß im Geist, aber immer verbunden. Und darin liegt auch der Sinn des Festes, das wir in dieser Stunde feiern: bodenständig, von dieser herrlichen Scholle ausgehend, verbreiten wir uns mit dem grenzenlosen Geiste Goethes über die Ökumene, die ganze Menschenwelt, und empfinden, erhaben über alle Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit: es ist ein Himmel, der sich über die Erde spannt, es ist eine Erde, die wir bewohnen, ein Herz, das in allen Menschen schlägt, und über uns allen ein Gott im Himmel. So hat Johann Sebastian Bach gefühlt, ebenso Gluck, Mozart und Beethoven. Allgemeines Menschenschicksal ist es, was in ihren Werken mystisch erhabenen Ausdruck gewinnt.

Kultur, Geist, geistiger Überfluß, geistiges Schenken

an alle, Menschlichkeit, Humanität, verstehende Liebe, liebendes Verstehen überall ist es, was wir zu dieser Stunde, im Zeichen Wolfgang Goethes, feiern; nicht zu vergessen: im Zeichen des Friedens.

Man glaube aber nicht, daß Weichlichkeit aus solchen Gedanken spricht. Man soll nicht meinen, Gott habe dem strahlenden Cherub des Friedens ein Feiglingsherz in die Brust gesenkt. Auch dieser Engel hat Waffen und Macht. Er ist es gewesen, unter dessen Schutz der höhere Mensch sich entwickelt hat, unter dessen goldenem Schild die Welt der Künste, Städte, Kathedralen, Tempel, Bildsäulen, heilige Schriften der Weltweisheit und der Religion sowie der Dichtkunst entstanden sind. Dabei ist er zugleich ein einfacher Flurwächter, der bei Weizen-, Gersten- und Roggenfeldern Wache steht, damit der Mensch sein tägliches Brot esse. Wenn man nach ihm mit dem heute diffamierten Wort Pazifist wie mit einem Steine würfe, so würde dieser Stein entkräftet zu Boden sinken, tausend Meilen entfernt von der Glorie seiner unnahbaren Gegenwart.

Im Zeichen Goethes sage ich das und gratuliere der alten, herrlichen Stadt Frankfurt dazu, daß sich nicht dreißig Städte um die Ehre, Goethes Geburtsort zu sein, streiten können, sondern daß sie allein die Ehre hat!

ERÖFFNUNG DER GERHART-HAUPTMANN-AUSSTELLUNG IN BRESLAU

Eröffnungsrede, gehalten in Breslau
am 3. September 1932

Als der Grundstein des Museums für bildende Kunst gelegt wurde, wußte ich, der ich, ein Knabe, entlang dem Stadtgraben zur Zwingerschule ging, nicht, was daraus werden sollte. Aber der werdende Bau erregte mich irgendwie. Als ich dann nach einigen Landwirtschaftsjahren Breslau wiedersah und das vollendete Museum betreten durfte, fand ich hier jene Quellen des Guten, Wahren und Schönen springen, nach denen ich unbewußt in meiner Schulzeit geschmachtet hatte. Damit wurde mir die fremde Stadt eine heimische Stadt, die ernste Stadt eine heitere Stadt, die drohende Stadt eine lockende, die verschlossene Stadt eine offene.

Wenige ahnen die beglückende Wirkung, die von solchen, der Kunst gewidmeten Heiligtümern sich verbreiten kann. Das graue Wesen des Alltags wirkt auf den Menschen wie das trübe, lange nicht erneuerte Wasser auf die Goldfische eines Aquariums. Nun wird ein perlender, klarer, frischer Zustrom hineingeführt, um den sich sogleich die Fische, Kiemen und Flossen wohlig bewegend, sammeln. Hier saugen sie frisches Leben ein. Ein solcher Vergleich paßt genau auf uns, die wir damals als junge Menschen in dem trübetümpligen Wasser unseres Aquariums vergessen oder überhaupt nie gewußt hatten, daß es klares, prickelndes, belebendes Quellwasser geben kann.

Also es wurde uns, die wir manchmal der geistigen Erstickungsgefahr recht nahe kamen, frisches Wasser zugeführt, man könnte auch sagen, frische Luft, und dann würde dies Haus einem offenen Fenster in den weiten Himmelsraum vergleichbar sein. Dieser zweite

Vergleich ist mehr noch als der erste zutreffend. Ich wenigstens atmete hier zum ersten Male Höhenluft und Meeresluft. Der Gesichtskreis befreite und erweiterte sich. Ich sah die Kuppel des Sankt Petersdomes, die Türme der deutschen Kathedralen und Münster auftauchen. Der Meister und Übermensch Michelangelo stand neben unserem Albrecht Dürer, die blauen und grellen Farbengluten Böcklins erfüllten uns mit südlichem Rausch und stillten unseren ersten Hunger nach Schönheit. Ein Wort der Upanishaden sagt: Ja, die Weite, das ist die Freude, und die Freude, das ist die Weite!

Wer sollte bei einem solchen Seelenerlebnis der Jugend nicht an Phaidros denken und derer, „die den Musen und der Liebe dienen“?! Es heißt, daß sie sich, beim Anblick irdischer Schönheit, göttlicher Schönheit und ihrer göttlichen Herkunft erinnern. Dorthin, sagt Sokrates, woher jede Seele komme, kehre sie vor Ablauf von zehntausend Jahren nicht zurück. Wer aber, heißt es ungefähr weiter, hier unten ein gottähnliches Angesicht erblickt oder eine Gestalt des Körpers, welche die Schönheit vollkommen darstellt, so betet er sie an, beinahe wie einen Gott. Und diese, die Schönheit, wird weiter gesagt, überflutet ihn wie Regen das Gras, das unter ihm wächst, und darunter, dem Einfluß der Schönheit nämlich, wächst jenes verlorene Gefieder, inbegriffen zwei Flügel, neu heran, angekündigt durch Jucken und Kitzel, das ihn wiederum dereinst in die verlassenen Bereiche der Seligen emportragen wird. Es war mir nicht möglich, nicht auch noch diesen Schritt aus der irdischen Realität der Kunst in ihr transzendentes Wesen zu tun, ohne das ihr unwiderstehlicher Reiz nicht verständlich wäre.

Ja, meine Freunde und ich erhielten hier gleichsam unsere Weihen und spürten das Keimen erster göttlicher Befiederung. Die meisten von ihnen sind dahin. Wer

wollte bestimmen, ob sie das außerirdische Reich der Schönheit, danach sie zeit ihres Lebens suchten, wiedergefunden haben oder nicht! —

Sie haben hier um die von mir zurückgelegten siebzig Lebensjahre Ereignisse, Menschen und Dinge aus diesen sieben Jahrzehnten gruppiert, aus denen, mich inbegriffen, das Leben in der Tat als ein Suchen nach dem Letzten und Schönen allein verständlich wird. Wenn ich auch heute nicht das Gefühl habe, mehr gefunden zu haben und zu besitzen, als ich in meiner Jugend besaß, und von einer größeren Nähe des Ideals nicht reden kann, so ist doch gewiß, daß ich den Hunger und Durst danach noch in mir trage — ein Umstand, der mir genügen muß. Leben summiert sich ja eigentlich nicht; deshalb bin ich wohl nur — das Leben ist ja stets nur der Augenblick — in meinem Augenblicksbewußtsein reicher geworden.

Es ist das Interesse für sich selbst in jedem, der diesem hier gegenständlich gemachten Lebensgang Interesse entgegenbringt. Es gibt darum niemand, der ihm das gleiche Interesse wie ich entgegenbringen könnte. Und so bin ich unter Ihren Beschauern nicht nur der dankbarste, sondern auch der beschenkteste!

KUNST IST RELIGION

Ansprache bei der Geburtstagsfeier
in der Berliner Messehalle am 14.
November 1932

Wie sollte ich anders als tief bewegt vor Ihnen stehen, anders als tief bewegt Worte des Dankes suchen angesichts einer so allgemeinen und herzlichen Kundgebung, deren Ausmaß über alles Verdienst reichen würde, sofern es nicht von Pulsen des Herzens getragen wäre. Dem Herzen aber kann man nichts vorschreiben. Weder kann man ihm etwas vorschreiben, noch geizt es mit sich oder rechnet mit sich nach genauen Maßstäben, durch die ein kalter Verstand Verdienst und Verdienste registriert.

Soll von Verdienst und Verdiensten die Rede sein, so hätte man wohl das stille Verdienst, das schweigende, das verborgene, das unbelohnte am höchsten zu schätzen. Es ist in der Tat das wahre, das große Kapital, das die menschliche Gemeinschaft trotz allem und allem besitzt. Es liegt in seinem Wesen, wie gesagt, daß von ihm am wenigsten, leider sogar viel zu wenig die Rede ist; denn sein Besitz, eine unbestreitbare Realität, könnte uns vielerorts beruhigen und in Augenblicken trösten, die hoffnungslos erscheinen, wenn wir vergessen, daß es vorhanden ist.

Wenn ich wüßte, wie es zu machen wäre, würde ich die große Woge von Sympathie, die mich überflutet, auf das schweigende Verdienst innerhalb aller Stände ablenken. Ich tue es, aber eben leider nur, soweit es durch Worte möglich ist. Was mich betrifft, so hat sich mein Geist seit fünfzig Jahren in einer bestimmten Richtung ausgewirkt: das ist aus innerem Zwange geschehen. Ich vermöchte nicht einmal zu sagen, welche Beweggründe mir dabei bewußt geworden sind. Der dramatische Ausdruck meines Wesens war mir beinahe

physiologische Notwendigkeit; ich mußte ihm nachgeben, hätte ihm nachgeben müssen, wenn er auch nicht mit dem geistigen Lebensgefühl, mit dem höheren Leben selbst ein und dasselbe gewesen wäre. So, und nur im dramatischen Ausdruck, begriff ich das rätselhafte Schicksal der Menschenwelt. Mein Beginnen, mein Tun, mein Müssen hatte äußere Folgen, die mir keineswegs eitel Freude, sondern auch Haß und Feindschaft eintrugen. Gern hätte ich, da ich wohl eigentlich ohne Ehrgeiz bin, Ursachen, an denen sich solche Feindschaft wahrscheinlich entzündete, hinweggeräumt. Aber es gab keinen Weg dazu. Ich würde wahrscheinlich, auch ohne irgendeinen Kontakt mit der Öffentlichkeit, meine Dramen und meine übrigen Bücher geschrieben haben, wenn auch allerdings der Anteil meiner Mitmenschen an meinem Werk und ihr teilnahmsvolles Wünschen und Warten im Wege seiner Entwicklung es, wie Regen und Sonne das Wachstum der Felder, gefördert hat. Bei alledem sehe ich noch heut kein Verdienst. Kein noch so genauer, noch so redlicher, noch so forschender Rückblick deckt es mir auf. Irgendwie aber ein gnädiges Schicksal, dem ich eine gewisse innere Harmonie des Auslebens verdanke und, darüber hinaus, für das Geschenk eines Lebens zu Dank verpflichtet bin.

Ich würde denken, es wäre gut, wenn wir für einen Augenblick das Persönliche ganz auflösten und uns ausschließlich der letzten inneren Absicht bewußt würden, die uns vereint. Wir wollen das ehren, was im Ganzen der menschlichen Kultur eine immer wachsende Bedeutung sich errungen hat, nämlich die Kunst, die ohne ihre tief humane Wesenheit nicht zu denken ist. Gewiß, sie ist unendlich vielfältig. Frivole und frivolste Zweige mit giftigen Früchten haben Verbindung mit dem gewaltigen Baum. Die großen aber, die wesenhaften Emanationen der Kunst enthalten in sich etwas

wie einen ethischen Kern, der an Reinheit den Wassertropfen, an Härte den Diamanten übertrifft und dessen Strahlungen in übermenschliche, außerirdische Gebiete hineinreichen. Oder wären Bachs Musik, Dantes „Göttliche Komödie“, die plastische Kunst Michelangelos und Goethes „Faust“ nicht, ich möchte sagen, von diesem Urlicht erhellt und nicht durch und durch Religion?

Also: Kunst ist Religion. Das habe ich oft einer meiner Gestalten, der des Michael Kramer, nachgesprochen. Manche stießen und stoßen sich daran. Sie werden weniger Anlaß finden, sofern ich dies Wort dahin abändere: Meine Kunst ist meine Religion! Und in diesem irgendwie religiösen Bereich fühle ich mich mit Ihnen verbunden. Es ist, nämlich dieses Bereich, wesentlich nichts weiter als ein tief humanes, tief verbindendes Fluidum, in dem man atmet. Es ist nicht das, was diesem oder jenem Menschen angehört, sondern was zwischen ihnen liegt und ihre Seelen bis zur Einheit verbindet. Es ist jenes soziale Element, ohne das wir geistig zu sein und zu atmen nicht fähig sind.

Mehr zu sagen bin ich ohnmächtig. Könnte ich jedem unter Ihnen die Hand drücken! Aber auch hierin ist der Wunsch, in Ohnmacht untergehend, mein bestes Teil! Dennoch, wenn auch ohne Bewußtsein eigenen Verdienstes, muß ich mit einem Geständnis enden, das vielleicht unlogisch, aber umso menschlicher ist: Ich empfinde einen hohen Stolz auf die mir von Ihnen erwiesenen Ehren. Ich mache den Schluß von Ihnen auf mich und genieße so die höchste Freude, den höchsten Stolz, den jemand empfinden kann; denn was könnte es Erstrebenswerteres geben, als sich in der Achtung und Liebe seiner Mitmenschen befestigt zu wissen!

DANK AN DAS SCHICKSAL

Ansprache auf dem Schriftstellerbankett zum siebzigsten Geburtstag am 17. November 1932

Ich bin unter Ihnen im Vaterland des Geistes, wie ein Freund mir heute Mittag sagte. Ich bin aber auch unter Ihnen als unter Kollegen und Freunden, und so lassen Sie mich zu Ihnen reden: das wenige, was zu reden ist. Es ist ein und dasselbe Thema, das ich in diesem Jahre oftmals zu variieren hatte. Es ist ein schönes musikalisches Thema, dessen Melodik wesentlich das Herz zu bestreiten hat: es heißt Dank, Dank, Dank!

Betrachten Sie solchen Dank mit diesen Worten als von Herzen erstattet, meine Damen und Herren, und erlauben Sie mir, von dem Rechte des Kollegen, des Kameraden, Ihres Mitbürgers im Vaterlande des Geistes, Gebrauch zu machen und Ihre Aufmerksamkeit einige Minuten für etwas Autobiographie in Anspruch zu nehmen.

Als ich den Beruf eines Landwirtes, siebzehnjährig, mit einem anderen Beruf zu tauschen erwog, sagte ich zu mir: Vorbei! Vorbei! Der Augenblick ist versäumt, dazu bist du inzwischen zu alt geworden! Als ich mit vierzig Jahren ein Stück mit dem Titel „Kaiser Karls Geisel“ schrieb, geschah es, weil ich mich einen Greis dünkte und von den gefährlichen Emotionen der Liebe, ja von dem Leben selbst damit Abschied zu nehmen gedachte. Zum letzten Male bin ich in einer Dichtung, die „Indipodhi“ heißt, sozusagen aus der Welt gegangen; als Testament wollte ich sie zurücklassen. Jemand schrieb mir damals besorgt, ob ich denn diesen Abschied von Kunst und Leben ernst meinte. Ja, in der Tat, ich meinte ihn ernst, und dennoch bin ich noch heute am Leben.

So rätselhaft aufzuhalten, nolens volens weitergeführt

von Mächten, die hier zuständig sind, stehe ich heute unter Ihnen, unter lauter Geburtstagstischen, die Sie, meine lieben Kollegen und Ritter vom Geist, mir gedeckt haben. Und die Tatsache heißt: ich bin siebzig Jahr'!

Und nun, wo das Abschiednehmen unerbittlich näher rückt, habe ich eigentlich keine Abschiedsgefühle. Ich danke dem Schicksal und sehe einen Sinn darin, daß es mir diese hohen und versöhnlichen Lebensstunden aufbehalten hat. Ich genieße sie sozusagen aus Seelensgrunde, ohne Skepsis, ohne Entwertung des Daseins als einer vergänglichen Illusion, sondern mit beiden Füßen fest auf der Erde: so seltsam werden die Menschen geführt, so rätselhaft geht die Kurve des Lebens...

Weshalb ich Ihnen das erzähle? Weil ich der Lebensbejahung das Wort reden möchte — „Freude, schöner Götterfunken!“ —, die zugleich als Lebensmut und Lebenskraft zu verstehen ist. Und ich fordere Sie auf, auf alle Soldaten, die mit uns in der Armee des Geistes kameradschaftlich geschritten, tapfer ihren Mann gestanden haben und gefallen sind, und auf alle, die noch heute tapfer mit uns schreiten, Ihr Glas zu leeren. Lassen Sie es uns tun mit dem Gedanken an den Spruch: Freudig arbeiten und nicht verzweifeln!

DER BRUNNEN DES LEBENS

Rede in der Großen Aula der Berliner
Universität am 18. November 1932

Kommilitonen!

Sie haben mir einen Empfang bereitet, für den ich Ihnen herzlich danke.

Ich denke, ich habe ein Recht, mich als Ihren Kommilitonen zu bezeichnen. Zwar brachte mich ein irregulärer Weg vor fünfzig Jahren an die schöne Universität Jena. Trotzdem war ich ein regulärer und echter Student wie nur irgendeiner.

Was es ist, was den Studenten macht? Jugend, Lebensfreude, Glaube, Wissenshunger, geistiges Eroberungsglück, Hingebung an Lehrer und gleichstrebende Freunde, dies alles getaucht in überschäumenden Lebensgenuss und — „O alte Burschenherrlichkeit!“ — übermütige, herrliche Laune.

Kommilitonen! Viele unter Ihnen, hoffentlich nicht die meisten, werden sich in diesem Bilde des Studenten nicht wiedererkennen. Die bleiernen Schicksalswogen, die sich über uns alle hinwälzten, werden Sie sagen, dulden einen solchen Studenten nicht. Und doch sage ich Ihnen: es ist und bleibt gut, heiter im Herzen und zuversichtlich im Geiste zu sein. Ich kann mich erinnern, daß ich es unabhängig von meinen äußeren Umständen, selbst als ich nur dreißig Mark im Monat zu verzehren hatte, erstaunlicherweise gewesen bin, womit ich nicht etwa dem Mangel das Wort rede — wahrhaftig nein! —, sondern ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Mittel, die ausreichen, um Ihre Körper gesund zu erhalten, wünsche Ihnen heiliges Öl für das Lämpchen der Freude und Humus für ein schönes Florieren im Geist. Aber ich meine, das soziale Bewußtsein soll das junge Individuum nicht zu erdrücken versuchen, es nicht übermäßig belasten. Was es auch immer für äußere

Pflichten gibt, es gibt auch für jeden das unantastbare Recht auf sich selbst.

Meine siebzig Lebensjahre haben es mit sich gebracht, daß ich heute mit einer Reihe von Universitäten ehrenvoll verbunden bin. Oxford in England ging im Jahre 1905 voran. Ihm folgte Leipzig, als die berühmte Universität ihr fünfhundertjähriges Bestehen feierte. Die älteste Universität deutscher Zunge, die in Prag, schloß mich in den Kreis ihres Geistes und ihrer Geister im Jahre 1921 ein. In diesem Jahre bin ich mit dem Haus- und Heimatrecht der mächtigen Columbia-Universität in New York belehnt worden. Und jedesmal, wenn der bedeutsame Gruß einer dieser Körperschaften mich traf, war es mir wie die Benetzung durch den Feuergeist eines Jungbrunnens.

Dieser Feuergeist eines Jungbrunnens ging zu meiner Zeit, ich möchte sagen: als köstliche Flamme von den deutschen Hochschulen aus. Dafür ist Idealismus ein viel zu schwaches, viel zu welkes Wort, ein Abstraktum, das dem lodernden Element nicht gewachsen ist, das uns damals brennend ins Blut leckte. In Jena wurde um Haeckel gekämpft, Rudolf Eucken holte mit begeisterter Beschwörung die Seele Platons aus dem Empyreum zu uns herab, Schliemann hatte den Goldschatz des Priamos aus trojanischer Erde gegraben, und die deutschen Archäologen waren irgendwie durch das Wunder zu noch höherem Leben geweckt und aufgeregt. Der große, wahrhaft große, unerreichte Leopold Ranke lebte noch, als Sprachgestalter so groß wie als Forscher. Mommsen, Treitschke, Helmholtz, Virchow, Du Bois-Reymond lehrten in Berlin, und keiner von ihnen hätte den Geistesbegriff ohne Adlerflügel gelten lassen. In allem damals lag eine Festivitas, eine Festlichkeit: bis in den Humus unter unsren Füßen drang damals gleichsam der Lichtäther hinein. Es gab keine Apathie, keine Gleichgültigkeit; das frohe Werden war

allgemein. Und wer damals eine Schlafmütze oder einen Schlafrock hätte aufstreiben wollen, der hätte ihn nirgends gefunden.

Die Schildbürger, wie Sie wissen, hatten ein Haus gebaut und die Fenster vergessen. Sie wußten sich aber zu helfen und trugen das Licht in Säcken hinein. Wäre es möglich, ich möchte wie sie handeln. Ich möchte eine gewisse Fensterlosigkeit, an der wir leiden, eine gewisse Enge, an der wir kranken, womöglich aufheben können, indem ich vom Jugendgeist meiner Jugend einige Säcke voll hineintrag. Oder aber ich denke an eine Bluttransfusion vom Damals zum Heut, um den anämischen oder leukämischen Faktoren im Körper unserer Zeit entgegenzuwirken. Oder ich denke an wahren geistigen Sturm, der die stehengebliebene, etwas modrig riechende Luft im fensterlosen Gehäuse hinausbliese. Wenn ich der Zeit, in der Sie leben und in der ich lebe, mit diesen Worten Unrecht tue, zürnen Sie mir deshalb als einem fehlbaren Menschen nicht! Habe ich unrecht: was könnte mir Besseres passieren? Ich möchte hoffen, ich möchte glauben, ich möchte heiß und innig wünschen, im Unrecht zu sein. Und ich überzeuge mich fast, wenn ich Sie ansehe.

Kommilitonen! Junge akademische Mitbürger! Deutsche Mitbürger! Brüder und Schwestern! Wenn Sie sich und andere reformieren wollen, glauben Sie mir, beginnen Sie es am besten im eigenen Geist; Geist, nicht im Sinne von Oberflächengeist, sondern suchen Sie ihn in der eigenen Tiefe! Dort nur finden Sie das lautere Quellwasser wahrer geistiger Menschlichkeit und wahrer menschlicher Geistigkeit. Ich habe gelebt und gewirkt, sagt jemand zu Luthers Zeit... ich habe gelebt und gewirkt in der tröstlichen Meinung, auf die einst Graf Eberhard von Württemberg die Hohe Schule zu Tübingen gegründet hat: graben zu helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unversieglich

möge geschöpft werden tröstliche und heilsame Weisheit zur Erlösung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit.

Graben Sie, graben Sie, meine jungen Freunde, bis Sie auf diesen Brunnen des Lebens stoßen! Graben Sie, graben Sie in sich selbst, und lassen Sie niemals nach in diesem Geschäft, auch wenn Sie den Brunnen gefunden haben, da der Sand des Alltags ihn zu verschütten immer wieder am Werke ist! Geistiger Adel, dem Sie sich zuzählen und dessen Ritterschlag Sie von der Universität erwarten, besteht in der Kraft zu eigenster Verantwortlichkeit. Er bedeutet Vergeistigung des Führerinstinkts, nicht des Herdeninstinkts, und sei man auch nur sein eigener Führer!

Kommilitonen! Mit diesen wenigen aus der Tiefe meines Herzens kommenden Worten sage ich Ihnen Lebewohl. Gehen Sie mutig und froh Ihren Lebensweg! Hunderttausend Meilen, hat jemand gesagt, beginnen unter deinem Fuß. Und denken Sie meiner mitunter als eines dem Ganzen des Lebens gegenüber zwar unzulänglichen, aber jedenfalls innigst wohlwollenden Ratgebers!

REDE IN DÜSSELDORF

gehalten bei der Feier des siebzigsten
Geburtstages am 24. November 1932

Vor etwa dreiviertel Jahren begann ich eine Wanderfahrt im Namen und unter dem Zeichen Goethes: sie ist bis jetzt noch nicht abgeschlossen. Sie führte mich zunächst über den Großen Teich nach New York, wo und von wo ich neue Einblicke in die Neue Welt tun konnte. Sie hängt enger und familiärer zusammen, als man gemeinhin sich vorstellt, diese Neue Welt, was wohl noch durch das Exilhafte der amerikanischen Psyche irgendwie zu erklären ist... — aber das führt auf Nebengeleise.

Ich sprach von meiner dreivierteljährigen Wanderfahrt, die sich in meinem siebzigsten Lebensjahr mit dem hundertsten Todestage Goethes einleitete und zunächst mit seinem Namen verbunden blieb. Noch am 28. August, dem Geburtstage Goethes, haben wir in der Paulskirche zu Frankfurt Goethe gefeiert.

Bei diesem Anlaß erhielt ich den Frankfurter Goethe-Preis.

Dadurch, wie vorher schon in Amerika und Bremen, verband sich mit der Feier Goethes das warme und freundliche Bekenntnis zu meinem eigenen Wesen und Sein: ein Bekenntnis, dessen ich mich auch jetzt erfreue und dessen Wahrheit — möge die mir noch übrigbleibende Zukunft sein, wie sie wolle! — mir niemand mehr rauben kann. Nachdem mich Bremen bei meiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten begrüßt, tat es Breslau, meine Jugend- und Heimatstadt, die Hauptstadt meiner Heimatprovinz, in unvergeßlich herzlicher Weise. Ich möchte Sie nur an meiner Wallfahrt teilnehmen lassen, wenn ich die schönen Etappen, die hinter mir liegen, mit Namen nenne. Sie heißen: Bremen, Frankfurt, Breslau, Salzbrunn, Wien, Prag, Hamburg,

Altona, Stettin, Leipzig, Dresden, Berlin, Magdeburg — die vorläufig letzte, heute, heißt Düsseldorf.

Für mich ist dieses große Erlebnis meines siebzigsten Lebensjahres sehr vielfältig. Das Äußerliche, so ungewöhnlich, so ehrenvoll, so bereichernd im Sinne einer ergänzenden und abrundenden Lebenserfahrung es für mich auch ist, wird erst durch ein Innerliches vervollständigt. Das bedeutet eine Verbindung mit der Volksseele, wie sie mir so verbreitet und stark bisher nicht geworden ist. Es ist damit, in einem neu geweiteten Seelenraum, eine neue Einheit durch eine neue Gesamterfahrung geschaffen worden. So sehr ich auch äußerlich ein Beschenkter bin und Freude an den Geschenken habe, so hat meine Wallfahrt, wie gesagt, auch noch einen höheren Sinn, als solche Geschenke einzuheimsen: es besteht eine Wechselwirkung, in diesem höheren Sinn, die uns alle um unser Deutschtum innerlich sammelt.

Damit ist, wie ich glaube, auch Wesen und Sinn der wundervollen Stunde, die wir soeben genossen haben, ausgedrückt. Musik und Wort, Wort und Musik haben es bezeugt.

Ich weiß, wo ich bin: inmitten eines zyklopischen Industriebezirks, eines der gewaltigsten Phänomene des dämonischen, flammenspeienden Arbeitsgeistes moderner Zeit, eines urmächtigsten Ausbruchs des Elementaren, wogegen gehalten Musen und Grazien, inbegriffen die schönen Künste, zur lautlosen Schwäche verdammt scheinen und alle anderen, als materielle, Arbeitsideale sich, wie man denken sollte, kaum durchsetzen können. Das Lied der Loreley, meint man, könne nicht mehr gehört werden bei dem Gezisch der Feuergarben, dem Geheule der Sirenen, dem Rattern der Krane am eisernen Rhein. Oder man fragt, ob sich das schlichte deutsche Gefühl in der abgrundhaften Psyche des mit diesem tosenden, rauchenden, schwelenden Arbeitsbezirk auf

Gedeih und Verderb verbundenen, angebundenen Menschen, ohne von dem Feuerhauch der entfesselten Tiefen sogleich hinweggefegt zu werden, hervorwagen kann. Nun, die zarteren, sowohl geistig als sinnlich schönen Dinge des Lebens, sage ich mir, mußten sich immer, auch solchen Mächten gegenüber, auf eigene Weise mutig durchsetzen. Pompeji ist am Fuße des Vesuvs gebaut, um den Ätna herum blühten die herrlichsten aller Kulturstätten. Und schließlich — die Macht aller Mächte im Menschlichen ist doch nur allein das Menschenhirn: ist ja aus ihm allein auch unter anderem der ganze Rheinisch-westfälische Industriebezirk, die künftige Weltstadt zwischen Ruhr, Lippe und Rhein mit all ihren Anlagen und Maschinerien geboren worden. So wird auch, aus Gnaden des souveränen Gedankens Lurley die weiterleben, und Düsseldorf braucht seinen „Malkasten“ nicht aufzugeben. Immer wieder mögen Leute in Düsseldorf wirken wie Immermann, Grabbe, Freiligrath, und die musikalischen Dichtungen unsrer deutschen Meister mögen ebenso weiter gehört werden. Es mag sich vielleicht sogar eines Tages aus dem Herzen der ganzen Eisen- und Feuerdämonie selbst ein weißer Vogel Phönix emporschwingen, welcher der Menschheit, der ich dann allerdings schon Valet gesagt habe, noch höhere, noch erhabenere musikalisch-dichterische Offenbarungen bringen wird.

Hiermit möchte ich auf den eigentlichen Grund, um dessentwillen ich mich erhoben habe, einlenken: ich wollte Ihnen meinen Dank sagen. Herr Oberbürgermeister, alle meine bekannten und unbekannten Freunde, es sei hiermit von Herzen getan! Aber mein Dank erfährt eine unpersönliche Steigerung durch den Dank an den Himmel, den ich fühle, dafür, daß er mir Deutschlands Stärke aus der Nähe gezeigt: Menschen und Männer der deutschen Erde, Männer von Herz, Kraft, Fleiß, Einsicht und gutem Willen, die überall in Deutschland

am Werk sind, einen Reichtum, in dem uns schwerlich ein Land übertrifft: die tröstende Gewißheit unserer Dauer, unseres hohen Wertes im Rate der Völker liegt darin. Und damit will ich beruhigt abschließen.

DAS DRAMA IM GEISTIGEN LEBEN DER VÖLKER

Rede, bestimmt für die vierte Volta-Tagung der Königlichen Akademie zu Rom im Oktober 1934

Die Volta-Tagung der hohen Königlichen Akademie zu Rom und ihre ehrenvolle Einladung gibt mir Gelegenheit, über „Das Drama im geistigen Leben der Völker“ zu sprechen. Der erste Blick auf das mit dieser Frage berührte Gebiet zeigt seine Weite, der zweite seine Unendlichkeit.

Das wenige, was ich und irgendein Mensch darüber zu sagen vermag, kann höchstens da und dort scheinerwerferartig hineinleuchten.

Das Drama ist eine der vielen Bemühungen des Menschengeistes, aus dem Chaos den Kosmos zu bilden. Dieses Bestreben fängt schon im Kinde an und setzt sich fort durch das ganze Leben. Die Bühne im Menschenhaupt wächst Jahr um Jahr, und die Schauspielgesellschaft wird größer und größer. Ihr Direktor, der Intellekt, überblickt sie sehr bald nicht mehr, da die Akteure zu unzählbarer Menge anwachsen.

Die frühesten Mitglieder des großen-kleinen Welttheaters im Kindskopf sind Mutter, Vater, Geschwister, Anverwandte und was sonst an Menschen in den Kreis der Sinnenerfahrung tritt. Im kindlichen Spiel beginnt dieses Drama schauspielerisch nach außen zu schlagen: es ahmt die Mutter, den Vater und ihr Verhältnis zu den Kindern nach. Und weiter und weiter erstreckt sich dieser Nachahmungstrieb, womit das Kind seine dramatische Welt aufbaut und fundiert. Diese Welt hat durchaus universellen Charakter. Es werden in ihr kleine Analogien zum Größten der Kunst im Ganzen gefunden, da sie sich immer zugleich äußerlich darzustellen sucht. Nicht nur die dramatischen Spiele auf den Brettern, die die Welt bedeuten, gehen auf sie

zurück, sondern ebenso der „Olympische Zeus“ des Pheidias, der „Moses“, die „Pietà“ und die „Höllenstürze“ des Michelangelo.

Das, woraus jedes Gebilde der Kunst seinen Ursprung nimmt und was im Haupte des Menschen wirkt, solange er lebt, nenne ich: das Urdrama! Davon findet man bei Aristoteles nichts, und doch stand sein Geist mitten darin. Wenn es sich ins Gebiet der Kunst erhebt, so materialisiert es intuitiv, aber seine Intuitionen haben sich sublimiert in allen Religionen und allen Himmeln. Unnütz zu sagen, daß auch die Hölle aus ihm hervorgegangen ist.

So gesehen, wäre das Drama im geistigen Leben des Menschen überhaupt sein geistiger Lebensprozeß, und es würde sich fragen, ob auch im geistigen Leben der Völker. Daß es auch hier der Fall ist, glaube ich. Wie die besonderen, gehen auch die allgemeinen Anliegen darauf zurück. Im ganzen Gebiet des Denkens wirkt es sich aus: in der Kunst, in der Wissenschaft, der Philosophie und Religion und in der Tat, nicht zu vergessen; also wäre das Drama im Geiste der Völker gewissermaßen an sich ihr Geist.

Da ich als Dramatiker gelte, haben Sie wahrscheinlich, als Sie von mir etwas über „Das Drama im geistigen Leben der Völker“ hören wollten, nur an eine seiner Kunstformen, die des Theaters, gedacht. Aber das Mehr oder Weniger, das Stärkere oder Schwächere, das Leise oder Lärmende seines Daseins und seiner Volksverbundenheit ist eine allzu schwankende Größe. Das Urdrama, immer und überall gegenwärtig, drückt sich bald zart, bald gewaltig, je nachdem durch das Wort, durch Musik oder durch Kanonendonner aus — und große Dichter sind nur göttliche Zufälle!

Wenn wir die Absicht haben, uns auf die Kunst des Theaters zu beschränken, so kompliziert sich auch hier schon bei flüchtigem Hinblick die Aufgabe. Zeitlich, also

historisch genommen, gibt es das indische, griechische, römische, italienische, französische, spanische, englische und deutsche Theater. Ihre Gipfelungen könnte man etwa mit folgenden Namen bezeichnen: Kalidasa, Aischylos, Plautus, Goldoni, Molière, Calderon, Shakespeare, Goethe und Richard Wagner. Aber es würde sich hierbei nur um einige Glücksfälle handeln, wie gesagt, Einmaligkeiten, in denen große Dichter das Theater veredeln und seinen Beruf ins Göttliche steigern, wobei sowohl die menschliche Tragödie als die menschliche Komödie ihren höchsten Ausdruck hat. Im übrigen aber ist das aus dem Sensationsbedürfnis der Menge geborene Theater überaus vielfältig. Das Altertum anlangend, weise ich nur auf das römische Colosseum hin. Von dem Karren des Thespis bis herüber zu ihm — Welch ungeheure Spannweite! Innerhalb des modernen Theaters lässt sich eine ähnliche Spannweite feststellen: von Verdi und Richard Wagner etwa zum Puppentheater, von der kleinen Wanderbühne zur Reinhardtschen Ausstattungsfreudigkeit in Drama und Pantomime und von da bis zu Barnum und Bailey und ihrer universalen Zirkuswelt.

In der Befriedigung des menschlichen Schaubedürfnisses leistet das Höchste, und zwar durch das Kino, die neue Zeit. Es beherrscht in unzähligen Theatern alle fünf Erdteile. Millionen von Menschen aller Rassen drängen sich täglich vor ihren Eingängen. Wen sollte nicht Schwindel ergreifen gegenüber diesem ganzen und allgemeinen theatralischen Phänomene, wenn er sich über seine Bedeutung im Geiste der Völker und im Einzelnen des Volkes klarzuwerden hätte? Bliebe noch übrig die Befriedigung der allgemeinen großen Weltliebe zum Potpourri, der das Radio universell entgegenkommt, indem es durch Millionen und aber Millionen unsichtbarer Kanäle alles, was gesprochen, gesungen, gegeigt und trompetet wird, in Paläste und Bürgerhäuser, ja

in die verschneite Hütte des armen Bergbewohners leitet.

Wir wagen uns also nicht an dieses ebenso riesenhafte als chaotische Phänomen, das allerdings seine gemeinsame Wurzel hat im Urdrama und so gewissermaßen, wie ich schon sagte, an sich der wirkende Geist der Völker ist. Konstruieren wir in ihm ein Exoterium und ein Esoterium, und wenden wir uns allein zu diesem. Dann würde mein Thema „Das Drama im geistigen Leben der Völker“ sich auf die Werke von Kalidasa über Calderon, Shakespeare bis zu Verdi und Richard Wagner und den übrigen hohen Olymp großer Künstler beziehen, die ein Esoterium darstellen. Diese Kunst darf nicht zum Volke herab-, sondern das Volk muß zu ihr hinaufsteigen.

Gleichwie ein guter Wein, ja der seltenste, aller kostlichste als höchstes Produkt eines Bodens zu bewerten ist, so ist auch der große Dichter und Dichter-Musiker als das höchste Produkt eines Volkstums zu achten. Mit unzähligen Wurzeln nahm er seine Kraft aus ihm, und das Volkstum trieb ihn empor, um sich durch ihn seiner selbst und des Reichtums seines Urdramas bewußt zu werden. Kann sein, daß ein solcher Baum, unten immer mehr um sich greifend, nach Höhe und Breite immer mehr ausladend, diesem und jenem schwächeren Raum und Nahrung nimmt. Aber für die Gesamtheit des Volksgeistes und Volksbewußtseins bleibt er eine Lebensnotwendigkeit.

Und wenn in heiligen Büchern von Beschattung durch den Geist gesprochen wird, so ist zu sagen, daß auch der Schatten des Genies allenthalben befruchtend wirkt. Und nur durch ihn, den frei entwickelten Baum des Genies, durch einen Dante, Leonardo, Bach oder Beethoven, erhebt sich das Haupt eines Volkes bis in die Sterne.

In diesem Sinne vom Drama im Geiste der Völker reden, heißt: vom Genie im Geiste der Völker reden. Wenn aber das Genie auch wesentlich esoterisch ist, so

zeigen Gestalten wie Leonardo und Goethe, daß es auch im Exoterischen weit und breit um sich greift. Nichts würde verkehrter sein, als Abseitigkeit zu einer Eigenschaft des Genies zu stampeln. Ist es abseitig, so ist es auch einseitig. Es ist aber vielseitig, wenn es, wie bei Leonardo und Goethe, voll entwickelt ist. Seiner eigenen Vielseitigkeit hat Goethe, selbst bis in allerlei Schwächen, willig nachgegeben. In einer Unmenge kleiner Reimeleien bewegt er sich, in der primitiven Art des Schusters Hans Sachs, in allerlei dramatischen Szenen auf dem Gebiet des Puppentheaters mit seinen Hanswurstiaden in derbster Volkskomik. Als ein Erzieher zu ihr ein Meister, als ihr Schüler ein Dilettant, verband er sich mit der bildenden Kunst. Er war Minister und danach Theaterleiter. Dies alles und auch sein wissenschaftliches Wirken ist bekannt. Also sei wiederholt: das esoterische Wesen des Genies ist in seinen Früchten keinesfalls beschränkt auf dies Esoterium. Es würde andererseits auch nicht weiter zu wachsen vermögen, wenn es nicht immer wieder Luftwurzeln in den Volksboden absenkte.

Ich habe am 21. Juli 1928 bei den Festspielen zu Heidelberg eine kleine Rede, wie diese, gehalten. Man nannte sie später „Der Baum von Gallowayshire“. Auf den Mauerruinen von New Abbey in Gallowayshire befindet sich eine Art Ahorn. Von Mangel an Raum und Nahrung gedrängt, schickte er eine starke Wurzel, welche sich in den Boden unten festsetzte und in einen Stamm verwandelt wurde. Und nachdem er die übrigen Wurzeln von der Höhe der Mauer losgemacht hatte, wurde der ganze Baum, von der Mauer abstehend, unabhängig. Der Baum ging auf diese Weise von seinem ursprünglichen Platze. Er suchte die Kraft des Mutterbodens auf und durchdrang ihn mit allen Wurzeln.

Das deutsche Drama hat seit etwas über anderthalb Jahrhunderten diesen Prozeß durchgemacht. Vollständig hat es erst in neuerer Zeit deutschen Wurzel-

boden wieder erreicht. So habe ich bäurische Zustände der Heimatscholle in „Vor Sonnenaufgang“, in „Fuhrmann Henschel“, in „Rose Bernd“, den Jammer kleiner Gebirgsweber, den Lebenskampf einer Waschfrau, das Leiden eines Bettelkindes in „Hanneles Himmelfahrt“, zweier Armenhäusler „Schlück und Jau“ im Drama behandelt, in „Die Ratten“ eine unterirdische Welt des Leidens, der Laster und Verbrechen.

Ich habe dann, mit „Florian Geyer“, mein Drama in die Leidenshistorie unseres Volkes hinein verbreitert. Aber ich werde nicht weiter von mir reden, es mußte, um der Wahrheit die Ehre zu geben, geschehen: weil ich als eine der Wurzeln des Baumes von Gallowayshire zu werten bin.

Der einzelne wird in das urdramatische Sein seines Volkes hineingeboren, dessen mehr oder weniger klarer, mehr oder weniger umfassender natürlicher Spiegel er ist. Das Genie aber ist ein göttlich-magischer Spiegel und so, wie Shakespeare sagt, im lebendigen Drama der Spiegel des Zeitalters.

Man hat das Theater eine Teufelskirche genannt, die der böse Geist neben die Kirche gestellt habe. Darum stand es auch lange, samt Dichtern und Schauspielern, im kirchlichen Bann. Den Höhepunkt der Verfolgung erlitt es durch Calvin und seine Anhänger, während Luther, wohl mit durch Melanchthon bewogen, es genehmigt, ja verteidigt hat. Wenn es aber im Geiste des Volkes noch immer, das Theater und also das Drama betreffend, sogar ein Für und Wider gibt, ein Wider, das seine Berechtigung überhaupt in Frage stellt, so darf ich auf meine, am Anfang des kleinen Vortrags stehenden Sätze hinweisen: der erste Blick auf mein Thema zeige seine Weite, der zweite seine Unendlichkeit.

Kampf ist der Vater aller Dinge und das Drama eine der vielen Formen, diesen Kampf in seiner Tragik, seiner Komik oder in seiner Tragikomik darzustellen. Ein Drama steht umso höher, je parteilos es ist. So

sagt Goethe von Shakespeare, daß man meist derjenigen seiner Gestalten recht gebe, die zuletzt gesprochen habe. Ein Zwang zum Kampf ist vorauszusetzen, und der schlechte Kampf wird mitunter den Guten wie den Schlechten unentrinnbar aufgedrängt. Eine Art Sieg über das Leben soll am Schluß des Dramas, tragisch oder komisch, erreicht werden. Vertretung von Dogmen als wesentlicher Zweck macht ein Drama zweitrangig. Beweise zu führen ist es nicht bestimmt, und wenn es dazu mißbraucht wird, so ist es als Kunstform vernichtet.

Eines der edelsten menschlichen Kulturvermögen ist die Festivitas. Sie gehört in den Geist eines Volkes hinein. Ihre Verwirklichung, seit es Menschen gibt, ist auf unendlich viele Arten, auch die furchtbarsten, erreicht worden. Diese furchtbaren und blutigen Arten gibt es nicht mehr. Die Religion erreicht Festivitas mit Hilfe der Kunst. Die Kathedralen Italiens, Frankreichs und Deutschlands sind die Zeugen. Die Plastik und Malerei Griechenlands und Italiens ebenfalls. Am reinsten und höchsten ist sie für den mit dem göttlichen Musiksinn Begabten durch Musik erreicht worden. So ist das Drama und die dramatische Dichtung im Geiste des Volkes auch dessen Festivitas.

Die Prosa eines kurzen Vortrags ist kein Medium, um in die Tiefe der dramatischen Dichtung hinabzudringen. Es geht nicht anders, man muß es festhalten, daß die Tiefe echter Kunst voller Wunder ist. Ein Mysterium aufzulösen: davon kann hier ebensowenig als in religiösen Dingen die Rede sein, die sich aufs engste damit berühren. Im Gegenteil: wir respektieren in Ehrfurcht das tiefe Mysterium. Und so habe ich nichts mehr hinzuzusetzen.

Mit dem Wunsche, der Festivitas dieser Stunde auf dem heiligen Boden des ewigen Rom wenigstens der Absicht nach gerecht geworden zu sein, sei diese kurze Erörterung abgeschlossen.

wieder aufgenommen und genau an der Stelle, wo das Gewebe zerrissen war, unentwegt fortgesetzt.

Auf diese Weise ist der Geist Florian Geyers und seiner Bewegung, nicht nur die lutherische, aber die Gesamtheit der deutschen Reformation, heute fast wiederum Gegenwart.

„Deutschland ist ein gut Land, ist aller Länder Krone!“ sagt ein Wort, das Florian Geyer zitiert. Wir wissen alle, wie schön es mit seinen Strömen, Seen, Bergen, Wäldern, Wiesen und Feldern ist, mit seinen Ebenen und seinen Küsten, mit seinen großen und kleinen Städten, von denen die kleinsten manchmal die größten Juwelen sind.

Aber wir wissen auch, was seine geographisch gefährdete Lage von jedem Deutschen verlangt: nämlich mit Mut, Gut und Blut jederzeit zu seiner Verteidigung bereit zu sein.

Ich nenne es das dem Deutschtum immanente Wunder, daß es sich durch alle unzähligen Stürme, Gewitter und Erdbeben der Jahrhunderte erhalten und in seiner Kraft immer wiedergeboren hat.

Nicht nur Kriege, sondern auch das friedliche Einströmen von West, Ost, Nord und Süd brachte seinem Bestande Gefahr. „Colloquia et dictionariolum septem linguarum“ — „Redensarten und Wörterbuch in sieben Sprachen“ — heißt ein Büchlein, das um 1600 für Reisen durch Deutschland empfohlen wurde!

Eines der letzten Weltgewitter, das über Deutschland verwüstend gekommen ist, sind die Napoleonischen Kriegszüge. Sie erweckten die Freiheitsbewegung und die Freiheitskriege, die von der deutschen Jugend erzwungen wurden. Und wiederum: diese Not und diese Kriege haben den Grund für das zweite und dritte Reich gelegt. Und wer sieht nicht, wie die furchtbaren Kämpfe des Weltkrieges von der Kraft unseres Volkes bestanden und in ihren Folgen überwunden worden sind?

Genug von dem, worüber man doch nur unzulänglich sprechen kann, weil es zu allumfassend ist, als daß es, wessen Verstand auch immer, bewältigen könnte. Wir können nur den Glauben an das deutsche Wesen, an den Vogel Phönix hineinragen! Den Glauben freilich ohne Willen gibt es nicht, aber ebensowenig den Willen ohne Glauben.

Ihr Männer und Frauen deutscher Zunge, die ich nicht sehe, nicht höre, obgleich ich mit ihnen verbunden bin,— ihr seid selber eines, vielleicht das wichtigste Kapitel des deutschen Schicksals und Deutschen Buches! Ich ersehne den Geschichtsschreiber, ersehne den Dichter, der dieses nicht an Grenzen gebundene Deutschland darzustellen und zu glorifizieren berufen ist. Es dürfte kein zimperlicher Moralist oder etwas dergleichen sein — so wenig es die Pioniere gewesen sind, die in leichten Barken den Ozean überschritten haben, todesmutig und muskelhart. Sie waren getrieben von etwas — von was? Nein: die Goldgier allein war es nicht; ebensowenig nur die Flucht vor der Not, ebensowenig die Illusion allein wie bei Columbus, der das Paradies und seine Ströme finden wollte. Nein, da war überall zugleich ein beinahe unbewußter, kategorischer Imperativ. Es wurde nach einem Befehl gehandelt, dessen Ursprung im Irdischen nicht zu finden ist.

Schwestern und Brüder in aller Welt! Ich sage euch in doppeltem Sinne: Lebt wohl! Das ist mein immer lebendiger Wunsch an alle meine Mitmenschen und soll hier zugleich ein Abschied sein. Ich bin heut fünfsiebzig Jahre, und wir werden uns kaum noch wieder sprechen. Lebt wohl!

ABSCHIED VON OSKAR LOERKE

Kundgebung zum Tode Oskar Loerkes
am 24. Februar 1941

Oskar Loerke ist gestorben. Das Leben hat uns nicht vergönnt, jene Kameradschaft zu pflegen, die ein nahes Beieinanderwohnen mit sich bringt, aber es war eine geistige Gemeinschaft zwischen uns: sie bestand wohl länger als vier Jahrzehnte. Ich sehe diesen edlen, mitunter mehr als festen Charakter durch die verschiedensten Zeiten und Lebenslagen schreiten: Er besaß eine Eigenheit und Festigkeit, die er gelegentlich rücksichtslos anwendete. Ich weiß davon, habe sie aber an mir selbst nie erfahren.

Oskar Loerke war ein Dichter. Seine Ausdrucksform — wie ich auch in diesem Augenblick ehrlich bekenne — übertrug sich in mein Wesen nicht immer leicht. Aber es gab in seinem Dichten auch für mich nicht zu übertreffende Höhepunkte.

Unvergleichlich schön und groß geartet war die Kraft seiner Rezeptivität: auch diese ist, ohne den Dichter in ihm, nicht zu denken und nicht ohne diese große Liebe, will heißen Leidenschaft für die Dinge der Kunst. In ihren Schöpfungen hat er gelebt. Es ist nichts Kleines, wenn ich das sage, weil der Fähigkeit dazu etwas Elementares zugrunde liegen muß, das selten ist und gleichsam den Adelsbrief der Kunst bedeutet.

Vornehmlich hat seine edle Seele die einander verwandten hohen Gebiete der Dichtung und Musik in diesem Sinne umfaßt. Ich habe, mit Neid, dabei bewundert, wie tief er in dem Element der Musik zu Hause war. Weit entfernt davon, Dichtung und bildende Kunst damit geringer zu schätzen, sehe ich doch in einer Musik, wie Bach, Mozart, Beethoven und andere sie ausübten, die reine und höchste Sprache des Göttlichen in der Menschennatur.

Loerke hat viel im Dienste anderer gelebt. Ich meine nicht nur im Sinne, wie jeder tätige Mensch es tut, sondern in dem, der um anderer Strebenden willen und auch anderer Meister sich selbst und sein wesentlichstes und liebstes Wirken zurückstellt. Er verdient in dieser Beziehung die Bewunderung aller und unauslöschliche Dankbarkeit.

Er trat für das ihm würdig Scheinende mit der ganzen Kraft seiner Seele ein und gab zahllose, köstliche Lebensstunden dahin, um dafür zu zeugen und zu wirken. Die letzten Jahre bedeuteten für ihn einen heroischen Lebenskampf, in dem er genötigt war, gegen Sorge und Krankheit das, sagen wir ruhig, Göttliche seiner Natur durchzusetzen und aufrechtzuerhalten: was aber diesem Helden der Arbeit und Kunst auch gelungen ist.

Mein Lebewohl an den Kameraden im Ringen um allerhöchste Werte der deutschen Nation möge ein Sonett aussprechen, das ich ihm zu seinem fünfzigsten Geburtstag widmen konnte:

Freund, der du Freund den Besten bist gewesen
und bist, die lebten und die heute leben,
du hast dich ganz und reich an sie gegeben:
ihr Wesen wardst du, so wie sie dein Wesen.

Mag nun dein Geist in Bachscher Fuge beben,
mag er des Kunstverwandten Herz durchdringen —
trotzdem, er kommt und geht auf eignen Schwingen,
die leicht zu eignen Himmeln ihn entheben:

So hör' ich heut die Neun im Reigen singen
und ihren Liebling tiefen Klang verehren!
Und neue Gaben, Bester, dir zu bringen
versprechen sie, von ihrem Gott, dem hehren,
der von Parnassos' Höhen niederglänzet,
wo ihm dein Opfer raucht auf den Altären:
Tritt unter sie, o Freund, und sei bekränzet.

MARGINALIEN

Über eine Originalität ist nicht zu rechten: sie mag uns sympathisch oder antipathisch sein, gleichviel, sie muß hingenommen werden, wenn anders man sich nicht etwa mit dem Versuche trägt, die Lebensadern eines Dichters zu unterbinden. Die vorliegenden Lieder werden wohl schwerlich eine große Gemeinde finden, denn sie mitzufühlen, beziehungsweise zu verstehen, wird nur dem kleinen Teil solcher Menschen möglich sein, welche mit dem Dichter den heißen Drang nach Licht und Wahrheit teilen. Diese aber werden gewiß, zumal da der Inhalt der Sünder-Lieder eine fortlaufende Entwicklung darstellt, welche durch den Titel ihrer einzelnen Abschnitte genügend charakterisiert wird — Inferno, Im Strudel, Liebe und Staubverwandtes, Revolution, Emporstieg, Zwischenstille, Gipfelgesänge, Triumphgesänge der Lebendigen —, Erhebung, Stärkung und Begeisterung zu neuem Ringen daraus schöpfen. Es kann nicht meine Absicht sein, auch nur annähernd eine Kritik vorliegenden Buches im Rahmen einer kurzen Besprechung geben zu wollen; deshalb muß ich mich begnügen, die triviale Tatsache festzustellen, daß auch hier, wie überall, sich Gutes und Schlechtes vereint findet. Das Gute allerdings ist außergewöhnlich gut, das Schlechte außergewöhnlich schlecht. Letzteres aber hat seinen Ursprung nicht in der Unfähigkeit des Dichters, sondern vielmehr in einer gewissen Überkraft desselben, einer wüsten Zügellosigkeit seiner Phantasie, die sich mitunter in Roheiten verliert, deren oft nicht einmal witzige Brutalität eine künstlerische Wirkung nicht aufkommen läßt. In der Vorrede seines Buches nennt Conradi dasselbe ein gutes, markiges, saftgeschwollenes Stück Seelenlebens, und so wenig sympathisch mich dieses „saftgeschwollen“ auch berührt, so ist es doch ein Beiwort, welches sich mit dem Inhalt des Buches

deckt. Verhält es sich aber so, und spiegelt das Buch dabei eine weit über das Gewöhnliche hinausgehende leidenschaftdurchglühte Seele, so ist sein Verfasser ein wirklicher Dichter. Demnach fasse ich Hermann Conradi als einen Dichter auf, der mit diesen seinen Sünder-Liedern dem Sturm und Drang seinen Tribut bezahlt hat und dessen Weiterentwicklung man mit Interesse entgegensehen muß.

1887

GEDANKEN ÜBER DAS BEMALEN DER STATUEN

Die Ausstellung bemalter Statuen, welche vor zwei Jahren in Berlin stattfand, regte in mir damals die folgenden Gedanken über die Chromoplastik an. Ich glaube, daß dieselben von allgemeiner Bedeutung sein dürften, und stelle sie deshalb heute noch zur Besprechung.

Meiner festen Überzeugung nach ist das Bemalen der Statuen dem Wesen der Kunst, insonderheit dem der Bildhauerkunst, zuwider. Diese Behauptung will ich in dem Folgenden beweisen.

Der Zweck aller Kunst ist nicht die absolute Nachahmung der Natur, weil diese letztere eine Unmöglichkeit ist. Wäre sie möglich, so fiele sie mit der Natur zusammen, und die Kunst wäre ausgeschaltet. Denn es leuchtet ein, daß, wenn wir einen Menschen mit all seinen Eigenschaften auf technischem Wege herstellen könnten, dieser kein Kunstwerk sein könnte, sondern eben ein Mensch. Dies wäre also nicht ein Triumph der Kunst, sondern der Kunstmöglichkeit, der aber auch ihr natürlich versagt ist. Die Kunstmöglichkeit ist nun freilich ein integrierender Bestandteil der Kunst. Da sie jedoch die Natur nie erreicht, so muß sie ewig eine Täuschung bleiben.

Zweck der Kunst ist vielmehr der Ausdruck der

innersten, zum Typus erhobenen Wesenheit des dargestellten Gegenstandes.

So ist das Produkt der Kunstfertigkeit in einem Kunstwerk seine Naturähnlichkeit, das Produkt der Kunst, das Künstlerische dagegen das durch seine Naturähnlichkeit zum Ausdruck gebrachte innere, typische Leben. Das Produkt der Kunstfertigkeit ist also die Täuschung, das Produkt der Kunst die Wahrheit. Im Kunstfertigen wird die Natur bedingt nachgeahmt, das Künstlerische zeigt sich in der treffenden Auswahl derjenigen äußeren Züge, welche das innere Wesen des dargestellten Gegenstandes zum Typus verallgemeinert offenbaren.

So sehen wir also zwei verschiedene Elemente sich zur Kunstwirkung vereinen. Jedes derselben kann für sich bestehen, ohne jedoch allein je zum künstlerischen Eindrucke sich zu erheben. Die innere Wahrheit eines Gegenstandes wird ohne Kunstfertigkeit nur stammelnd und unharmonisch zum Ausdruck gebracht, was eine Kunstwirkung ausschließt. Ich erinnere hierbei an die Dilettanten in allen Künsten: wie voll Wahrheit ist oft das kindliche Lallen eines dilettantischen Dichterlings! Die Kunstfertigkeit, beziehungsweise die bloße Nachahmung der äußeren Natur, die das innere Wesen mit tausend Zufälligkeiten beladen und daher unentwirrbar zur Darstellung bringt, wird Lüge, weil sie die Wirklichkeit doch nie erreicht. Man denke dabei an die Wachsfiguren, welche wir zuerst für Menschen halten, vor denen wir dann ihrer Starrheit wegen erschrecken und über die wir, wenn wir den Betrug merken, uns ärgern oder lachen.

Hier drängt sich nun die Frage auf: in welchem Verhältnis steht die Kunstfertigkeit zum Kunstwerk? Wir antworten kurz: im Verhältnis vom Mittel zum Zweck; die Kunstfertigkeit darf nie Wirklichkeit sein wollen und so die wahre Kunstsicht verrücken, sie

muß ausschließlich im Dienste der Kunstwirkung stehen, das heißt nur gerade so weit wirken, als sie das innere Leben existenzwahr zum Ausdruck bringt. Und hierin liegt das Geheimnis des Maßes der Kunst.

Ich glaube, daß dies der Gesichtspunkt ist, der wohl unbewußt auch zur Trennung der beiden Schwesternkünste, Malerei und Bildhauerei, beigetragen hat. Die Malerei bedarf, um die das innere Wesen eines Gegenstandes charakterisierenden Züge zur überzeugenden Darstellung zu bringen, der Farben- und Lichtabstufungen, weil ihr kein anderes Mittel zu Gebote steht, auf der Fläche den Eindruck der Körperlichkeit hervorzubringen. Denn gerade dies — die körperliche Form und deren Bewegtheit mindern dies — bringt allein eine wahre Ansicht des inneren Lebens hervor. Die Bildhauerei bedarf zum Ausdruck des inneren Lebens des Stoffes, der stofflichen, körperlichen Form. Aber diese erfüllt auch die Kunstsicht vollkommen, und wohl nie ist jemand an dem inneren Lebenshauche eines Apollo vom Belvedere oder einer Venus von Capua irre geworden. Ist aber das innere Leben in der farblosen oder gleichfarbigen Form typisch zum Ausdruck gebracht, was soll dann noch die Farbe? Sie drängt sich vor als ein Moment der Kunstfertigkeit, verrät eine Verkennung der wahren Kunstsicht, die nicht mehr in der Offenbarung eines inneren Gesetzes, sondern in der Naturnachahmung gesucht wird, und zerstört auf diese Weise, als auf plumpe Täuschung berechnet, die Kunstwirkung.

Deshalb widerstrebt die Bemalung der Statuen dem Wesen der Kunst.

1887

TAGEBUCHBLÄTTER

Sebaldusgrab. Wie grazil es ist! Wie die Apostel gleich göttlichen Flammen auf Leuchtern stehen! Wie alles auf

eine unsägliche Kostbarkeit im Innern des Sarges deutet!

Man muß die Art, wie der Meister sein Kunstwerk genoß, wiederfinden: dann werden es die Schnecken, auf denen es ruht, langsam und feierlich um sich selbst bewegen und um das Kind, das die zentrale Erneuerung der Welt bedeutet, die es zugleich als höchste Spitze und Blüte trägt.

Im Stephansdom, den ich morgens besuchte, empfing ich einen tiefen Eindruck von dem Grabmal Kaiser Friedrichs des Dritten (begonnen von Niclas Lerch aus Leyden 1467, vollendet 1513 durch Michael Dichter). Es ist aus rotem Marmor und steht im sogenannten Passionschor. Es ist ein gewaltiger Ernst mit diesen Monumenten in den Chor gebracht, der in der Kirche sonst nirgend noch erreicht wird. Hier ist kalte, finstere Kraft ausgesprochen, und die Nische hat eine drohende Weihe. Merkwürdig sind Gestalten von Dämonen, in Form von Hunden und Affen: sie füllen, einer an den anderen geschlungen, eine Art Rinne oder Graben aus, der um das ganze Monument geht. Die Kette ist unterbrochen durch einen Menschenenschädel, zwischen dessen Kinnladen eine dicke Schlange hineinkriecht. Die Hunde nehmen allerhand natürliche beobachtende Stellungen ein, kratzen sich und so weiter, desgleichen die Affen. Dieser ganze Kranz um den altärähnlichen Bau herum ist von grausiger Kälte und Bizarerie.

25. Januar 1897

Ich sah gestern im Stephansdom mit großer Ruhe ein kleines Marienbildchen, das mit einem silbernen Gitter überzogen ist und dem man göttliche Ehren erweist. Etwa hundert Menschen standen und knieten immer gleichzeitig und Gebete lispe lnd davor. Der Türsteher sagte mir, Kaiser Franz Joseph habe es von Tetschen

hierherbringen lassen, weil es ein wundertägliches Bild sei und aus den gemalten Augen Tränen vergossen habe. Am Fundort sei es nicht genügend verehrt worden und stünde deshalb nun hier. In der Tat: es brannten auf eisernem Ständer davor dicke und dünne, lange und kurze Opferkerzen, deren Flammen der kalte und düstere Steinhauch des riesigen Kirchenraumes hin und herbog. In der flackernden Beleuchtung gab es ein unaufhörliches Neigen, Beugen, Sichniederlassen, Sicherheben, Kommen und Davongehen. Die Andächtigsten und Gläubigsten küßten das silberne Gitter.

26. Januar 1897

Die Orientpracht der Kirche von San Marco erschließt Venedig. In dieses goldene Haus gehören die Purpur- und Goldgewänder der Dogenzeit. Ein messelesender Priester ordnet sich in den Prunk durch sein feuerfarbenes Meßgewand.

Von San Marco zu Tizian ist ein kleiner Schritt. Hier mußte der Meister von Pieve di Cadore gewandelt haben.

Die Priester sind zufällige Besiedler dieser Pracht- schale, wie die Larve eines gewissen Insekts des Raumes im Inneren einer Haselnuß. In gewisser Weise sind Priester mehr.

Tätiger Wahn, zeugender Wahn! Ist nicht dies alles, was wir wünschen können? Diese Schale ist da, um eine religiöse Hauptempfindung teils zu zeugen, teils zu verherrlichen, teils durch Umhüllung zu behüten. Nicht so die Natur, Kunst gebiert dem Menschen das Göttliche. Kunst aber ist menschlichen Ursprungs durchaus. Marmor, Porphy, Gold, Eisen, Silber, dem menschlichen Handwerk unterworfen, das wieder der Geist zur Einheit fügt, hat die Hülse geschaffen für etwas Un- greifbares, Unmeßbares, Unwägbares, Unsichtbares.

1. Februar 1897

Ich träumte von Lohnig. Ich besah mir die Scheune, wo ich als Vogt neben den Arbeitern gestanden habe. Der Hof machte einen öden Eindruck. Ich ging dann ins Herrenhaus, wo Tante Julie noch wohnte, aber gänzlich vereinsamt. Die Räume und Wände enthielten für sie und mich noch die Schatten der Vergangenheit. Es herrschte ein fremder Verwalter. Wir schritten gemeinsam durch eine ungeheure Allee von Kastanien: Tante Julie und ich. Auf einmal fühlte ich, sah in ihrem Gesicht die Veränderung zum liebenden Weibe. Um die Lippen spielte Zärtlichkeit, Humor und kindliches Leben. Da sah ich, und weiß nun auch im Wachen, was ihr das Leben genommen hatte. Unter den Seitenfenstern war ein stehendes Wasser, ein Teich: düster von Pappeln und Weiden umgeben. Gelbe Blätter bedeckten überall die Ufer.

Mai 1898

Mir ist, als hätte ich den Grat eines Gebirges erstiegen, auf dem ich nun gehe. Der Gang ist sicherer, ruhiger, leichter, indessen der innere Auftrieb, der zwecklos geworden ist, fehlt. Jetzt blicke ich gradeaus, nicht mehr in die Höhe. Ich blicke nach unten, wohin ich, wie ich fühle, wieder hinabsteigen muß, wenn ich eine Strecke in der Höhe werde gewandelt sein. Früher baute ich Utopien und bildete im Ringen nach ihrer Verwirklichung. Jetzt schwebt mir ein plastisches Werk vor, ein großes Denkmal vieler Freuden, Menschen und Dinge. Ein solcher Tempel des Todes müßte resignierend und veredelnd, scheint mir, in das noch übrige Leben hereinwirken.

14. Juni 1898

Warum bin ich nicht Musiker, der ich doch vor allem Musiker bin? Ich habe gestern von Sonnenuntergang bis tief in die Mondnacht mit allen Sinnen Musik gehört.

Es gibt in der Musik das Konkrete und das Abstrakte wie in jeder Sprache. Die Musik des Sonnenuntergangs, die Musik der Meeresunendlichkeit, die mystische Musik der lebenzeugenden Meerestiefe, die konkrete Musik der Brandung, die machtvolle der zerklüfteten, wilden Felsküste mit ihren Faltungen und Verwerfungen. Der Kirchhof auf der Spitze mit seiner Musik. Die Musik der fortschreitenden Dämmerung, der hereinbrechenden Nacht. Das Aufgehen der Lyra des Himmels mit dem Gesang der Sterne. Luna, die Trägerin so zahlloser menschlicher Irrtümer der Sehnsucht, mit ihrer rätselvollen Urmusik. Gegen diese duldende steht die gewaltig aktive des Sol. — Die Musik der Straßen. Das aufdringende Geschrei der Menschen. Die Hähne mit ihrer Musik. Der große Karren mit riesigen Rädern, diese sich bewegend in Ton und Rhythmus. Die Schlittenschellen der vier Gäule: diese selbst von unten beleuchtet und ihre Musik. Das schwankende Licht der unterm Wagen baumelnden Laterne und die seine. Der singende Fuhrmann dazu, und so weiter...

EINIGES ÜBER KUNST

Tagebuchbemerkungen

Jakob Böhme wurde zu Dresden einem theologisch-alchimistisch-astrologischen Examen unterworfen. Gegenwärtig bei diesem Colloquium war eine Menge von Professoren der Theologie, der Mathematik und so weiter. Da Böhme nichts vom Eiferer hatte und also sehr bescheidenlich auftrat, fand er auch eine glimpfliche Behandlung. Es fehlte den Herren Professoren der Angriffspunkt. Keiner ihrer fixen Glaubenssätze ward durch die Böhmesche Wissenschaft verletzt, berührt oder nur bedroht. Sie waren wohl sehr verblüfft deswegen; sie sollten doch urteilen, freisprechen oder verdammen — nun aber verstanden sie nicht einmal und

konnten nur hoffen: „daß sich der Geist des Mannes deutlicher erklären werde“. Das geschah aber nicht; die Deutlichkeit jener Herren stand auf einem Gebiete, wo Böhme niemals etwas gesucht noch gefunden hatte. So ward er also in Gnaden entlassen. „Wer weiß, was dahinter steckt?“ sagten die Herren Confratres, einer zum anderen. „Wie können wir urteilen, was wir doch nicht begriffen haben, noch können begreifen?“ Es sind sehr verständige Pfaffen gewesen. Verständig, weil sie fühlten und anerkannten, daß Gott sich immer aufs neue an sehr verschiedenen Orten und auf sehr verschiedene Weise zu offenbaren vermag, und weil sie im Unverstandenen ahnungsweise etwas Höheres begriffen, was sie mit halbem Respekt unangetastet auf sich beruhen ließen. Wie damals die Professoren zum Böhmeschen Geiste standen, so stehen die meisten Laien noch heute zu aller Kunst. Das Höhere in ihr ahnend, lassen sie es zumeist mit halbem Respekt auf sich beruhen.

Um so viel tiefer und quellgründiger das religiöse Leben Böhmes war, verglichen mit dem seiner theologischen Examinateuren, um so viel tiefer ist Künstlergeist als Pfaffengeist. Im Geiste des Künstlers offenbart sich Gott. Er gleicht einem Meere mit rätselhaften Tiefen. Die Männer der theologischen Wissenschaft befahren nun dieses Meer auf der Oberfläche oder stehen am Rande und angeln mit der Angel der Logik darin herum. Aber die ganze Welt will trinken; da haben denn nun die Pfaffen Teiche gegraben und Wasser des Meeres hineingeleitet. Hier steht es ab, und erst wenn es abgestanden, bringen sie es in die Häuser der Menschen und schwören und drohen, dies sei das einzige Wasser des göttlichen Lebens.

„Und fiel mir zuhand, also stark in mein Gemüt, mir solches für ein Memorial aufzuschreiben.“ So sagt

Jakob Böhme und will damit seine Schriften rechtfertigen: „Für ein Memorial.“ Der Dichter und Künstler hat eine ebenso einfache und reine Absicht. Nicht so der Prophet, welcher an sich mehr glaubt als an Gott. Er schmiedet seine Dogmen wie eiserne Ringe, und seine Gesellen und Helfer ziehen aus mit dem Schwert in der Hand, um die Köpfe der Menschen die eisernen Ringe ihres Propheten zu schweißen, und während das Blut rinnt, sprechen sie ihren Opfern von goldenen Kronen. „Für ein Memorial“ schuf Homer seine Dichtungen, Pheidias seine Statuen, und ein leuchtendes Memorial ist in ihren Werken auf uns gekommen. Die großen Dichter und Künstler aller Zeiten bevölkerten die Räume unseres Innern mit einem Reichtum an Gebilden, die uns heiterste und freieste Besitzesfreude gewähren, ohne uns zu bedrohen noch zu beengen noch zu beleidigen noch zu verstümmeln noch in irgend welche Fesseln zu schlagen.

Jedes reife Kunstwerk ist und bleibt ein Mysterium. Mehr oder weniger kräftig muß seine Wirkung sein, je nachdem der Mensch reicher oder ärmer entwickelt ist, der es aufnimmt. Es kommt vor, daß die Seele des Ärmlichen im ersten Eindruck das Kunstwerk nahezu voll erfaßt, davon gänzlich bewegt ist und in allen Tiefen klingt. Wehe nun aber, wenn er hernach seinen Standpunkt verändert und den des Schöpfers selbst einnehmen will, nicht nur einnehmen will, um tiefer zu verstehen, sondern um den Meister zu meistern! Sogleich entfernt er sich von sich selbst, seine Seele klingt nicht mehr wieder, die ersten schweren Verfehlungen fallen im Negativen, die Barbarismen folgen im Positiven.

Agnetendorf, den 9. August 1900

Die Grabkapelle der Medici ist ein Tempel von abgeklärtester Heiterkeit. Michelangelo ward hier zum Griechen. Taine aber empfand es nicht, dieses Griechentum Michelangelos. Er nennt die Kapelle, grundfalsch: kalt oder frostig. Die großen Gebilde darin bezeichnet er ferner als „figures colossales“, was mir nicht minder befreudlich erscheint.

Es heißt, daß Michelangelo, als Florenz vom Papste erobert war, sich lange in Lebensgefahr befand, verborgen lebte und endlich verschont ward, um die Kapelle der Mediceer zu vollenden. Da sei nun, meint Taine, alle giganteske Wut des Meisters und alle Bitterkeit in das Werk geströmt. War Michelangelo wirklich ein Gefangener in dieser Kapelle, so wäre wohl kein Gefängnis zu finden gewesen, das so wenig für ihn eins war als dieses. Hier war er unter dem Schutz und Schirm einer göttlichen Konzeption, und ihre ursprüngliche Größe und Weihe — es konnte nicht anders sein — mußte ihn wieder durchdringen, weihen und groß und olympisch machen.

Die „Nacht“ erscheint Taine als eine in barbarische Gefangenschaft geratene Diana. Die „Morgenröte“ erwacht aus einem schlechten Traum. Bei dem „Tage“ denkt er an Figuren Dantes, besonders an „Ugolin rongeant le crâne de son ennemi“. Er sagt, alle diese Figuren seien nicht von unserem Blut; aus ihrer Nacktheit spreche nichts als Schmerz und Rasse, und es könne bei ihrem Anblick kein anderes Gefühl aufkommen als Furcht und Mitleid.

Die ganze Betrachtungsart gäbe dem Betrachter aber nur Teile in die Hand, selbst wenn sie nicht an sich falsch und verkleinernd wäre. Sie benimmt vollkommen die Aussicht über die große michelangeleske Einheit des Ganzen.

Ein Kunstwerk wie dieses ist aus einer großen, stolzen Empfindung geboren — denn eine andere trägt die Bürde der Riesenarbeit nicht — und von ihr in allen seinen Teilen durchherrscht. Sieger ist jeder große Schöpfer zuerst und hell und festlich begränzt in der Arbeit, wenn er auch sonst im schwarzen Kleide des Grams einhergeht. Alles das, wovon er im Leben beherrscht wird, beherrscht er in seiner Kunst. Als Michelangelo, aus aller Erniedrigung heraus, sein Reich und Werk wieder betrat, da ward er und fühlte sich: der Fürst über die Fürsten. Erniedrigung, Rachedurst, alles fiel von ihm ab und mußte von ihm abfallen, bevor er den Meißel ansetzen durfte. Zu ganzer Größe und Vollkommenheit mußte er sich aufrichten, ehe er sein eigenes Werk wieder erreichte, um weiter über sich hinaus wirken zu können. Gewiß, hätten die Wände dazumal Ohren besessen und könnten sie heute reden: wir würden von geflüsterten Flüchen und knirschend ausgestoßenen Rufen des Hasses und mehr noch der Verachtung erfahren. Ich sehe im Geist den Meister, wie er umherging, pfiff, bitter lachte, sang, dies und jenes zur Hand nahm, seinen Holzhammer in die Ecke warf, und dergleichen mehr, aber immer doch seiner geheimen, sicheren Richtschnur nachging, über dem Druck und Dunst der Stunde bergeshoch und unter dem Oberflächengekräusel der eigenen Seele meerestief.

Den Historiker führt eben — ach, wie oft! — wie den Ästhetiker der Drang, das Mysterium der Kunst zu entschleiern, vom tiefsten Begreifen ab.

Die Totenkapelle ist grazil und hochstrebend; hell und leicht ihre Kuppel; viel Licht ist darin. Nischen aus Marmor von edelstem Ebenmaß, durch korinthische Säulenformen begrenzt, ringsum in mäßiger Höhe. Statuen, welche hineingedacht sind, fehlen. Zwei Sarkophage der Medici sind von einer so letztgefundenen Schönheit in Ernst und Grazie, daß, wenn die darauf

ruhenden Figuren im Taineschen Sinne wirkten, das Mißverhältnis vollkommen wäre.

Giuliano und Lorenzo de' Medici, über den Särgen thronend, sind wie griechische Krieger gekleidet. Giulianos Haltung, von praxitelischer Ruhe und jugendlich-ahnungsloser Würde, griechisch-göttlich frei. Lorenzo, schön wie sein Verwandter, schöner vielleicht als er, hat sich selbst und das Leben vergessen, das ihn durchdringt. Sein Auge sinnt fern über Vergangenes, über Zukünftiges. Es füllt den Raum des Lichts mit einem weichen, ernsten Stimmungsgehalt, sehnsgütig, unbegreiflich, unendlich süß. Dies ist der Tribut Michelangelos an das Grab.

Taine sagt von Lorenzo: „So muß Barbarossa ausgesehen haben, bevor er den Befehl erteilte, den Pflug über Mailand zu führen.“ — Man kann gar nicht grimiger fehlgreifen.

Was hätten wir hier mit Barbarossa zu schaffen, ja, was selbst mit den Medici? Das tiefgeschöpfte Gebilde des großen Künstlers ist ganz persönlich und namenlos. Hier ist des Meisters Haus! Es ist niemand darin als er, nicht Giuliano de' Medici, nicht Lorenzo de' Medici, sondern allein Michelangelos marmorne Klarheit. Irgend ein Großer vor einem sogenannten welthistorischen Entschluß: er würde zur Erbärmlichkeit herabsinken in dem Stillen, Ewigen, das hier sich umspinnt.

Die Stimmung der weichen Rätselsehnsucht, die von Lorenzo ausgeht, mußte geschont werden; so fein und verschwiegen sie ist: die lauteste Aussprache im Raume mußte sie bleiben. Alles andere durfte nur stiller und ruhender sein. Daher die tiefe, unendliche, erschütternde Stille in dieser Kapelle, diese leuchtende Stille! — Man muß diese Stille finden, um die Hoheit und Einheit dieses Werkes zu begreifen, jenes Letzte und Zarteste der Kunstsicht und des reinen Triumphes der Vollendung: „...deh, parla basso!“

Dieses „Sprich leise, leise!“ sagt Michelangelo zu allen, welche die Kapelle betreten. Er hat es während der Arbeit zu sich selbst gesagt. Er hat es zu seinen Figuren gesagt, auch zu den vier gigantesken Gestalten: dem Tage, der Nacht, dem Morgen, dem Abend. Jede der vier Gestalten ist erhaben, nicht kolossal. Der Tag blickt frei und grad, das Auge starr und unbewölkt; unendliche, scheinbar ruhende Macht ist dieser Sonnen-gigant. Fern weiche der Ugolino Taines, der die Hirnschale nagt! Die Nacht ist als Weib gebildet. An ihr ruht alles, doch in ihr lebt, wirkt und schwelt alles, traumhaft, halb unbewußt. Sie ist auch der schmerz-ausruhende, bürdenermattete Erschöpfungsteil des Da-seins. Der Marmor Giuliano, der freie, heitere, ruhige Augenblick: das ist ihr Kind. In Abend- und Morgenröte kämpfen die Schatten des Schlafs mit den Gewalten des Tages. Ihr Geschöpf ist ein Zwittergeschöpf: Lorenzo. In ihm empfindet das Leben im Licht die Nacht und den Tod und wird zum Wachtraum. Der Tod aber ruht in den Sarkophagen als Ungeschautes und Un-begriffenes.

1902

ÜBER EIN VOLKSBUCH

Ich als ein Protestant habe es oft bedauern müssen, daß wir die Freiheit unserer Gewissen, also unsere individuelle Freiheit, allzu hoch und teuer bezahlt haben. Um Raum zu bekommen für ein kleines schüchternes Pflänzchen Eigenlebens, rissen wir und rodeten wir phantastische Gärten und Urwälder aus und gingen in der Raserei unserer Schwäche so weit, den fruchtbaren Humus der Jahrtausende aus dem neuen Wirtschafts-bezirk unserer Seelen hinauszuschaffen oder doch unter sterilen Kies zu pflügen.

So haben wir heute eine Verstandeskultur, abgezir-

kelte, kiesige Gartenflächen und Drahtzäune, aber innerhalb dieser Zäune meist nur winzige Bäumchen und Pflänzchen, die ärmlichen Nachkommen großer Geschlechter. Wir haben Telegraphenstangen, Brücken und Eisenbahnlinien, aber es wachsen keine Dome und Kathedralen, höchstens Schilder- und Wärterhäuschen.

Wir brauchen Gärtner, die denrettungslosen Sterilitäts-, das heißt Ernüchterungsprozeß der Scholle aufhalten und dem Boden aufhelfen, und die Arbeit solcher Gärtner ist nicht hoffnungslos. Erstlich, wie wir ja alle wissen, ist Mutter Natur doch unerschöpflich in ihrer Bildkraft, und dann haben sich auf dem Neuland doch schon wieder einzelne Urwaldriesen entwickelt, die Myriaden gesunder Keime um sich gestreut haben. Diese Riesen jedoch mußten die Kiesschicht nach unten und oben durchwachsen, um mit den Zweigen ins Himmelsche, Lichte und mit den Saugwurzeln wieder in die alten Humusschichten zu gelangen, wo ihre Wurzelarme sich stärken konnten, so daß sie wieder tief hinablangten, bis zu den Müttern.

In meinem Arbeitsraum steht immer die Photographie des Sebaldusgrabes. Dieses reiche deutsche Symbol ist noch in der üppigsten Wachstumsepoke aus dem Unsichtbaren emporgequollen. Es ist als formales Produkt noch schwerlich hinreichend gewürdigt; erscheint es mir doch als eines der wunderbarsten im Gebiete künstlerischer Morphologie. Der Geist aller Epochen schmilzt um einen silbernen Sarg zur edelsten Einheit zusammen und krönt auf dem Gipfel den Tod mit dem Leben durch ein Kind. Das Sebaldusgrab ist aber schon ein individuelles Bekenntnis, der Kristall einer einzigen Menschenseele wie Goethes „Faust“, mit dem es in sehr vielen Beziehungen eng verwandt ist. Allein wie im Ei das Dotter zum göttlichen Leben, so konnte ein solches Werk nur im gesicherten Raume der alten Mutterkirche erwachsen, deren Schale es aller-

dings hernach gesprengt hat; auch dies nicht anders als Goethes „Faust“.

Im Treibhaus der Mutterkirche ist meines Erachtens auch eben das Buch gewachsen, von dem ich hier reden will. Ein schlesischer Schulmeister hat es verfaßt, es trägt den Titel: „Das letzte Kind“. Sein Dichter aber heißt Hermann Stehr.

Stehr hat das Buch seiner Frau gewidmet. Die Verse, mit denen er es darbringt, bedeuten nichts im Vergleich zu der starken Kunst, deren Abdruck die dahinterliegenden einundfünfzig Seiten aufweisen. Sie sprechen in gewöhnlichen Reimen aus, daß der Dichter durch sein Werk ein Leid überwunden hat. Aber diese Verse in ihrer Einfalt stören den Gesamteindruck nicht, ebensowenig wie etwa das wächserne Händchen oder Füßchen, das der Dombaumeister in einer von ihm erbauten Kapelle, mit andern frommen Pilgern zugleich, als ein Opfer der Gottesmutter darbringt.

Denn so ist es: man muß bis in die Zeiten der Gotik zurückgehen, um die Quellen von Stehers Kunst zu finden. Von der Gotik hat sie den schweren Ernst. Sie hat von ihr das düster und machtvoll Aufstrebende. Es gibt einen breiten Hall in den Blättern des neuen Buches, wie zwischen Strebepfeilern und unter Gewölben. Es steigt etwas Narkotisches daraus, wie aus geschwungenen Weihrauchfässern, und des Dichters Seele hat die klare Verzückung des zerknirschten Beters, der durch die Gnade in Gott erhoben ist.

Es braust in dem Steherschen Buche wie von Seraphschwingen, Glockengeläut und Orgelklang, und die Stimmen seliger Knaben schlagen in himmlischer Ekstase gegen bestirnte Kreuzgewölbe.

Ich will von den subjektiven Erregungen und Bewegungen, die das Buch verursacht, absehen und mich zunächst seinem Gegenstand zuwenden.

Gott sendet aus dem Himmel zwei Engel zur Erde:

den einen von ihnen, damit er sein kleines, eben im Todeskampfe liegendes Brüderchen erlöse und mit der schmerzgefolterten Mutter, die um das Leben des Kindes ringt, zugleich gen Himmel führe.

Es wird nun in starken Momenten dargestellt, wie das Himmlische sich mit dem Irdischen glanzvoll und schmerzvoll berührt und wie durch den Engel der göttliche Auftrag nach und nach erst im Irdischen, dann im Himmlischen zur Vollstreckung gelangt.

In drei Sphären weben die einfachen und mächtigen Bilder des Buches. In einer mittleren Sphäre, aus der die großartigen und durchsichtigen Lichterscheinungen der Engel meteorhaft herabdringen —, in einer platten, irdischen, deren Luft, vom Rauch der Fabrikschloten verdüstert, verunreinigt und verdorben ist —, und in einer dritten, durch deren Räume der Engel seinen verstorbenen Bruder und seine verstorbene Mutter hinangeleitet.

„Kennst du deine Kinder nicht?“ fragte glücklich der Totenengel.

Da wußte sie alles, und da sie sah, daß sie zur gleichen ringenden Schönheit wie ihr Kind verwandelt sei, faßte sie den Mut zu ihrer Verklärung.“

Diese Worte entstammen der letzten Sphäre und auch die folgenden:

„So gingen die drei durch die Gefilde des Todes die sanfte Lehne hinab, die man den letzten Abhang des Lebens nennt. Der schimmernde Führer in der Mitte, die Mutter zur rechten, sein Bruder zur linken Seite.

Die Luft war still, und Erwarten erfüllte sie, wie jene Stunden es über die Erde bringen, die die Nacht vom Tage scheiden. Nirgends eine Lichtquelle, und dennoch schimmerte die Höhe über ihrem Scheitel in den matten Farbentönen der Perlmuttschalen. Leichtes Gewölk, wie seit Äonen auf die gleiche Stelle gebannt, wuchs auf dieser blassen Helle, die nach dem Horizont hin in ein

milchweißes Licht überging. Berge, fern und verschwommen wie Ahnungen der Menschenseele, ragten in sanften Linien herauf und nahmen im stummen Spiel feine, seltene Farben an: grau, blaßviolett, goldblond. Aber keinerlei Bewegung, keinerlei Geräusch überall in der weiten Entfaltung dieser Gefilde. Paradiesische Wehmut nach dem Ende der Zeiten.“

Und weiter heißt es: „Nur Tausende von Blumen quollen in diese grüne Unendlichkeit aus dem Boden herauf. Hier in unzähligen Flöckchen an starren, spirrigen Sträuchern gleich einer goldenen Woge heraufschlagend; dort gerade und rot wie ein blutiger Pfeilschuß ins dämmernde Weiß des fernen Horizonts hinein; vereinzelt blaue Glocken auf stillen Stielen; große wunderbare Blumen, Riesenschmetterlingen ähnlich, die in Ruhe ihre blitzenden Flügel dem regungslosen Lichte hinbreiten.“ Solche Zeilen sind eine schwere, leuchtende Poesie, und man kann keine Seite des Buches umblättern, ohne eine scharfe zeichnerische Linie, die das Leben im Blitz erhascht, eine jäh divinatorische Beleuchtung, die eine plötzliche Enthüllung von etwas Gräßlichem oder Erhabenem sein kann, kurz irgend einen Zauber großen ursprünglichen Kunstvermögens zu bewundern.

Durch die alte, eigentümlich deutsche bildende Kunst geht ein Zug, der auch in dem Buche Stehrs sich findet: das Himmlische erhebt sich überall auf dem Boden irdischer Not. Aus dem Märtyrertum erblüht das paradiesische Reich. Die Leidensgeschichte Jesu ist die große Tragödie, die dem Volke fortwährend eingebildet wurde und es tief und mächtig ergriff. Das Leben im Mittelalter muß mehr Kraft besessen haben sowohl zur glückseligen Ekstase als zur markausdörrenden Marter und zum physischen Schmerz. Entsprechend diesem Vermögen überwog die Kraft, den Schmerz zu begreifen und zu erfassen, die unsere weit. Es kam dazu die Angst

der zwischen zwei eingebildeten Welten, Himmel und Hölle, schwebenden Seele, die den Leib ihres Wirtes wie ein lästiges, bleiernes Schneckenhaus jetzt stolpernd mit sich in die Abgründe der Verdammnis riß, dann unter Verzückungen sich winselnd und kriechend den paradiesischen Berggipfeln nahe glaubte: diese Angst und, wie wir meinen, anachronistische Bangigkeit ist in Stehrs Werk. Es ist darin die mittelalterliche, schmerzbegreifende Kraft. Und es ist in ihm die irdische, ganz reale Not und der konsistente Himmelsgrund.

Eine Stelle des Buches lautet so — sie ist von der ersten Seite des Buches genommen —: „Also redete der Totenengel. Seine Stimme war immer erdenweher geworden, und seine Krankheit kam tiefer über ihn. Aus der Erde stieg der unreine Schatten seines Leibes, den sie umsonst ins Grab gebettet, und lagerte sich immer deutlicher in seine Glorie, daß die Verklärung nur noch wie eine furchtsame Hülle um ihn stand.“

Der schmerz- und schmachvolle irdische Kern, die furchtsame Hülle der Verklärung, das ist vielleicht eine Formel des Buches! „Im selben Augenblicke“, heißt es in den folgenden Zeilen, „wuchsen aus dem Dunst der Tiefe zwei Arme auf, mager und straff wie gespannte Seile, und schmerzvolle, vertrocknete Hände griffen suchend nach dem Leibe, der in der blassen Glorie wie in einem schützenden Schreine lag.“ Mit diesem Bilde mag sich das Symbol des Werkes vervollständigen. Man wird sich außerdem aber unschwer an die ausgestreckten Arme der Schmerzensmutter erinnert finden, wie sie in manchen Holzbildwerken des Mittelalters die Hände gegen den hoch ans Kreuz geschlagenen Heiland ringt. Dieselbe Kraft der Empfindung, dieselbe naiv brutale Ausdruckskraft.

Stehr ist Katholik und einer der wenigen, die das Tiefste und Stärkste ihrer Konfession persönlich darstellen: deshalb hat man auch diesem Manne, der ein

Stolz unseres Lehrerstandes sein sollte, die Berechtigung entzogen, den Kindern Religionsunterricht zu erteilen. So erlebt man es immer wieder, wie niedere Organe einer gewaltigen Institution mit plumpen und gemeinen Händen gerade ihre edelsten Gewächse aus dem göttlichen Grunde reißen, deren Früchte in den Kot treten und so ihren eigenen Garten verwüsten.

Und wieder fühlen wir uns daran gemahnt, daß die Kunst ihre Freiheit bewahren muß gegen die Kirche und gegen die Wissenschaft: sie ist beider Feindin nicht, aber sie ist in Gott, ohne Mittler, und verträgt die unreine Halfter der Dogmenkrämer aus beiden Lagern so wenig wie weiland Pegasus.

„Das letzte Kind“ ist ein Volksbuch, ein schöner und edler deutscher Besitz. Stehr hat eine Reihe anderer Bücher geschrieben — unter Kämpfen mit den ihn umgebenden Finsterlingsmächten —, die vielleicht, ähnlich etwa den Werken der Droste-Hülshoff, nicht leicht ins Blut gehen und spröde sind. Der Grund ist eine ganz ungewöhnlich starke und sichere Kraft innerer Anschauung, die hinter alles Banale und Gewohnte dringt und der eine seltsam wählerische Hand flüchtig und blitzschnell ihre Bilder abjagt. Allein diese eigentümliche Hieroglyphe des Genies zu entziffern, bietet den reinsten Genuß, zumal da sie allmählich mit magischer Kraft ins Tiefe und Hohe zu wirken beginnt und Gesichte vermittelt, die eine sonderbare Farbigkeit, geistreiche Umrisse und eine bewunderungswürdige Schärfe besitzen.

1903

HENRY IRVING

London. Kaufmann von Venedig. Irving gehört unter die Großen seiner Kunst. Der „Kaufmann“ ist ganz als Märchen aufgefaßt. Viel Musik. Die Poesie erhebt sich

aus einem musikalischen Gewölk. Sie liegt darauf wie schöne Stickerei auf einem Kissen. Das Beste an Irving läßt sich nicht ausdrücken. Er ist nie laut, nie, als Schauspieler, allein. Als Shylock oft allein. Er ist fast ganz verzehrt von Erwerbsgier, Haß, Liebe, Intelligenz, Alter, sobald er auftritt. Es ist eine furchtbare Senilität in ihm, eine aktive: aus ihr heraus glaubt man ihm alles. Furchtbar in sich gekehrt ist sein Haß, scheu seine Liebe, scheu seine Intelligenz, scheu und schamhaft. Seine Haut ist wie gelbes Leder, die Gestalt gebeugt. Aber sie richtet sich auf in Haß. Einmal entblößt Shylock den Hals bis unters Schlüsselbein und schlägt mit der Faust seinen mageren Leib. Der Laut des Pochens an das alte Gebäude gibt uns die unabweislich schmerzliche Gewißheit, daß dort ein Brudergeschöpf von Fleisch und Blut leidet. Überhaupt: wir fühlen das Leiden in Shylock. Der große und hauptsächlich an zertretenem Stolz leidende Geist reißt das kraftlose Fleisch zu einer letzten kläglichen Anstrengung auf, die das ganze Gefäß zertrümmert. Das lange innere Werden seiner Qualen, Ängste und Anschläge zeigt Irving. Groß sind die halbblinden Augen aufgerissen, vagierend der Blick, die Hände, aber alle unvermeidlichen Gebrechen dennoch durch den Willen geführt. Irvings Organ umspannt jeden Ausdruck. Er greint kläglich oder böse wie eine Katze, zeigt greisenhafte Anstrengung der Sprachbildung. Seine Bewegungen haben das ewig Lauernde ohne Aufdringlichkeit. Er röhrt und ergreift und erregt zugleich Entsetzen, Mitleid, Ekel, Liebe. Er hat eigenen Stil: so, wenn er in stummer Versonnenheit eine Minute lang und länger das Haus anblickt, aus dem seine Tochter entflohen ist. Da bricht das Theater in Beifall aus. Er hat das Stück mit Kunstverständ inszeniert. Tiefe Dunkelheit wird durch festliche Helle, Häßlichkeit durch Zartheit und Jugend abgelöst. Die Qual des Einzelnen durch Musik

und Maskentaumel. Am Ende ist Shylock wie ein schlechtes Insekt unter Shawls aus Seide, unter golddamastnen Gewändern, unter Juwelen und Blumen erstickt und erdrückt, und das grausam göttliche Märchen triumphiert.

3. Juni 1905

GELEITWORT FÜR DIE ERSTE GESAMTAUSGABE

Allem Denken liegt Anschauung zugrunde. Auch ist das Denken ein Ringen: also dramatisch. Jeder Philosoph, der das System seiner logischen Konstruktionen vor uns hinstellt, hat es aus Entscheidungen errichtet, die er in den Parteistreitigkeiten der Stimmen seines Innern getroffen hat: demnach halte ich das Drama für den Ausdruck ursprünglicher Denktätigkeit, auf hoher Entwicklungsstufe, freilich ohne daß jene Entscheidungen getroffen werden, auf die es dem Philosophen ankommt.

Aus dieser Anschauungsart ergeben sich Reihen von Folgerungen, die das Gebiet des Dramas über das der herrschenden Dramaturgien nach allen Seiten hin unendlich erweitern, so daß nichts, was sich dem äußerem oder inneren Sinn darbietet, von dieser Denkform, die zur Kunstform geworden ist, ausgeschlossen werden kann.

So viel und nicht mehr will ich sagen zum Geleit dieser ersten Sammlung meiner dramatischen Arbeiten: sie wollen verstanden werden als natürlicher Ausdruck einer Persönlichkeit. Im übrigen muß es ihnen überlassen bleiben, ihr Leben, wie bisher, zwischen Liebe und Haß selbst durchzusetzen.

Venedig, Ende Oktober 1906

WEIHNACHTEN

Ich weiß nicht, wo der Gebrauch herstammt, um die Weihnachtszeit den sogenannten Christbaum zu schmük-

ken. Alles über den Ursprung des Christbaumes Gesagte lässt unbefriedigt.

Über die Lichterpyramide des deutschen Waldbaumes hängt eine schicksalsschwere Nacht herein. Nicht nur lachende Kinder drängen sich in den Lichterkreis der Kerzen — dieser nach Bienenwachs duftenden Opferflämmchen! —, sondern auch die Scharen der Unsichtbaren. Schon als Kind habe ich mitten in aller Freude des Weihnachtsabends die Nähe der Unsichtbaren gespürt.

Man sagt, der Geschenktisch sei ein Opfertisch. Die Nornen, die eiserne Berchta, Rupprecht, Dämonen, entthronte Götter, Geister und Kobolde werden von diesem Tisch und dem brennenden Busch darauf angezogen. Alle diese gespenstischen Wesen sehen wir Erwachsenen meistens nicht. Wahre Kinder dagegen spüren sie, wie gleich und gleich, überall gegenwärtig.

Moses sah Gott als brennenden Busch. Zwischen jener Lichtgegenwart Gottes und dem Tannenbaum besteht Verwandtschaft, wenn auch dieser nicht etwa die bewußte Darstellung jener Offenbarung ist, die Moses erfuhr. Gott aber strahlt auch hier aus dem Busch.

Wir mögen es leugnen, aber wir sind doch erfüllt von einem unzerstörbaren Sonnenkult. Oder nennen wir etwa nicht den Satan noch heut den Fürsten der Finsternis?

Die Legende von der Geburt des Weltheilands durch ein armes Weib aus dem Volke, in einem Stall, bei Ochse und Eselein, wird mit dem Weihnachtsbaum verknüpft. „Die Kinder, sie hören es gerne!“ Das sogenannte „Krippel“ zeigt den Heiland der Welt im Stande tiefster Bedürftigkeit. Er ist in eine Futterkrippe gebettet und wird von Vater und Mutter bewacht. Über dem Stall aber leuchtet ein Stern. Und es kommen Hirten aus der Nähe und Könige aus dem fernen Morgenlande, ihm zu huldigen. Das Märchen ist von einer entzückenden Innigkeit. „Die Kinder, sie hören es gerne!“ Es ist

nicht zu leugnen: das recht verstandene deutsche Weihnachtsfest ist durch die Poesie der Einfalt und Armut verklärt, den Geist der Hütten, nicht der Paläste; weshalb auch der Zauber, der von einem kleinen und dürftigen Christbaum ausgeht, stärker ist als der eines großen und prunkhaften, und weshalb auch der Zauber eines Bäumchens, das nicht von Kinderaugen gesehen wird, seine Kraft verliert.

In Nürnberg steht das Sebaldusgrab, das Peter Vischer mit seinen Söhnen gebildet und in Erz gegossen hat. Es ist ein geschlossenes, formenquellendes Werk von tiefster Innerlichkeit. Leider spricht es ein so starkes und gutes Deutsch, daß es heute kaum einer unter Tausenden mehr versteht... sagen wir, kaum unter Hunderttausenden.

Der mit Juwelen besetzte, silberne Schrein oder Sarg, in dem die Reste des heiligen Sebald bewahrt werden, ist in einen Tempel gestellt, der nichts anderes als ein Symbol des in unendlichem Formenreichtum wiedergeborenen Lebens ist. Der Tod, das tiefste Mysterium, liegt unzugänglich geborgen in einem kostlichen Schrein. Auf der höchsten Spitze des lebendigen Tempels, der mehr noch ein Tempel des Lebens ist, steht ein Kind. Hoch über allem, dort, wo die Bildnerkraft des Lebens ihre Grenze erreicht zu haben scheint, steht der winzige Putto mit dem Symbol der Welt in seiner Hand. Zwei Entwicklungsrichtungen nimmt der reife Geist gleichzeitig: zurück zur Jugend und vorwärts ins Alter. Das echte, heiter jubelnde Weihnachtskind führt uns mit seinem rein erneuerten Wesen in den schönen Illusionskreis der Kindheit zurück! Aber auch der vorwärts ins Alter gerichtete Blick trifft hinter allem auf das Symbol der Erneuerung: das Kind.

Wenn der Weihnachtstag sich annähert, erscheinen in meinem Hause eines Nachmittags, alljährlich, mehrere weiße Gestalten, die Gesichter mit Larven bedeckt.

Obgleich sie der Reihe nach als das Christkind, Immanuel, Petrus und Joseph bezeichnet sind und auch eine kleine Puppenwiege mit sich führen, ist ihre Heimat in der Tiefe der Zeiten schwerlich Bethlehem oder Jerusalem. Das weiße Christkind trägt bei uns nicht, wie in Thüringen, einen Blumenkranz auf dem Kopf, aber Larve, weißes Gewand, verlarvte Begleitung und, nicht zu vergessen: der Pelznickel Rupprecht oder Nikolas deuten auf gleichen vorchristlichen Ursprung hin.

Ich bin die Sonn', geb' klaren Schein.

Das danket eurem Jesulein.

So lautet der Text, den im Thüringer Christabendspiel die weißgekleidete und bekränzte Sonne zu sagen hat: ein Verschen, worin die Verquickung der Jesuslegende mit dem alten Sonnenmythos noch heute zu deutlicher Anschauung kommt.

Das kleine Mysterienspiel, das die verummmten Dorfleute hier in Agnetendorf zur Darstellung bringen, ist zwar überaus primitiv, und doch stellt es einen der vielen Ansätze dar, das große Drama des Lichts in seinem Kampf mit der Finsternis und des ringenden Lebens darin im Symbol zu fassen. Es wird eine Zeit gegeben haben, wo dieser einzige, ungeheure Kampf, der Kampf aller Kämpfe, wie man sagen könnte, das Bewußtsein der Menschen ganz anders beherrschte als heute und wo er demnach auch mit unendlich viel größerer Kraft symbolischen Ausdruck fand. Denn wir sind heute zwar große Astronomen; aber das naiv Persönliche im Verhältnis des Menschen zu den Gestirnen besteht nicht mehr. Kaum spürt er noch seine Abhängigkeit, und keinesfalls gibt er sein Wissen von den Gestirnen persönlich — etwa in Dank- oder Freudenfesten — an sie zurück.

Das Leben als Ganzes zu begreifen, dazu gehört vor allem menschlicher Mut. Nur Hand in Hand mit dem

Mute der Todesverachtung kann wahre Erkenntnis fortschreiten. Die heidnischen Vorfahren besaßen eine mächtig glühende Lebensliebe, wie es scheint, bei geringer Todesfurcht. Sie wußten vom Leben mehr als wir, weshalb sie gleichsam den Tod überrannten, zuweilen auf einem nur kurzen Siegeslauf ihrer Erdenbahn. Im elften Jahrhundert verfluchte ein christlicher Priester Menschen mit Masken, die um die Weihnachtszeit auf Kirchhöfen tanzten.

Die Lichtelben, die mein Haus besuchen, schließen, nachdem sie eine gute Weile gemurmelt, gepoltert, gesungen und die Puppenwiege gewiegt haben, ihr Weihnachtsspiel.

Wir standen auf eim Gilgenreis,
Gott geb' euch allen das Himmelreich!
Wir standen auf eim Gilgenblatt,
Gott geb' euch allen ein' sälige Nacht!

1908

TOLSTOI

Tolstoi ist tot. Die Welt hat ihren zweiten Savonarola verloren. Der einzige große Christ der Zeit ist nicht mehr. Die Kirche hat ihn verflucht. Sie würde seinen Leib zu Asche verbrannt haben wie den Savonarolas, wenn sie die Macht dazu besessen hätte. Immerhin bedeutet der Fluch ihr mehr, der die Seele trifft und sie der Verdammnis für ewig ausliefert. Und wiederum mußte dies alles geschehen, wie geschrieben steht. Wiederum ist der wahre Christos, der wahre Gesalbte der Stein des Anstoßes und das heilige Ärgernis.

Viele haben Tolstoi für einen Narren gehalten. Auch Jesus, den Heiland, hielt man dafür. Er war ein Mensch. Er war unser Bruder. Es brannte in ihm das verzehrende Feuer der Liebe, der Menschlichkeit. Dies nahm der Synod für ein Feuer der Hölle. Und es brannte in ihm

der Geist, den die Klerisei mit Beschwörungsformeln nicht auslöschen konnte, weil selbst herrschsüchtigen Priestern Gott überlegen ist.

Tolstoi ist kein Reformator gewesen. Er war mehr. Wer das nicht spürte, solange er lebte, der spürt es jetzt, wo Tolstois Laufbahn beschlossen ist. Wer es jetzt nicht spürt, der wird es nach zwanzig Jahren spüren. Furchtbar und stärker als die des Lebendigen pocht die heilige Geisterfaust des Toten gegen die Kirchentür, und sie greift hindurch und schreibt an die innere Kirchenwand mit feuriger Schrift ihr Mene mene tekel upharsin.

Geschrieben unmittelbar nach Tolstois Tode
im November 1910

RICHARD WAGNER

Es ist Tiefes, Allzutiefes, Flaches, Allzuflaches genug über ihn gesagt worden. Trotzdem muß wohl das Schweigen immer wieder gebrochen werden. Ich bin als Jüngling in Wagners Bann gewesen, stand seiner Kunst lange fern und mußte ihr fern stehen, um eigene Kräfte zu entwickeln. Gefestigt bin ich zu ihr zurückgekehrt. Ich sehe sie heute ganz anders als im Jugendbann. Ich sehe sie heute als künstlerisches Urphänomen, stammend aus einer Zeit vor aller deutschen Kunst, auch Musik. Ich bin weit davon entfernt, mich an Richard Wagner deutschtümelnd zu entzücken; denn er ist ebenso griechisch wie deutsch, ebenso asiatisch wie europäisch. Ein Werk wie der Ring ist, was Ursprung, Wachstum und Vollendung anlangt, das einzige seiner Art in der Welt und vielleicht das rätselhafteste Kunstgebilde der letzten Jahrtausende. Kultur hat damit nichts zu schaffen, und es hat nichts mit Kultur zu schaffen. Es hat nichts mit dem deutschen Rhein, den germanischen Göttern und den Nibelungen zu

schaffen, und alle diese schönen Sachen haben nichts mit ihm zu schaffen. Es hat auch nichts zu tun mit Christentum, obgleich es ganz und gar etwas Offenbartes ist.

Wer sie verstehen will, muß nicht in dieser Kunst ertrinken, auch nicht darin schwimmen. Er muß sie als das Große, Ewigfremde willkommen heißen. Man könnte sie gleichnisweise als einen unterirdisch hervorbrechenden kochenden Geysir bezeichnen, der ein unbekanntes glühendes Element emporschleudert aus dem Erdinnern, das die menschliche Seele, die es benetzt, von den Schlacken der letzten Jahrtausende rein baden und rein brennen kann.

1911

STRINDBERG

August Strindberg ist für mich eine der markantesten Persönlichkeiten unserer Epoche: Dichter, Wahrheitssucher, Skeptiker und Mann des Glaubens! Alles nicht etwa lau, sondern in Glut. Seine Leidenschaft erreicht zuweilen einen furchtbaren Grad, wo sie dem Gefäß, das sie einschließt, gefährlich wird. Dann gibt es etwas wie „einen Brand in der Schmiede“. Aber Strindberg meint: Mag die Schmiede verbrennen, wenn nur der Schmied, der Hammer, der Amboß und genug Roheisen übrigbleibt! Immer wieder geht er ans Werk, und sei es auch unterm bloßen Sternenhimmel der Winternacht. Wer in einer solchen Natur keine Größe sieht, der wird sie auch nicht in der Sage von Prometheus finden, der um der Menschheit willen mit den Göttern im furchtbartesten Kampfe lag, oder in dem Mythos von Veland dem Schmied. Zwar ist das Flugproblem heute gelöst, aber doch nicht so, wie es Veland und Leonardo auffaßten; denn wir sind höchstens zu fliegenden Philistern geworden. Strindbergs Flüge in den eisigen Weltenraum und sein Hinabsteigen in die Abgründe bieten meinem

Geist noch immer das sowohl gefährlichere als erhabenere Schauspiel dar, und seine Abenteuer sind die verwegeneren. — Es gibt starke und große Geister, die sich mehr diszipliniert haben als er. Aber die Gewitter, die See, die Vulkane, die Urwälder sind undiszipliniert, dennoch befruchten die Gewitter die Erde! — die See gibt Fische und Perlen! — die Vulkane bringen kochende Solfataren ans Licht und der Urwald köstliche Früchte! Strindbergs Arbeitstag ist stark, gefährlich und schöpferisch wie die Natur, und viele seiner Werke besitzen Meisterschaft. Das germanische Geistesleben wird stets mit ihm rechnen.

Januar 1912

DAS PROBLEM DES DRAMATISCHEN

Man wirft mir zuweilen Flüchtigkeit vor. Es heißt, ich hätte gewisse meiner Stücke unvollendet herausgegeben. Dagegen ist zu sagen: Das Fertigmachen ist selten künstlerisch. Die großen Dramen Shakespeares bestehen aus Fragmenten. Hätte er die Einheit gesucht, sie wären nicht. Alles das würde verloren gegangen sein, was jetzt den Reiz dieser biologischen Kunstwerke ausmacht.

Die Forderung nach Einheit des Ortes und der Zeit ist berechtigt. Durch sie wird immer die strengere Komposition gewährleistet. Größere Fülle und Reichtum des Lebens wird indessen erreicht, wenn Zeit und Ort wechseln. Das Epische und Dramatische ist nie rein zu sondern. Shakespeare ist überwiegend episch und dennoch durchaus dramatisch. Epische Komposition ist larger. Shakespeares Dramen sind episch komponiert. Dramatische Komposition beruht auf Einheit von Zeit und Ort und ist ebendarum die strengere: Logik, Kondensation, Konzentration, Ökonomie, Architektur.

Das griechische Drama ist ein stillstehender tragischer Knäuel, den der Tod löst. Shakespeares Drama ist ein Strom, der ins Meer mündet.

Der moderne Dramatiker kann als Biologe bald dasjenige Drama erstreben, das, einem Hause ähnlich, einem architektonischen Werk, in sich beruhend, auf dem Boden feststeht, sich nicht vom Fleck bewegt. Oder er kann Ursache haben, das Leben einmal in der waagrechten Linie zu begreifen, wenn er es eine Weile mit der senkrechten begriffen hat. Er kann dem dramatischen Stand des Lebens den epischen Fluß vorziehen. Der echte Biologe wird keine der beiden Formungsmöglichkeiten entbehren wollen, weil durch jede stofflich Besonderes begriffen wird. Im Falle der waagrechten wird dann immer zu befahren sein, daß man die Elemente der fließenden Komposition für unzulänglich nimmt, weil sie eben fließende sind und weil man mit Unrecht von ihnen Stillstand, Tragfähigkeit, Architektur verlangt. Die waagrechte Komposition duldet kein Fertigmachen.

Agnetendorf, 9. August 1912

DULDSAMKEIT

Duldsamkeit ist die Religion der Zukunft. Duldsamkeit beruht auf der völligen Gleichachtung des Nächsten. Ohne Duldsamkeit keine Freiheit. Es gibt wohl eine religiöse Wahrheit, aber diese ist nicht so geartet, daß sie vielgestaltige religiöse Wahrheiten ausschlösse. Der tolerante Chinese sagt: „Bruder, wie schön ist deine Religion!“

Es wird lange dauern, bevor sich aus den jahrtausendelangen Wehen der Kultur die Toleranz geboren hat. Bisher ist der einzige vollkommene Toleranzfaktor die Kunst. Die Kunst kennt nicht den Fanatiker. Die Kunst, durchaus nicht charakterlos, ist parteilos: allen Künsten

voran die Musik. Sie ist unter den Künsten die unver-
sellste und die Seele aller übrigen. Die Künste verwirk-
lichen den Frieden durchaus; nicht nur den Frieden,
sondern auch die Religion. In ihnen verbindet sich das
wahrhaft Humane mit dem wahrhaft Göttlichen. Also
nicht: du sollst dir kein Bild machen!, sondern: du sollst
dir Bilder machen! Nur vergiß nie, daß es Bilder sind!

Natur ist die größte Bildnerin. Was sie gebildet hat,
bildet sie uns ein — Einbildung — und bildet es durch
uns aus zur Kunst. Natur schafft die Vorbilder der
Kunst, den Künstler und die Kunst. Sie dichtet blind,
wie Homer, aber es ist, als wollte sie auf diese Art lang-
sam, langsam sehend werden. Auch in der Natur liegt
aber das zerstörende Prinzip. Nur scheint es, als suchte
sie in der Kunst zum Unzerstörbaren durchzudringen,
um dessen Anblick und dessen Weihe zu sichern.

Die Natur schafft die Blume und schafft Esel, Ochse
und Schaf, die sie stumpfsinnig auffressen. Nur der
Künstler frißt sie nicht, wenn er sich ihrer durch die
Kunst bemächtigt. Die Natur schafft den Vogel und
den Fallensteller, den Fisch und den Fischer, das Raub-
tier und den Hasen, und so fort. Aber indem sie den
Künstler schafft, stellt sie das parteilose Auge in den
allgemeinen Krieg: diesen irdisch notwendigen Krieg,
der nur mit dem Leben der Erde stirbt, dessen Formen
aber immer mehr und mehr zu veredeln sind.

Bilder als Bilder, Visionen als Visionen ansehen, darauf
kommt es an. Unsre Phantasie nährt sich von den Ein-
drücken des Tages, mehr noch von denen der Nacht.
Unser wahrer Zustand wird mit der Erscheinung der
Sonne gleichsam unterbrochen. Wir werden in die
göttlichen Äußerlichkeiten abgelenkt. Der nächtliche
Traum reicht aber ins tägliche Leben und der Tages-
traum ins nächtliche. Der Tagestraum hat einen mehr
dualistischen Charakter. Das Subjekt erhält ein Objekt.
Der Vollblutkünstler ist mit allen Arten von Bildern und

Träumen vertraut, aber der rohe und ehrgeizige Dilettant kommt in Gefahr, aus irgendeinem seiner Bilder und Träumereien, ohne Fähigkeiten dafür, eine Realität machen zu wollen. Ihm gelingt kein Kunstwerk, dafür aber das Furchtbarste, was es geben kann: der Götze.

Ist aber das Phantasiebild des Künstlerdilettanten zum Götzen geworden, so ist er selber zum Pfaffen geworden. Die Eigenliebe jedes Menschen ist so groß, daß er leicht sich und das, was er hervorbringt, anbetet. Der Dilettant, der den Götzen geformt hat, ohne die wahre Bescheidenheit des Meisters einer Kunst, betet erst sich in dem Götzen an, unterjocht alsdann, in Gestalt des Götzen, eine möglichst große Menge seiner Mitmenschen und wird endlich selbst von dem Götzen unterjocht.

Wahre Religion hat nichts mit Unterjochung und mit Götzen zu tun, sie ist synonym mit dem Wort Frieden.

Nicht die Könige, sondern die Pfaffen, die Schöpfer der Götzen, haben die Welt unterjocht. Um der Götzen der Pfaffen willen ist das meiste Blut geflossen. Wo aber Blut um religiöse Dinge fließt, so fließt es immer nur um der Götzen willen.

Götzendienst ist die ärgste und furchtbarste Greuel. In der Reihe der Unterjochungen ist diese besonders grausig, die der schlechte Künstler durch sein schlechtes, angebetetes Werk erfährt. Er besitzt sein Werk und wird noch mehr durch sein Werk besessen. Also wird der Pfaff ein Besessener.

Unter diesen Besessenen lebt, statt des ewigen Friedens, der ewige Krieg. Wer von diesem ewigen Krieg erzählen will, der versinkt in Blut. Man spricht davon, daß im rohen Heidentum nicht selten Menschen den Götzen geopfert wurden. Zweifellos war es der Fall. Die Menschenopfer der alten Ägypter, Babylonier, Juden, der alten Karthager, Inder und Germanen sind

bekannt. Man glaubt, in diese Epochen wie in Zeiten überwundener Barbarei zurückblicken zu können. Aber diese Opfer sind sehr gering im Vergleich zu denen, die man indirekt den Götzen darbrachte. Was sind nicht in grausamsten Götzenkriegen, bis noch zuletzt im Dreißigjährigen Krieg, für unzählbare Menschenmassen geopfert worden! Wir haben einstweilen nicht den geringsten Grund, mit hochmütiger Genugtuung auf die Zeiten vor Christi Geburt herabzublicken.

Und auch auf die Zeiten der Christenverfolgungen von Nero bis Diokletian sollen wir nicht herabblicken. Sie sind aufgebauscht. Die schlimmsten Verfolgungen hatten Christen von Christen zu erdulden; Christen waren es, die christliche Brüder in unzählbarer Menge hinmordeten. Dagegen schrumpfen die sogenannten Christenverfolgungen des alten Rom zur Geringfügigkeit. Aber nicht nur katholische Christen haben in maßlosen Christenschlächtereien sich hervorgetan, sondern auch unter den Reformatoren floß in Strömen unschuldiges Blut. Richtet man den Blick auf diese Verhältnisse, so ist es nicht zu begreifen, wie Historiker noch immer eine Art Schuld der Gerichteten herauszutüfteln den Mut haben, statt die ungeheure schwarze Last von verbrecherischer Schuld zu sehen, die nur als finsterster Wahnwitz zu begreifen ist, der unersättlich mit Henkersschwert, Scheiterhaufen und jeder fluchwürdigen Folter gearbeitet hat. Götzendienner waren die Richter. Reißende Tiere sind barmherziger.

Die Religion der Zukunft ist Duldsamkeit!

1912

HERMANN STEHR ZUM FÜNFZIGSTEN GEBURTSTAG

Deutschland besitzt in Hermann Stehr einen Künstler von tiefgründiger Bildkraft. Es gibt keinen Vorgänger seiner besonderen Art. Die Welt, die sich in seinen

Werken spiegelt, hat den Charakter des Werdenden. Die Menschen darin erleiden die Not des Tons in Gottes formender Hand. Die Atmosphäre, in die sie gebunden sind, ist der verwandt, aus der die Gestalten Dantes ihr Leben nehmen.

Die Wurzeln Stehrscher Kunst liegen in jenem Humus, aus dem die gotischen Dome sich aufbauten. Die Renaissance ist für sie nicht dagewesen.

Möge Stehr bald so allgemein und voll gewürdigt werden, wie es sein tiefer Wert gebieterisch fordert!

1914

DER BOGEN DES ODYSSEUS

Bemerkungen

Auf Korfu begonnen, in Neu-Phalère fortgesetzt. Alsdann Prosaentwurf in Villa Piuma. Bis dahin alles Freiluftprodukt. Schließlich Diktat in Agnetendorf, Hauptteil und Abschluß in Castello Paraggi.

Bleibt dahingestellt, worin ich hätte wärmer, sinnlicher sein können. Ich empfand sehr wohl von Beginn an, daß ich einen andern Weg geführt wurde, als ich eigentlich im Sinne hatte. Allein dieser andere war kein Irrweg: wenn ich auch wieder dort stehe, wo er von dem eigentlichen abweicht.

Klarheit, Helligkeit, tiefe, geschlossene Form lasse ich dem Werk nicht absprechen. Ebensowenig Kraft und Tiefe. Solche Eigenschaften an ihm können Leute negieren, die eigene unzulängliche Eigenschaften zu Maßstäben nehmen.

Ich habe vielleicht das meiste Verständnis für dieses Werk außerhalb der zünftigen Kritik gefunden. Vielfach traf es als ein unliebsamer Fremdkörper in betriebsame, lokal und zeitlich verankerte Kotterien kritischen Kleinbürgertums.

Ich sah wieder einmal das literarische Blindekuhspiel

in vollem Gange. Nur daß dabei, umgekehrt wie im wirklichen, viele Blinde nach einem Sehenden schlagen. Sie schlagen mit Schilfstöcken wild aneinander vorbei in die Luft.

Wer keine bewußte Beziehung zur Natur kennt, nichts von den elementaren Beziehungen weder zur Scholle noch zur Woge an sich hat, wer die großen physischen und typischen Erlebnisse des irdischen Abenteuers nicht kennt und statt dessen nur solche, die sich unter künstlichem Licht in narkotisierter Luft zwischen Cafés, Restaurants, Alkoven und so weiter abspielen, der kann unmöglich einen Pulsschlag für das Werk mitbringen. Ebensowenig, wer verwachsen, hektisch, pervers, ohne einen Tropfen gesunden Blutes, in seine Krankheit vernarrt, das ungeheure Siechenhaus, dem er angehört, mit dem weiten reinen Raume des Himmels verwechselt.

Wer sollte sich etwa hindern lassen, durch tiefe köstliche Atemzüge starkes ursprüngliches Leben einzusaugen, und wenn auch nur durch den eigenen heiteren Daseinspuls, gegen das Kranke zu protestieren? Wem kann es verboten sein, das Auge und das Ohr von dem Geraspel abzuwenden, das unermüdlich gefräßige Holzwürmer im Gebälk morscher Baracken vollführen, oder von dem Zersetzungssproß, dem gewisse Laboranten die menschliche Natur unterwerfen, wobei zunächst ihre eigene der Fäulnis verfallen ist? Der Teufel mag jenen Affen zuschauen, die ihre Geilheit beim Five o'clock aushökern und Schamlosigkeit zum Grundsatz erheben. Was geht mich der Affe an und das Schauspiel, das er zu geben fähig ist. Ich habe nicht nötig, Entwürdigung mit Kühnheit, Lasterhaftigkeit mit Natur, Käfiginstinkte des Affen mit freier aufrechter Menschlichkeit zu verwechseln.

Odysseus bedeutet das Lebensabenteuer des Starken. Er bedeutet so ziemlich den ganzen Weg, den es

beschreibt. Er bedeutet den äußeren Weg und den inneren Weg: den inneren Weg, der treffender unter dem Begriff des Wachstums zu fassen ist. Der äußere Weg ist äußere Wandlung im Raum, die Wandlung des Wachstums geschieht in der Zeit. Aber der äußere Weg und der innere Weg führen beide den höheren Menschen zu seinem Ausgangspunkte, zur Scholle zurück.

Der äußere Weg schafft das innere Schicksal, wobei das Schaffende und Geschaffene allerdings nirgend die Einheit verleugnet.

Die eigentümlichen Schriftzeichen, die unter dem Namen Odysseus vereinigt worden sind, wollen von dem Leidensprozeß des Manneswachstums einen Begriff geben. Ein Drama ist ein Begriff, eine Abstraktion. Die Gestalten verhalten sich zum Gesamtbegriff wie Teilbegriffe. Mit dieser abstrakten Einheit soll eine reale Wahrheit, ein reales Gesetz im Bilde sichtbar geworden sein. Das Bild soll jene Magie enthalten, die es zu einem täuschenden Schein der realen Welt erhebt. Der täuschende Schein dieses Dramas will unter anderem den Kreislauf des Lebens von Ausgangspunkt zu Ausgangspunkt anschaulich machen. Und was also nochmals den Teilbegriff, die Gestalt des Odysseus angeht, so will er, sagen wir, den höchsten Begriff vollendeten menschlichen Schicksals hinstellen.

Will man sich einen tausendjährigen Eichbaum ansehen und bei seinem gewaltigen Wurzelsystem etwa des ersten Keimes, bei seinem Stamm des ersten fadendünnen Stengels gedenken und so alles an ihm prüfend nach rückwärts vergleichen, so wird man von seinen Wandlungen, seinen Leiden, seiner Kraft, seinen Erlebnissen, seinen Erkenntnissen einen Begriff bekommen. So viele Geschlechter von Menschen haben von Geburt zum Tode in seinem Schatten geweilt. Tausend Winter haben seine Krone entblättert, ebensoviele Sommer sie neu belaubt. Unzählbare Generationen von Vögeln

sind, wie Gedankenschwärme durch ein Menschenhaupt, durch sie gezogen und haben in ihr geweidet. Er hat unzählbare Schweine gemästet. Ihn traf der Blitz etwa alle hundert Jahre einmal. Er war ausgehöhlt vom Insektenfraß. Die Spechte kamen, ihn zu reinigen. Auch solche hilfreichen Spechtgedanken hat das Menschenhirn. Der alte Eichbaum mußte sich Tag und Nacht, jahraus, jahrein, wider Blitz, Hagel, Trockenheit, die Äquinoktialstürme nicht zu vergessen, durchsetzen. Aber nun steht er endlich da, und die Härte seines Holzes, die Mächtigkeit seines Stammes, die Muskelkraft seiner gewaltigen Äste, die Riesenhaftigkeit seiner Gestalt bedeuten ein ehrwürdiges Monument ebenso seiner Leiden als seiner Kraft.

Ein ähnliches Monument zu sein, ist die immanente Forderung des Odysseus. Aber bis es uns anders bewiesen wird, müssen wir doch für den Menschen ein anderes höheres Leben als für den Eichbaum in Anspruch nehmen. Die Pflanze, so steht zu vermuten, erfährt sich selbst nicht so wie der Mensch. Der Mensch allein ist in das immer weiter und weiter sich enthüllende Wunder hineingestellt. Er allein, der zwar sein Hervorgehen in die Form des Leibes nicht ins Bewußtsein bringen kann, macht sich mit Bewußtsein reif für den Untergang und findet im Vollbesitz seiner höchsten Kräfte jene Gelassenheit, die allerdings vielleicht seine Wurzeln unmerklich aus dem Erdboden lockert, so daß sich eines Tages auch ohne Sturm der Riese willig und durch eigene Schwere gezogen zum Tode neigt.

Sollen wir dieses große Erlebnis des Menschen nicht eines Tages über die Angelegenheiten von Gevatter Schneider und Handschuhmacher stellen dürfen, ob es auch wirklich nichts für sie bedeuten kann?

Villa Costanza, 14. März 1914

I

Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft gibt mir die ehrende Anregung, das Wort zu ergreifen, in einer Zeit und zu einer Frage, die den Kern ihrer Existenz zu bedrohen scheinen.

Die Zeit ist die des deutsch-englischen Krieges. Die Frage lautet: Ist der Kultus des Dichters, den eine englische Mutter geboren hat, in Deutschland fortan noch erlaubt?

Nun also: Ja! Er ist erlaubt. Und nicht nur erlaubt: er ist geboten!

Die gleiche Antwort hat sich selbst die organisierte Shakespeare-Gesellschaft sicherlich längst erteilt, und um sie her, einem menschlichen Schutzwall gleich, stehen die Scharen der unorganisierten Shakespeare-Gesellschaft: ein Volk, das im selben Sinne antwortet.

II

So sehr der Krieg auch immer seinem gefährlichen Wesen nach geneigt sein mag, über die ihm angewiesene Norm hinauszugreifen, besteht diese Norm. Die völkerrechtliche Beschränkung des Krieges erfährt zwar Verletzungen, aber sie wird dadurch nicht aufgehoben.

Darum verwirft man das Franktireurwesen. Hier greift zur Waffe jemand, dem als einem ewig Friedlichen mitten im Krieg der Frieden im Prinzip gewährleistet wurde. Er hat sich so außerhalb allen Rechtes gestellt und geht jeden Schutzes verlustig.

Selbst wenn fünfzehn Millionen Menschen eines Volkes die Waffen ergriffen hätten, würden, etwa in Deutschland, fünfundvierzig Millionen friedlich geblieben sein. Es ist ihre Pflicht, die Werke des Friedens weiter zu leisten. Die Kraft des Krieges verhält sich doch immer nur zur Friedenskraft einer Nation wie

die Flamme zu Docht und Öl. Wie groß aber ist in diesem Sinne die Friedenspartei, wenn wir alle kriegsführenden Nationen in Betracht ziehen?

Den zerstörenden und vernichtenden Tendenzen des Krieges sollen, so will es die völkerrechtliche Norm, die schaffenden und erhaltenden des Friedens nicht geopfert werden. Also, heißt es, säe der Landmann seine Saat, das Weib gebäre und nähre Kinder, Handel und Wandel gehe außerhalb der Schlachtfelder seinen Gang.

Selbstverständlich wird nun alle geleistete Arbeit schließlich dem ethischen Zweck des Krieges zu Diensten stehen: aber es würde diesen Zweck vernichten, würde ein Verbrechen an Nation und Menschheit sein, wollte man den Bauer dazu mißbrauchen, etwa die Ernten des feindlichen Volkes zu verbrennen, wollte man die Mutter zum Morde der feindlichen Kinder anstiften, und ähnliches mehr.

Auch im Kriege also verbleibt ein ewiger Friedens- und Kulturbestand. Wer vermöchte die schrecklichen Folgen zu schildern, wenn man auch ihn grundsätzlich dem Kriege auslieferte!

In diesem Bereich liegt nun auch ein ideeller Allgemeinbesitz, ein Schatz der Menschheit, in den die Völker aller Zeiten und Breiten ihr Höchstes gelegt haben: nicht Kronen, Szepter, Juwelen und Gold, wohl aber die Gesänge Homers, die Bücher der Bibel, die Werke Dantes, Shakespeares und Goethes, die Partituren Bachs und Beethovens und, Gott sei Dank, unzählige andere unvergängliche Werke der Wissenschaft, der bildenden Kunst und Literatur.

Kein Deutscher von Einsicht wird wider sie Krieg führen.

Ich weiß, das Gesagte findet bei uns keinen ernstlichen Widerspruch. Wir sind und waren nie eine Kaspar-Hauser-Nation. Warum sollten wir jetzt jene

großen Eigenschaften aufgeben, die uns befähigt haben, alles sogenannte Fremde zu genießen, was aufgespeichert im geistigen Schatzhaus der Menschheit ruht? Ein Unterliegen in diesem Kriege — es kann nicht eintreten! — müßte Deutschland physisch einengen: um so wichtiger wäre es dann, den allgemeinen einen Gott, die gemeinsame Luft, das gemeinsame Himmelslicht nicht auszuschließen. Ein Sieg, der Deutschlands physische Grenzen weiten, der dem Deutschen ein unübersehbares Feld des Wirkens eröffnen müßte, fordert erst recht den erweiterten geistigen Horizont. Nein, wir wollen nichts wissen von Schrumpfungen unserer Geistigkeit. Niemals kann das deutsche Gehirn in einen so primitiven Zustand zurück sinken, daß in seinem Bewußtsein Lehre und Leben seiner größten Männer, eines Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Kant, vergessen oder verachtet sind.

Das Stärkste im Nationalen ist auch immer das Stärkste im Allgemeinmenschlichen. Gesunde Wurzeln, im nationalen Boden verklammert, tragen immer die allgemein genießbare Frucht. Es gibt für ein starkes und edles Volk nur immer die eine höchste und letzte Pflicht, durch Leistungen für die gesamte Menschheit seiner Stärke würdig zu sein. Um aber auf diesem Felde sowohl geben als auch empfangen zu können, bedarf es unter den einzelnen wie zwischen den Völkern unbehinderter geistiger Kommunikation. Kann man ein Land nicht luftdicht abschließen, weil man darin alles Leben ersticken würde — auch wenn es praktisch ausführbar wäre — um so weniger kann man es geistig abschließen. Läßt sich die Luft von den Grenzen nicht ausschließen, als ein physisches Lebenselement, um wieviel weniger das feinere, geistige. Ist dieses doch an sich grenzenlos und deckt sich nur mit dem unendlichen Raum. Eine solche Zweieinigkeit: was sind ihr Grenzpähle!

Man erschrickt, wenn man in diesem Zusammenhang plötzlich wieder Shakespeares gedenkt. Goethe sagt: „Man kann über Shakespeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich.“ — Wer sind wir, daß wir uns herausnehmen dürfen, ihn anzugreifen oder ihn zu verteidigen?

Jedenfalls hat das Wunder des Shakespearewerks die Eigenschaft, daß es von jedem nach Maßgabe seiner eigenen Kräfte mehr oder weniger tief genossen wird. Es bietet sich allen, schenkt sich jedem, ob er tief oder flach, roh oder zart, Analphabet oder Mensch von Bildung ist. Aber nur ganz wenige ahnen seine esoterischen Tiefen.

„Die Handlungen des Universums zu messen, reichen des Menschen Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, ist bei seinem kleinen Standpunkte ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge.“

Solche Worte Goethes an Eckermann enthalten jene Wahrheit, die dem Schaffen der größten dramatischen Ingenien, insonderheit aller Tragiker, zugrunde liegt: es macht die einmalige Erscheinung eines bestimmten Tragikers aus, wie er sich zu dieser Wahrheit verhält und wie sie sich im Ganzen seines Werkes offenbart.

Denn diese Wahrheit wird vom Gemüt des Dichters nicht etwa gleichgültig, sondern mit immer erneuten Schmerzen hingenommen, ein Verhältnis, darin Wurzel und Wesen seiner Tragik zu suchen ist.

Dieselbe Tragik sieht der Dichter auf seine Mitmenschen, auf die Menschheit, ausgedehnt. Und weil Liebe, nach der Begründung des großen deutschen Philosophen, Mitleid ist und der Dichter die Menschheit im Tiefsten liebt, so muß er mit ihr auch im Tiefsten mit-

leiden: er muß es doppelt, weil er unter dem Zwange des Sehers die grausame Wahrheit der menschlichen Blindheit aufzudecken gezwungen ist.

Aber die Vernunft des Menschen, die trotz ihrer Beschränkung ein Geschenk der Gottheit ist, ist im Handel und Wandel der Menschheit selbst nicht das Herrschende, vielmehr wird sie durch beschämende Fehlschläge ihrer Versuche, sich durchzusetzen, durch Blindheit der Triebe und Leidenschaften, durch das Walten von Irrtum und Zufall mehr als eingeschränkt.

Die Schöpfung Shakespeares enthüllt das Urdrdrama, das mit Leben und Tod, Liebe und Haß, Blut und Tränen, Honig und Galle gesättigt ist, worin Wahn und Sinn einen Wahnsinn ausmachen, vor dem höherer Sinn ins Entzagen flüchtet: einen Wahnsinn, mit dessen verschiedenen Formen sich die Menschheit zersetzt, zerreißt und zerfleischt.

Der Tragiker hat diese Welt nicht etwa unbesehen, wie Mönch oder Nonne, als unvernünftig weggeworfen. Er hat sie zuerst im Tiefsten bejaht, und nur dadurch ward er befähigt, sie ebenso zu verneinen. In jedem einzelnen seiner Dramen wird Bejahung und Verneinung sogar unlöslich verbunden sein.

Der Fall des Lear ist ein Einzelfall, aber er kann von dem in Bejahung und Negation gleich grausamen Blick des Sehers einen Begriff geben.

Der gute Vater Lear verfolgt die gute Tochter Cordelia. Der gute Vater Gloster verfolgt Edgar, den guten Sohn. Gute Tochter und guter Sohn, auf den Kehrichthaufen geworfen, werden die Stützen ihrer Verfolger. Grausamste Bestien unter Menschen, Lears übrige Töchter, werden von ihm als Muster der Tugend erkannt. Für Wohltat spannen sie ihn auf die Folter. Der alte Gloster ist, sehend, blind. Er hat seine beiden Augen, ohne zu sehen. So stürzt er ins Verderben. Als er sein Augenlicht verloren hat, gelingt es ihm nicht, auf dem

Felsen bei Dover. Dort floh er den Abgrund, sehend, und fiel hinein; hier suchte er ihn, blind, und kann ihn nicht finden. Die Starken sind es, die dem Fatum nicht ins Antlitz sehen und — unterliegen: sie werden vom Wahn durch unsägliches Leiden zum Wahnwitz geführt. Das wird aus den Herrschenden, das wird aus den Weisen, indes der Narr von Beruf den Wahnsinn nur spielt. So ist der Schwache, der dem unentrinnbaren Schicksal ins Auge sieht, nun gerade zum Starken und Weisen geworden.

Die Tragik liegt nicht etwa nur in dem Falle Lear. Sie liegt in der ganzen Formel des blinden, vernunftlosen Lebens.

Über dem Theater zu Athen ist das Haupt der Medusa am Felsen der Akropolis angebracht: wer es ansieht, verfällt dem Wahnsinn, außer er habe die Weihen des großen Tragikers. Aber auch sein Beruf ist ein Leiden und bleibt ein Sichwehren wider das Tragische. Seine Kunst ist in diesem Betracht ein Ringen mit Gott.

So wird, begreiflicherweise, von den meisten der Menschen die Tragödie abgelehnt oder nur in abgeschwächter Form geduldet und aufgefaßt. Ja, man hat immer und jede Tragödie in einem berechtigten Selbst-erhaltungsquietismus um ihr Stärkstes gebracht und also die Medusa verschleiert. Aber trotzdem Goethe sagt: „Was ist denn überall tragisch wirksam als das Unerträgliche?“ — und wenn auch die großen Tragiker im Flusse ihrer Gestaltungen ein Gemisch von Kampf, Wut, Haß, Verrat, Hohn, Schadenfreude, Blindheit, Dummheit, Niedertracht, Erotik, Eisen und Blut zeigen, hinter dem sie selbst mit einem Narrenszepter zu sehen sind, so bleiben sie doch die Verwalter eines Urmystériums, und diese „kundigen Thebaner“ des Lebens wirken aus der vielleicht tiefsten und erhabensten Form der Frömmigkeit.

Der Heros ist tot und schon dadurch allein den Kämpfen einzelner wie der Parteien und Nationen entrückt. Lebte er aber, mit dem ihm eigenen Wissen, der ihm eigenen Schmerzenserfahrung, es würde ihm von keiner Partei und von keiner Nation etwas zu geben oder zu nehmen sein. Er hat seinen „Timon von Athen“ und — mehr — seinen „Coriolan“ geschrieben.

Im Erhabenen unbeugsam, nicht weiter zu erniedrigen in der Erniedrigung, ist Shakespeare Timon, ist Coriolan, er ist Macbeth, Othello, Lear, er ist Falstaff, ist Bardolf und alles andere, vor allem aber hat er seine arme und so unendlich reiche Seele in einer Verkleidung, der des Narren, ins Bild gestellt.

Moissi spielte den Narren in „Was Ihr wollt“. Ich vergesse das Antlitz des zum Tode traurigen Spaßmachers nicht, wenn er im letzten Akt vor die Rampe tritt, um seine schwermutsvolle Moral herunterzuleiern. Ich wurde an Golgatha erinnert. In einem Augenblick ward meine Seele durch die Schlachtfelder, Schlafzimmer und Schreckenskammern der Königsdramen, mit Hamlet über die Terrasse von Helsingör bis zum Schädel Yoricks, an den Leichen Opheliens, Desdemonas, König Duncans und, ach, wie vieler anderer vorübergeführt: — „Hop heisa, bei Regen und Wind!“

Das war mehr als des Narren, das war Shakespeares Geist. Es war sein Antlitz, einem gemarterten und gekreuzigten Gotte ähnlich.

Wär' mir's nicht untersagt,
das Innre meines Kerkers zu enthüllen,
so höb' ich eine Kunde an...

Es gibt kein Volk, auch das englische nicht, das sich ein Anrecht wie das deutsche auf Shakespeare erworben hätte. Shakespeares Gestalten sind ein Teil unserer

Welt, seine Seele ist eins mit unserer geworden: und wenn er in England geboren und begraben ist, so ist Deutschland das Land, wo er wahrhaft lebt.

1915

HUMOR

Humor ist Scharfsinn an sich. — Humor ist zugleich die tiefste Schätzung und die tiefste Geringschätzung. — Humor erhebt über den Wunsch zu fliegen und über die Notwendigkeit zu gehen. — Humor hält den Dachdecker auf dem Kirchturm und schickt den Bergmann in die Grube: er ist da, steckt unter dem größten Ernst und tut seinen Dienst, den der Ernst allein nie leisten würde. — Humor ist das Wappen des Weltüberwinders: *in hoc signo vinces!* — Humor ist kein Lachreiz für Toren, sondern allein für Weise. — Humor ist adlig. — Humor ist in seiner Domäne, wenn er über den Ernst... nicht lacht! — Humor ist das wahre Echo des Schweigens Gottes. — Humor ist gelebte und gelachte Erkenntnis. — Humor ist Erkenntnis der Grenze, verbunden mit grenzenloser Erkenntnis. — Humor vereinigt das Bescheidenste und das Unbescheidenste in einem Gelächter. — Humor löst den Willen ab, wenn er ruhen muß. — Humor ist nicht unsterblich, auch Humor ist verwundbar; aber der letzte Widerstand, den der Mensch leisten kann, ist der des Humors. — Humor läßt nie fallen, trägt immer: er befreit immer, schlägt nie in Fesseln. Er schlägt die sichersten Brücken, er verfeindet nie. — Humor habe das letzte Wort: der Leichtsinnigste und der Schwersinnigste sollen Hochzeit machen und ihn wieder zeugen, wenn er einmal austreiben will.

1915

OSKAR SAUER

Wer über Oskar Sauer nachdenkt, kommt zu dem Schluß: der wahrhaftigste Mensch allein hat Eignung zum größten Schauspieler. Danach wäre das Wesen der Schauspielkunst nicht Täuschung, sondern Wahrhaftigkeit — nicht Maskerade, sondern Demaskerade — nicht Mummenschanz und Versteckenspiel der Seele, sondern Enthüllung und Offenbarung. So ist es auch.

Von einer ähnlichen Überzeugung scheinen die auszugehen, denen Schauspielkunst eine Art schamloser Preisgabe bedeutet. So urteilt Bürgermoral: aber gleichwie die Wissenschaft untersteht auch die Kunst einer anderen, eigenen. Sie adelt den Künstler, der sich vermöge der hohen Idee universeller Menschlichkeit begreift, sein Selbst erhöht und es in ein zweites, höheres Leben steigert. Das reichste Menschentum verfällt, wenn dies Verfahren in Verfall gerät.

Es ist wohltätig, reinigend und erhebend, die Gestalt Oskar Sauers, des großen Darstellers, sich hervorzurufen. Man wird es oft tun, um den Glauben an das deutsche Theater, seine Kraft und Sendung aufrechtzuerhalten. Aus seinem Wesen und Wirken ist eine ganze Dramaturgie abzuleiten, die eines der wertvollsten Vermächtnisse für die deutsche Schaubühne sein könnte. In Sauer verkörpert sich ihr wahrhaft schöpferisches Vermögen, ihre Moral und höchste Würde.

1916

SHAKESPEARE-VISIONEN

Einleitung zum dritten Druck der Marées-Gesellschaft

Diese Blätter enthalten Shakespeare-Visionen moderner Künstler. Hier entzündet sich Phantasie an den Gesichten, die der Seele des großen Briten entstiegen und von seinem inneren Auge zuerst wahrgenommen worden sind. Die wiederholten Gesichte haben neue

Gestalter und neue Gestalt gewonnen, durch die sie sichtbar bleiben und fortwirken.

Die Vision des Dichters hat eigentlich keine Sichtbarkeit. Sie geht von Einbildungskraft zu Einbildungskraft mittelst krauser Zeichen. Einbildungskraft jedoch nennt Kant ein blindes Vermögen der Seele.

Vielleicht wird jede Shakespeare-Vision durch jede äußere Sichtbarkeit abgeschwächt: durch die des Pinsels, des Griffels sowie der Bühne, weil sie allein in dem blinden Vermögen der Seele ganz zu Hause ist. Aber was kann man über das Geheimnis des Hin und Her von geschriebener Sprache und innerer Apperzeption überhaupt aussagen?

Oder was wissen wir über den Schöpfungsprozeß, der den Visionen und Gestalten Shakespeares ihre besondere Art von Realität, Dauer und Weihe gibt? Eines von Shakespeares Dramen heißt „Der Sturm“. Vielleicht kann man den Sturm als Symbol des Schöpfungsprozesses gelten lassen. Es geschehen vielleicht in der Dichterseele Ballungen stürmender Rotation, erzeugen im Verdichten Wärme, Licht und zuletzt das Leben. Dabei ist etwas wie Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman.

Überhaupt: Ormuzd und Ahriman, Gott und Teufel, bekämpfen sich, und Schauplatz dieses Dramas ist des Menschen Brust.

So wäre denn jeder Mensch Dramatiker? Ich meine, daß es so ist. Goethe suchte die Urpflanze. Man könnte mit mehr Recht nach dem Urdrdrama, und zwar in der menschlichen Psyche, suchen. Es ist vielleicht zugleich der früheste Denkprozeß.

Ursprung alles Dramatischen ist jedenfalls das gespaltene oder doppelte Ich. Die beiden ersten Akteure hießen homo und ratio, oder auch „du“ und „ich“. Das primitivste nach außen zur Erscheinung gebrachte Drama war das erste laute Selbstgespräch. Die erste

Bühne war nirgend anders als im Kopfe des Menschen aufgeschlagen. Sie bleibt die kleinste und größte, die zu errichten ist. Sie bedeutet die Welt, sie umfaßt die Welt mehr als die weltbedeutenden Bretter.

Der Seher und Schöpfer großer Dramen bedarf allerdings nicht nur der Einbildungskraft, sondern auch der Ausbildungskraft. Er ist Bändiger und Verdichter des Sturms, Schöpfer, Demiurgos einer neuen, inneren Himmels-, Erden- und Menschenwelt, über deren Geschicken er mit der Zauber gewalt eines Prospero waltend schwebt, auch bewirkt, daß diese ganze seiende und nicht-seiende Schöpfung anderen im göttlichen Lichte der Kunst erkennbar wird.

Prospero-Shakespeare ist dieser Zauberer. Niemand hat so wie er die Gewalten magischer Täuschungen in der Hand. Wir unterscheiden seine Welt des Scheins in vielen ihrer Gestaltungen nicht von der Wirklichkeit. Wem wäre zum Beispiel Falstaff nicht eine Realität! Kein Mensch ist es mehr, dem man irgend im Leben begegnet und nahe gewesen ist. Er wirkt so real wie ein Schauspieler, der ins Theater ging, um zu spielen, und den man hernach bald da, bald dort auf der Straße trifft. Sein Leibgericht und Getränk kennen die Weinwirte. Man weiß nicht nur, wie es um seinen Geldbeutel, sondern auch, wie es um sein Hirn, sein Herz, seine Leber beschaffen ist.

Es gibt unter den Dichtern keinen, der es uns so leicht macht, die Fiktion aufrechtzuerhalten, als hätten wir es in seinen Geisteswerken nicht mit Erdichtungen, sondern mit Wirklichkeiten zu tun. Der Zauber, das göttliche Blendwerk dieses Prospero, ist unergründlich und unübertrefflich. „Man kann über Shakespeare nicht reden, es ist alles unzulänglich“, sagt ein Goethewort. Also tritt der Sprecher zurück und gibt denen Raum, die als Künstler bilden, nicht reden.

Die Schweiz feiert den neunzehnten Juli dieses Jahres, da vor hundert Jahren am gleichen Tage Gottfried Keller, einer ihrer besten Söhne, geboren wurde.

Obgleich Keller wie kein anderer Schweizer Dichter neben ihm durchaus Schweizer ist, reicht das Wipfel- und Wurzelsystem dieses Baumes über die Schweizer Grenze weit hinaus, in die deutsche Welt.

Deren heilige Not, die tiefe Tragik ihres augenblicklichen Zustandes darf uns Deutsche nicht hindern, mit voller Seele an dieser schweizerischen Feier teilzunehmen. Wir haben finstere Tage erlebt; gedenken wir um so mehr der gesegneten: der, an dem uns Keller geschenkt wurde, war ein froher, gesegneter Tag.

Es ist gleichgültig, wo Keller zuerst erkannt und geliebt wurde. Wichtig ist nur, daß man ihn überhaupt erkennt und liebt: dennoch wollen wir uns das Verdienst, ihn am frühesten erkannt, ihm die Ruhmesleiter gehalten zu haben, nicht schmälern lassen. Und dafür ist die kleine, große Schweiz uns ewig Dank schuldig.

Viel größer freilich ist unsere Dankesschuld an die Schweiz, durch die uns der Dichter geschenkt wurde.

Über Kellers Werk sich in diesem Augenblick eingehend zu verbreiten, erübrigts sich: es ist bekannt und ist klassisch geworden. Dieses wundervolle Denkmal poetischer Gestaltungskraft könnte nur mit der deutschen Sprache, dem deutschen Wesen selbst untergehen.

Überdies: echte Dichtung steht über allem, was von ihr gesagt werden kann. Wäre es anders, sie hätte keinerlei Beruf und Berechtigung. Was sollte man einem poetischen Körper wahrhaft hinzufügen können, der durch und durch Ausdruck, und zwar sein eigener, höchster Ausdruck ist? Worte, die seine Qualitäten wiederholen wollen, erreichen sie nie, hüllen ihn meist

nur in Nebel und können höchstens auf ihn hinweisen.

Überdies: jedes poetische Kunstwerk ist ein Mysterium schon seines immateriellen Stoffes wegen, einer Art sprachlichen Tones, den ich hier einmal als ein jener paradiesischen Erde Verwandtes nehmen will, aus der Jehova den Adam formte. In reinem Zustand wird diese olympische Erde wohl nicht mehr zu finden sein, aber ebensowenig ein Werk der Kunst, dem sie nicht beigemischt wäre.

Will man dies einmal gelten lassen, so wird man den irdisch-himmlischen Körper Kellerscher Kunst als ein Gemisch von spezifisch schweizerischer Erde mit olympischer ansehen. Keller hat diese Mischung geliebt. Es würde schwer zu entscheiden sein, ob sein Herz mehr zum himmlischen oder zum schweizerischen Mischungs- teil hingeneigt hätte, wenn er auf einen von beiden hätte verzichten müssen.

Keller, der seelenruhige Betrachter, lehnt, versonnen, gleichsam aus dem Giebelfenster eines Patrizierhauses, betrachtet die Leute auf der Gasse, betrachtet, was im Hause gegenüber, was auf den Dächern, was an den Berglehnern über und hinter den Dächern, in Wald, Feld, Weide und Weiler geschieht. Er ist mit der Seele auf dem Rathaus und erwägt das Schicksal von Stadt und Vaterland. Insoweit ist er schweizerischer Rats- herren- und Bürgergeist, wenn sich auch sein Betrach- tertum zum Sehertum steigert! In seiner Werkstatt ist er ein anderer.

Auf dem Marktplatz in Altdorf sieht man noch heut die Eidgenossen in den Ring treten und ihre Angelegenheiten in der Weise verhandeln, wie es in der Tiefe der Zeiten bei den germanischen Gemeinfreien üblich war. Die alten städtischen Geschlechter der Schweiz haben mit ihren Vorfahren im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert noch einen ziemlich realen Zu- sammenhang, während nach den Stürmen und Spring-

fluten, die verheerend über Deutschland gegangen sind, ein ähnliches Verhältnis selten ist. Die Schweiz, von Kriegsstürmen seit Jahrhunderten unberührt, stützt sich zudem auf ein pietätvoll-eigensinnig-konservatives Altbürgertum. In diesem aber ist viel gutes Mittelalter erhalten geblieben. Dadurch mag sich eine Empfindung rechtfertigen, die mir Keller in seiner Werkstatt als einen Verwandten etwa Peter Vischers, des Erzgießers, oder einen verspäteten Wenzel Jamnitzer erscheinen lässt, der seinen Kunstfleiß und seine geduldige Bildkraft auf das neunzehnte Jahrhundert überträgt.

Kellers Werk ist gewachsen und ist gearbeitet. Es ist, natürlich im übertragenen Sinne, gegossen, gehämmert, gefeilt. Es hat jenes Köstliche an sich, was recht wohl mit reicher Goldschmiedekunst vergleichbar ist. Aber es geht in seinem beweglichen Glanz, in der unausweichlichen, lebendigen Realität seiner Gestalten darüber hinaus. Es ist durchdrungen von kindhaftem Lebensglück. Davon ist ein Vibrieren in seinen kleinsten Teilen. Es ist durchleuchtet von einer warmen Festlichkeit, jener wundervollen Festivitas aller wahren Kunstwerke. Die deutsche Romantik ist dagewesen: das Kellersche Werk verleugnet sie nicht. Allein die Romantik hat keinen Gestalter von gleicher Kraft und gesunder Männlichkeit.

Kellers Kunst ist im wesentlichen jugendlich. Der Dichter ist reif, aber niemals alt geworden. Das Lachende eines Zürcher Frühlings- und Sommertags ist ihm treu geblieben. Als Dionysier liebte Keller den Wein. Unvergesslich ist mir ein echter Meistersingertag, an dem Zürich sein großes Frühlingsfest, das Sechseläuten, feierte. Ich hatte das Glück, das wundervolle Schweizer Kleeblatt, die großen Drei: Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Arnold Böcklin, einträchtig miteinander im hellen Sonnenlichte dem Dämmer einer Weinstube entgegenstreben zu sehen. Und ich bin überzeugt, daß

die Sonne der Schönheit in den goldenen Schalen beim
Gastmahl Platons nicht köstlicher gefunkelt hat als im
Weine Gottfried Kellers und freilich auch in den Gläsern
seiner erlauchten Genossen.

1919

GELEITWORT ZU „RHYTHMEN“

Zehn Steinzeichnungen von Ludwig von Hofmann (Neue Folge)

Ob man auch wenige Blätter eines bedeutenden Künstlers vor Augen hat, sie werden sein gesamtes Werk vor die Seele rufen. Das Werk Ludwig von Hofmanns ist durch und durch Kultus der Schönheit. Es ist damit wenig gesagt. Der Streit über das Wesen der Schönheit ist noch nicht ausgetragen. Wir wollen ihn nicht entscheiden. Das Werk Ludwig von Hofmanns überträgt in die willig erschlossene Seele Heiterkeit, Freude, Rausch, Glanz. Die Gestalten des Werkes — Mensch, Tier — haben die Aura von Göttern, oder sie leben in Götternähe. Sie trinken den gleichen Äther mit Zeus und Helios. Besonders diesem Gotte scheint das in ewiger Jugend freudeatmende Menschengeschlecht entsprossen zu sein und den Sonnenrossen die Hofmannschen Pferde.

Selige Mädchen, selige Knaben, selige Kindlein, Tänzerinnen, Badende, Licht- und Freudeberauschte überall, allüberall. Überall auch die keusche Nacktheit des Griechentums. Ob dieser Künstler Pinsel, Farbstift oder Holzschnittmesser führt, es ist immer ein Suchen, nach dem entschwundenen Lande der Griechen, mit der Seele. Die Zartheit, die Reinheit, die Innigkeit seiner Hand in diesem Betracht erinnert an Hölderlin.

Wie seltsam, wenn man von diesem Suchen und Finden des entschwundenen Landes der Griechen den Blick auf die grundstürzenden Geschehnisse unserer harten

Zeiten abirren läßt. Beinahe ist es, als blickte man von der Mondinsel Leuke auf eine verfluchte Erde hinunter. Als weltfern und weltfremd könnte man diesen Gestalter mit Pinsel und Stift ansprechen, ihm etwa auch einen Mangel an Ernst vorwerfen, träten nicht essentielle, vom reinsten Feuer des Lebens durchglühte Gebilde aus ihm hervor, die als solche nach einem Recht auf Dasein nicht zu fragen haben, und läge nicht Flucht in jeder Art Eigenleben, das sich erhalten und durchsetzen will. Hier ist also kein Mangel an Tiefe, kein Mangel an Ernst, kein ruchloser Optimismus, wie Schopenhauer es nennen würde, sondern aus dem gesättigten Humus, aus dem Kampf- und Gräberfelde der Erde, darin ihre Wurzeln sich ausbreiten, erhebt sich die überirdische Blume dieser Kunst.

Agnetendorf, im Sommer 1921

ARTHUR NIKISCH ZUM GEDÄCHTNIS

Wir trauern um Arthur Nikisch. Musik soll erklingen; aber nicht mehr seine Hand ist es heut, die ihr Maß und Rhythmus vorzeichnen wird. Sie tat mehr, diese Hand. Wir sagen besser: sie taten mehr, diese seine Hände, diese zauberkundigen Geschwister. Die Rechte, die den Stab führte, bedeutete den Willen, das Wecken-de, das Beherrschende. Sie sprach das „Fiat!“: es werde Licht! Und es ward Licht. Sie schied, ordnete das Chaos, sonderte Wasser, Erde, Himmel, Licht, Finster-nis, unendlich viele Grade des Lichtes und der Finster-nis. Sie weckte Stürme, ließ sie zu Orkanen anwachsen und gebot ihnen. Da verstummten jäh Luft und Meer. Luft und Meer waren ihr gehorsam. Aber die unvergeß-liche Linke des Meisters, was tat sie? Sie weckte nicht; sie beschwichtigte! Sie gebot nicht, sie überredete! Sie eigentlich war es, die musizierte; sie eigentlich machte Musik; sie machte die Schöpfung der Rechten — Himmel,

Erde, Licht, Finsternis, Meer und Sturm — zur Musik. In ihr lag der orphische Zauber, der allen unvergeßlich ist, die je daran teilnahmen.

Mit Arthur Nikisch ist eine Epoche des deutschen Musiklebens dahingegangen. In der Einmaligkeit der Gestalt liegt ihr Köstlichstes, solange sie lebt, liegt das Unwiederbringliche, wenn sie entschwunden ist. Den nach uns Kommenden wird das herrliche Musikphänomen Nikisch weder vorhanden sein noch vorhanden gewesen sein. Immer wieder: wie seltsam und schmerzlich dieser Gedanke!

1922

GRUSS AN HERMANN STEHR ZUM SECHZIGSTEN GEBURTSTAG

Lieber Freund Hermann Stehr,

leider kann ich nicht persönlich unter denen sein, welche den Festtag deines sechzigsten Geburtstages mit dir feiern. Um so inniger verbunden bin ich dir an diesem Tage im Geist. Du weißt, daß ich dir tagtäglich Gutes wünschen muß. Trotzdem siehst du mich in der Menge der Gratulanten, dir alle meine Wünsche aus Herzensgrund erneuert, erweitert und vertieft wiederum darbringend und nicht zuletzt meine Dankbarkeit.

Du hast mir diese Dankbarkeit, wie allen, die es kennen, durch dein Werk aufgenötigt, dieses starke Werk, in dem sich deine besondere Welt erschließt. Sie trägt einen erhabenen, einen dantesken Zug, trotzdem ihre Gestalten meist einfache Bauern und Handwerker sind. Nein, das Wort „einfach“ muß ich zurücknehmen. Mit dem erblichen Vorurteil, als ob diese Menschen einfach wären, hast du gründlich aufgeräumt. Mit dem göttlichen Grubenlichte deines hohen Ingeniums läßt du rätselvolle und furchtbare Tiefen in ihnen auf-

leuchten. Und selbst die Oberflächenerscheinungen ihrer Wesensart sind noch tief genug, um des Lotes zu spotten.

Der Reichtum deiner Bücher bietet sich freilich nicht jedem ohne weiteres dar. Man muß auf gewisse Weise um ihn werben. Dann aber wird man finden, daß Werben kaum voller und tiefer belohnt werden kann. Es ist nicht der Ort, es ist nicht der Augenblick, um dies im einzelnen nachzuweisen. Man könnte aus deinem Werk ein Brevier von knapp geprägten Weisheitsworten zusammenstellen, und man hätte, von anderem abgesehen, deiner Art, die sogenannte tote Natur zu beleben, ein sehr ausführliches Kapitel zu widmen. Ist man doch oft versucht, anzunehmen, daß deine Psychologie vor Bäumen und Steinen nicht haltmache.

Lieber Stehr, ich sehe dich als einen Mann stärkster Grundständigkeit. Dein Geist ist kein wandernder, sondern mit deinem ganzen Wesen wie ein starker Baum im Granite Schlesiens verankert. Es ist ein mächtiges Wurzelsystem, aus dem sich der Stamm, aus dem sich der Wipfel dieses Baumes ernährt. Gott weiß es, daß er nicht unbeweglich ist. Er hat mit den Stürmen aller Lebensalter und Jahreszeiten sieghaft gerungen und ihnen ihr Geheimnis entwunden. Aber bei alledem hat er den Standpunkt weder gewechselt noch wechseln können, noch darf er es tun. Nur auf diese Weise erfährt er Dinge, die uns Wandernaturen verborgen bleiben.

Du hast, um das Eine und Letzte in dir auszudrücken und ans Licht zu heben, noch viel Zeit nötig. Und so seien meine Wünsche schließlich in dem einen zusammengefaßt, daß dir alles reichlich zufalle, was zur letzten Vollendung deines Werkes nötig ist, das sich, dessen bin ich sicher, als Ewigkeitswert in unseren Literaturbesitz einreihen wird.

GELEITWORT ZU DEM DEUTSCHLANDBUCH
VON KURT HIELSCHER

Das Landschaftliche allein in dieser schönen Bildersammlung würde nicht Deutschland heißen können: es verdient diesen Ehrennamen nur durch seine Verbindung mit den Werken des deutschen Geistes, der deutschen Hand. So aber heißt es Deutschland, ist und bleibt Deutschland, solange nicht fortschreitende Barbarei alle Kultur vernichtet.

Oft und oft ist Mordbrand verheerend, Asche und Trümmer hinter sich lassend, über dieses herrliche Land dahingegangen. Nur gnädigen Launen des Geschicks ist es zu danken, daß Schönes und Großes noch in Fülle vorhanden ist. Freilich setzt die Zeit, setzt der kahle Nützlichkeitsgedanke seine Zerstörungsarbeit fort, und der ärgste Kulturfeind, Krieg, ist noch immer nicht endgültig überwunden. Wenn die Eisenkonstruktion des amerikanischen Häuserturms den letzten romanischen, den letzten gotischen, den letzten der alten Renaissancebauten, profan oder sakral, ersetzt haben wird, dann freilich ist alles dahin, was wir heute bewegten Gemütes als Deutschland bezeichnen. Es ist dahin, ohne die leiseste Möglichkeit einer Wiedererneuerung.

Um zu wissen, was damit geschehen sein würde, betrachte man all die wunderbaren Baugebilde, welche sich in den Blättern dieses Buches spiegeln! Nicht allein zu denen, die mit Leidenschaft nach ihm greifen werden, spreche ich, sondern ich möchte die Augen derer aufschließen, die den Blick für dergleichen verloren haben. Diese armen Blinden leben schon jetzt, ohne es zu wissen, in der von uns so gefürchteten verödeten Welt.

Man betrachte also mit Aufmerksamkeit jene Baugebilde, von denen die Rede war, betrachte sie im

ganzen und einzelnen, in ihrer nützlichen Zweckhaftigkeit sowohl als in dem, worin sie nur Schönheit zum Zwecke haben. Man betrachte ihre äußere Form, mit der sie Wind und Wetter trotzen, und ihre innere umfriedete Form: überall wird man finden, daß sie Ausdruck des menschlichen Wesens, der menschlichen Seele, des menschlichen Schicksals sind. Da aber Ausdruck und Sprache ein und dasselbe ist, wird man sagen, daß diese Gebilde sprechen, daß sie menschliches Wesen, menschliche Seele, menschliches Schicksal auf eine nahezu universelle Weise aussprechen.

Medium des Entstehens dieser Gebilde ist die Kunst. Und auch darum sprechen sie, weil Kunst unter andrem durch und durch Sprache ist. Was aber sprechen sie über das menschliche Wesen, die menschliche Seele, das menschliche Schicksal aus? Sie sprechen aus, wie sich das menschliche Wesen zu gestalten sucht, wie sich die menschliche Seele gegen das Schicksal abzugrenzen, zu sichern und in Sicherheit zu entfalten sucht. Sie sprechen aus, wie weit das Schicksal solche Bestrebungen zuließ oder hinderte.

Es handelt sich hier um die Sprache des menschlichen Kollektivwesens, seiner Kollektivseele und des menschlichen Schicksals überhaupt. Das Individuelle ist dabei nirgend rein herauszulösen, wenn man auch sagen kann, daß es im Innern eines Zimmers mehr als im ganzen Hause, im ganzen Hause mehr als in einer Stadt zum Ausdruck kommt. Man sehe daraufhin das Lutherstübchen auf der Wartburg an oder das Eseltreiberstübchen oder auch Goethes Schlafzimmer. Man könnte weiter fortfahren und feststellen, es komme im Innenraum überhaupt mehr zum Ausdruck als im Außenraum, weil dieser im wesentlichen Schutz und Hülle ist und das Intimste, Eigenste und Zarteste der Seele es ist, was geschützt und umhüllt werden muß. In der Danziger Diele drückt sich die Seele des Danziger

Patriziers aus, im Bremer Rathaussaale Wesenhaftes der stolzen, reichen, seefahrenden Stadt. Wer wollte bezweifeln, daß der Innenraum einer Kirche individueller als ihr Äußeres ist? Ist denn das Innere eines gotischen Domes überhaupt etwas andres als das Bild einer christlichen Seele: zugleich ihr Bild und ihr Mutter-schoß? Über das Wesen des Innenraums von dem eines Stübchens bis zu dem einer Kathedrale ließe sich mancherlei anfügen: wie zum Beispiel die niedere Decke eines Stübchens die Seele mitunter weniger beengt als der freie Himmel und das Gewölbe einer Kathedrale weit höher scheint als das Himmelsgewölbe, und so fort. Es gibt keine Instrumente, die den Seelengehalt eines Zimmers, einer Kathedrale zu messen vermöchten. Könnte man solche Messungen anstellen und etwa das Zimmer eines dreißigstöckigen Wohnturmes mit dem eines Nürnberger Patrizierhauses oder eines Türmerstübchens daraufhin vergleichen, man würde mit Schrecken den verschwindend geringen Seelengehalt des ersten feststellen, welches doch, mit jenen verglichen, als Triumph der „Neuzeit“ betrachtet wird.

Über das Psychische der Architektur wird vielleicht einmal mehr als heute gesprochen werden. Man würde dabei die Beantwortung zweier Grundfragen versuchen müssen: inwieweit Architektur Ausdruck der Seele ist und wie weit sie rückwirkend Seelen beeindruckt und bildet. Was ergäbe in dieser Beziehung ein Häuschen wie das am Finkenherd in Quedlinburg, eine Lübecker Rathaustrappe, der Mauergang in Arnsberg, das Stargarder Tor in Neubrandenburg, die Wartburgarchitektur, das Rathaus zu Münster, der Dom zu Erfurt, der Schloßhof in Merseburg, das Miltenberger Schnatterloch, und so fort?

Vielleicht mehr in nördlichen als in südlichen Gegenden, aber auch in südlichen Gegenden hat der Mensch den ganzen Kosmos gleichsam in die Mauern seiner

Wohnstätten symbolisch verbaut, hat Gott, Teufel, Himmel und Hölle in den Raum seines Hauses hineingezogen. Damit hat er gleichsam dies alles häuslich gemacht. Und wenn er dann vom Weltbau redet, so überträgt er wiederum seine eigne Bauerfahrung in die freie Unendlichkeit. Wer daran zweifeln möchte, nämlich daran, daß es so ist, der möge sich vorstellen, wie Architektur den Ausdruck der Welt ihrer Innenräume gipfelt: nämlich durch Plastik und Malerei. In den Schöpfungen dieser beiden Künste gipfelt mit dem seelischen Verdichtungsvorgang das symbolische Ausdrucksvermögen des Gott-Menschlichen und Kosmischen. Hier gebiert die sonst stumme Sprache der Architektur das Wort.

Plastik also und Malerei sind Blüten der Architektur. Ebenso auch die Musik in allen ihren höheren Formen. Ich möchte glauben, daß der deutsche Dom und die ganze deutsche große Musik nicht zu trennen sind. Die Architektur gebar aber auch alle anderen Künste und die Wissenschaft.

Wer das Organ dafür besitzt und auf einer Wanderfahrt durch das Deutsche Reich Aufschlüsse über das Wesen der deutschen Seele und der Kultur überhaupt suchen will, der fange mit dem Studium, mit dem Genusse des hier Gebotenen an. Eine bessere Vorbereitung für seine Entdeckungsreise gibt es nicht. Er wird schon hier die stumme Musik der großen deutschen Seele ahnend rauschen hören.

1924

DAS HEILIGE LEID

Geleitwort zu „Abschied und Tod“, 8 Handzeichnungen von Käthe Kollwitz

Sünde. Irrtum. Leiden. Hat die Sünde das Leiden hervorgerufen? Hat der Irrtum das Leiden hervorgerufen? Menschliche Sünde und menschlicher Irrtum oder

göttliche Sünde und göttlicher Irrtum? Das Leiden ist da und erhebt sein Haupt. Im Buddhismus wird Abkehr von diesem Leiden und seine Überwindung gelehrt. Die Antike kennt und beachtet es in diesem Sinne nicht. Erst mit dem Bilde und in dem Bilde des Gekreuzigten wird das Leiden heilig gesprochen. Das ist der Gewinn des Christentums.

Diese eine große Empfindung dem Leiden gegenüber bedeutet mehr für den Aufstieg der Menschheit als irgend eine andere Errungenschaft. Diese eine Empfindung bedeutet das Senfkorn, das kleinste unter den Sämereien, unter dessen heiligem Schatten das Menschengeschlecht einst seiner erhabenen Bestimmung nahe wohnen soll.

Leiden! Was ist Leiden? Eine Macht, eine Allmacht, so vielfältig in seinen Formen wie das Leben. Unter allen Formen aber ist diejenige die erhabenste und tiefste, an der Körper und Seele gleichermaßen beteiligt sind. Und diese Form findet sich am vollkommensten ausgeprägt in der Mutterschaft.

Ist hiermit über die große Künstlerin etwas ausgesagt worden, der wir die nachfolgenden Blätter verdanken? Ich meine, ja: das Leiden, wo es am tiefsten, wo es am erhabensten ist, bildet ihren Gegenstand. Die Mutter ist ihr Gegenstand, die Liebe und das Leiden der Mutter, die Mutterschaft, in die natürlich das Kind einbezogen werden muß. Dabei handelt es sich freilich nicht allein um das Leiden der Mutterschaft an sich, sondern es kommt noch die Tragik hinzu, welche düster über der Welt der Enterbten lastet.

Die Kunst, die wir mit dem Namen Käthe Kollwitz in Verbindung bringen und verehren, kennt nur diese Welt.

Sollen wir uns nun rein artistisch mit den hier zusammengestellten Blättern beschäftigen? Ich denke, es genügt, wenn wir auf ihre elementare Kraft hinweisen. Ihre schweigenden Linien dringen ins Mark wie ein Schmerzensschrei. Ein solcher Schrei ist zu Zeiten

der Griechen und Römer nicht gehört worden; gehört, wäre er nicht beachtet worden; beachtet aber, wäre er nicht verstanden worden, — weil das Leiden noch nicht heilig gesprochen war.

1924

KÄTHE KOLLWITZ ZUM SECHZIGSTEN GEBURTSTAG

Wir beglückwünschen uns am sechzigsten Geburtstag von Käthe Kollwitz, dieser Frau, deren Kunst die weichste Mütterlichkeit mit einer düsteren Härte und Kraft des Ausdrucks verbindet. Sie ist keine Malerin, und das ist nicht zufällig. Ihre Kunst kennt die Bunttheit des Lebens nicht. Sie bleibt unberührt von den Farbenspielen, in denen sich Sonne und Himmel, Sonne und Meer, Sonne und Erde gefallen. Man möchte sagen, die Kunst von Käthe Kollwitz ist beinahe Protest gegen alles das, ja stellt das gleichsam unter Anklage.

Nur ihre Kunst tut das, gewiß nicht die Künstlerin. Trotzdem ist diese Kunst keine Propagandakunst, sondern Bekenntniskunst, nach Form und Inhalt nicht gesucht, sondern geworden, rein aus dem Innern hervorgegangen. Sie sagt: Kommt und seht! wie alle Kunst; aber sie sagt: Kommt und seht nicht nur mich, sondern durch mich hindurch!

In der Sinfonie der letzten vier Jahrzehnte ist sie der unabirrbare, starke, tiefe Orgelpunkt. Ob es viele Frauen gegeben hat, die einer so ausgesprochenen, klar umrissenen, durchgebildeten Bekenntniskunst fähig gewesen sind? Ich glaube es nicht.

Hier hat ein Charakter, mehr noch als eine reiche Menschlichkeit, seinen Ausdruck gefunden. In der Beschränkung zeigt sich der Meister, in der Beschränkung die Meisterin.

Möge um so mehr Sonne und Farbe das Leben dieser großen Asketin der Kunst bunt und reich machen!

1927

Diese liebe und große Künstlerin war sozusagen eine Königin der Anmut. Ob man sie in Gesellschaft sah oder auf der Bühne, man empfand sofort: die Grazien hatten sie in der Wiege geküßt. Dabei war sie elementar als Darstellerin; aber wiederum blieb es ihr größter Reiz, selbst bei den stärksten Ausbrüchen der Leidenschaft in den Grenzen des schlechthin Weiblich-Schönen gebunden zu sein.

Als Weib, Künstlerin und Dame gleich bewundernswert, verkörperte Agnes Sorma ein weibliches Ideal, das heute nur noch ein Ideal und nichts weiter ist. Doch bin ich vielleicht wohl ungerecht: der Typ dieser Frau ist immer nur ein seltener Glücksfall gewesen.

1927

HAMLET

Einige Worte zu meinem Ergänzungsversuche

Wer sich den heutigen Zustand des Hamletdramas erklären will, darf zunächst weniger nach den Quellen des überlieferten Werkes Umschau halten als nach den Fehlerquellen oder Mächten der Zerstörung, die es zu dem Torso gemacht haben, der uns überliefert ist.

Nehmen wir an, der Dichter hat das fertige Werk auf die Probe seines eigenen Theaters gebracht. Er selbst schon hat dann das Manuskript den Erfordernissen seiner Bühne, seines Ensembles angepaßt, hat als Regisseur gestrichen oder hinzugedichtet. Hat er inzwischen nicht sein Urmanuskript in einer unzugänglichen Kassette verwahrt, so ist damit seine Anfangsform bereits dahin.

Die Rollen wurden ausgeschrieben. Höchstwahrscheinlich haben sehr bald nur noch diese Rollen bestanden. Niemand hat vielleicht bis 1603 an dem Gesamtmanuskript ein Interesse gehabt. Das Rollenmaterial,

in Kisten verstaut, makulaturartig, begleitete reisende Schauspielgesellschaften. Es war mehr als natürlich, wenn hier ein Fetzen und da ein Fetzen verlorenging.

Wurden die Rollen abgeschrieben? Hat die Berechtigung, das Stück aufzuführen, ein Direktor an den anderen verkauft? Es ist selbstverständlich. Damit erscheint als Fehlerquelle der Abschreiber, der nicht mehr, wie sein erster Vorgänger, vom Dichter und Schauspieler Shakespeare kontrolliert werden konnte.

Die neue Truppe hat ein anders gewöhntes Publikum, andere Schauspieler, einen anderen Direktor. Er wird sich das ganze Werk aus den Rollen zusammenstellen und für seine Darsteller und sein Publikum zurechtschneidern. Die Szenenfolge wird vielleicht nicht mehr ganz klar zu erkennen sein. Auch sind vielfach vom Rollenschreiber die Namen verwechselt worden. Wer Schauspiele abschreiben, Rollen kopieren läßt, weiß, daß gerade das immer geschieht. Der Direktor, im Drange, schnell ein zugkräftiges Stück auf die Bretter zu werfen, merkt das nicht. Er merkt nicht, wo einmal statt Hamlet Laertes steht. Außerdem ist es ihm vollkommen gleichgültig. Irgendeine Rücksicht auf ein im Schoße der Zeiten versunkenes Meisterwerk kennt er nicht.

Die Rolle kommt in die Hand des Schauspielers. Die Psychologie des Schauspielers unterliegt, solange es ihn gibt, keiner wesentlichen Veränderung. Jeder Schauspieler improvisiert. Kein Gedächtnis ist so lückenlos, daß es nicht einen überlieferten Text mitunter durch eigene Erfindungen ergänzen müßte. Man denke, welches Gedächtnismaterial ein Schauspieler zu bewältigen hat! Er improvisiert aber auch bewußt und aus Lust, erstens, um einmal er selbst zu sein, und dann auch aus Eitelkeit und Effekthascherei. Improvisationen, die gefallen, trägt der Schauspieler, trägt der Direktor in die Rolle ein. Spätere Schauspieler lernen

sie, als ob sie zum Originale gehörten. Überdies, der Schauspieler ändert, ganz besonders der Protagonist. Es gibt solche, bei denen das Ändern zur Krankheit wird, andere, die sich treu an den Text halten. Es würde nicht uninteressant sein, von dreißig Hamletspielern der heutigen Bühne die Rollen daraufhin durchzusehen.

Gibt es auf der Bühne etwas wie Rollenneid? Da der Neid in der Welt überall mächtig ist, so besteht er natürlich auch im Theater. Selbst der Weber Zettel im „Sommernachtstraum“ sagt: „Laßt mich den Löwen auch spielen!“ Dieser Neid erstreckt sich sogar auf schöne Verse und Worte, die man dem Kollegen mißgönnt und womöglich wegschnappt. Jegliche Einstudierung zeigt diesen harmlosen Neid lebendig tätig. Wenn der Spielleiter sieht, daß eine Stelle, ein Satz, ein Passus des Textes im Munde des einen, vielleicht weniger begabten Darstellers keinen Eindruck macht, legt er die Stelle, den Satz, den Passus einem Begabteren in den Mund, der ihn besser zur Wirkung bringt. Der beste, der gewissenhafteste Regisseur darf nicht pedantisch sein. Er setzt die Wortpartitur in Leben um. Und wenn dies geschehen ist, ist sie selbst völlig darin verschwunden und aufgesogen. Das auf der Bühne lebendig gewordene Werk lebt und bewegt sich nach anderen Gesetzen als das geschriebene.

Zur Zeit Shakespeares stahl man Stücke durch stenographische Aufnahme während der Vorstellung. Auf diese Weise, wie aus dem Vorhergehenden erhellte, konnte man, selbst wenn es sich um die Aufführung des gewissenhaftesten aller Regisseure handelte und wenn die Nachschrift die allergenaueste war, das zugrunde liegende Wortoriginal nicht mehr rein und genau wiedererhalten, geschweige wenn ein gewissenloser Direktor Spielleiter gewesen war und der Nachschreiber ein Schluderer.

Durch all diese Umstände wird das Corpus des Stückes

monströse Veränderungen erleiden, die sich auf seine innere Harmonie beziehen. Es werden Gleichgewichtsstörungen, innere Verschiebungen eintreten. Um es drastisch auszudrücken: dem Gliederschwund auf der einen Seite wird eine Beulenbildung auf der anderen entsprechen. Denn der Einfluß der Zeit, verbunden mit dem der geschilderten Mächte, ist nicht nur zerstörend und abtragend, sondern er bringt auch faule und tote Wucherungen hervor, und es ist leichter, Fehlendes zu ergänzen als solche Wucherungen zu erkennen und zu beseitigen.

Der Text des „Hamlet“, den die Welt besitzt, geht auf zwei Drucke, die Quarto von 1603 und die von 1604, zurück. Beide sind sogenannte Raubausgaben, während der Vorstellung des Stückes insgeheim nachstenografiert.

Von dieser Methode, Stücke zu erlangen, ist in einem Prolog des Thomas Heywood, der Shakespeares Zeitgenosse ist, die Rede. Das Stück, zu dem der Prolog gehörte, heißt: „If you know not me, you know no bodie“ und die bezügliche Stelle:

(This) did throng the Seats, the Boxes and the Stage so much, that some by Stenography drew the plot: put it in print: (scarce one word trew).

Was uns dabei interessiert, sind die Worte „scarce one word trew“ oder „kaum ein Wort wahr“.

Also Thomas Heywood unterstellt, was sehr traurig stimmen muß, es käme bei dieser Art des Nachschreibens, der wir auch Shakespeares „Hamlet“ verdanken, kaum ein wahres Wort heraus.

So heißt es denn auch von der ersten der beiden Ausgaben des „Hamlet“, der sogenannten ersten Quarto von 1603, daß sie eine „liederlich gedruckte, vielfach entstellte Raubausgabe“ sei. Die Shakespeareforschung

zögert nicht, das in ihr kopierte Stück „jämmerlich entstellt“ zu nennen. Die zweite Quarto enthält es noch immer entstellt, aber in einem korrigiert und vervollständigt. Diese Ausgabe ist dem Abdruck in der sogenannten Folio von 1623 zugrunde gelegt, die unseren heutigen „Hamlet“ enthält. Aber auch hier wieder, wie es heißt, nicht ohne Zusätze, Kürzungen und viele verschiedene Lesarten. Überdies ist die Folio, wiederum nach dem Urteil der Forschung, „nachlässig herausgegeben und schlecht gedruckt“.

Die Sachlage, der wir uns somit gegenübersehen, erscheint, wenn es sich darum handelt, den „Ur-Hamlet“ kennen zu lernen oder gar wiederherzustellen, fast hoffnungslos. Wenn man sich dennoch zu einem Versuch in dieser Richtung veranlaßt fühlt, so wird man ein solches Beginnen vielleicht allzu kühn, aber, in Anbetracht des kläglichen Zustandes, in dem sich der unsterbliche Hamlet-Torso noch immer befindet, nicht ungerechtfertigt oder gar frevelhaft nennen wollen.

Denn was ist ein solcher Versuch anders als ein Aufruf aller schöpferischen Kräfte gegen die zerstörenden?

Geben wir uns von der Art und Zahl schöpferischer Kräfte eine wenn auch nur oberflächliche Rechenschaft.

Die erste, ohne die nichts neu und nichts nachzuschaffen ist, heißt dichterische Intuition. Sie muß ihr Objekt ebenso genau und überdies lebendiger auffassen als eine photographische Platte das ihre. Sie ist nicht etwa eine anarchisch-phantastische Kraft, sondern sie ist Gestaltungskraft, so im Rezeptiven als Produktiven. Es kommt darauf an, diese Kraft zu besitzen, um sie in genügender Tiefe unter dem kranken Dichtwerk, in diesem Falle dem „Hamlet“, an- und einzusetzen, und zwar an dem Punkt, von dem aus das Werk von seinem Schöpfer, als es entstand, gesehen wurde, als Ganzes gesehen, nicht als Stückelung.

Auf diese Art ist von mir die Idee oder transzendentale Gestalt des Hamletwerkes gesucht worden. Freilich sind auch der natürlichen Intuition Grenzen gesetzt. Das natürliche Seherauge, das die Idee hinter dem gestalteten Werk aufleuchten sieht, wird versagen, wenn es sich um Einzelheiten der Form und des Wortes handelt, in die sie eingekleidet ist. Nicht ohne weiteres wird die Intuition, wo sie Lücken, Widersinnigkeiten und Verstümmelungen sieht, diese ausfüllen, diese zurechtrücken und jene ergänzen können. Aber sie hat die transzendentale Idee des Werkes, die Logik seiner Gestalt, sowohl was seine Statik als seine Dynamik betrifft, zum Vergleich, und diesen Maßstab wird sie an das zerrüttete und zerstörte Werk anlegen.

In meinem Versuch, den überlieferten Text dem ursprünglichen, verlorengegangenen anzunähern, fällt vor allem ins Gewicht, daß der Aufstand, den im überlieferten „Hamlet“ Laertes, der Sohn des Polonius, entfacht, von Hamlet in die Wege geleitet und durchgeführt wird. Gründe für diese Änderung gibt es viele. Unter ihnen der hauptsächlichste ist, daß der korrekte Hofmann Laertes, der samt seiner ganzen Familie in vollster Gunst des Königshauses steht, außerdem keinerlei Thronanwartschaft besitzt, einen solchen Aufstand weder ausführen wird noch kann. Sagt nicht der König zu Laertes:

Kannst du bitten,
was ich nicht gern gewähr', eh du's verlangt?
Der Kopf ist nicht dem Herzen mehr verwandt,
die Hand dem Munde dienstgefäll'ger nicht,
als Dänmarks Thron es deinem Vater ist.

Ein so in vollem Glanz der Gnade stehender Edelmann stellt sich nicht an die Spitze eines Meutrerhaufens, weil seinem Vater das Unglück passiert ist, unabsichtlich ermordet zu werden. Er weiß, daß dies vom König nicht ausgehen kann, und wird in aller Ruhe und Korrektheit

die Information über die Art des entstandenen Unglücks abwarten. Er stürmt nicht, bevor er den König gesprochen hat, an der Spitze einer aufständischen Masse mit den Worten in sein Zimmer: „Du schnöder König, gib mir meinen Vater!“ Das alles ist unmöglich. Es würde auch gar nichts anderes dabei herausspringen als die Schlinge des Henkers oder das Beil für seinen eigenen Kopf. Laertes wird, sagte ich, einen solchen Aufstand nicht ausführen, und er kann es nicht. Er ist nicht so dumm, den Versuch zu machen, etwas dergleichen zu unternehmen. Der Versuch würde aussichtslos und darum unsinnig sein, schon darum, weil er eine Gefolgschaft nicht haben könnte. Anders bei Hamlet, von dem Claudius sagt:

Warum ich's nicht zur Sprache bringen durfte,
ist, daß der große Hauf' an ihm so hängt:
sie tauchen seine Fehl' in ihre Liebe,
die, wie der Quell, der Holz in Stein verwandelt,
aus Tadel Lob macht...

Wäre Laertes indessen nicht der korrekte Hofmann, sondern der verwegene, tollkühne, dämonische Abenteurer und Rebell, der das Unmögliche möglich macht, und wäre es ihm gelungen, zum König ausgerufen zu werden, der Tod seines Vaters würde ihm höchstens ein Vorwand sein, dem regierenden Herrscher und seinem Hause ein blutiges Ende zu bereiten. Ein solcher verbrecherischer Wille aber wäre nicht in der Weise umzubiegen, wie es geschieht, der sieghafte Rebell nicht in ein kleines Werkzeug zur Abmeuchelung eines armen, „halbirren“ Prinzen umzuwandeln. Claudius aber, der König: wäre es ihm gelungen, diesen Rebellen zu überbölpeln, so bliebe doch dieser, und nicht mehr Hamlet, fortan die größte Gefahr und müßte je eher, je lieber beiseite geschafft werden. Ihn lebend weiter am Hofe zu dulden, mit ihm zu verkehren, wie es geschieht, könnte durchaus nicht in Frage kommen.

Hamlet unternimmt den Aufstand. Es gibt auch ein Rudiment in der Laertes-Szene, das darauf hinweist. Laertes fordert bekanntlich vom König in der bisherigen Fassung seinen Vater zurück. Die Königin mahnt ihn zur Ruhe. Er antwortet:

Der Tropfen Bluts, der ruhig ist, erklärt
zum Bastard mich, schilt Hahnrei meinen Vater,
brandmarkt als Metze meine treue Mutter
hier zwischen ihren reinen, keuschen Brauen.

Das „hier zwischen ihren reinen, keuschen Brauen“ ist zu beachten und besonders das „hier“. Die Königin ist ja keineswegs die Mutter des Laertes, und nur die Königin ist gegenwärtig, die Mutter des Laertes nicht. Von ihr ist überhaupt nie die Rede gewesen. Dieses „brandmarkt als Metze meine treue Mutter hier zwischen ihren reinen, keuschen Brauen“ ist demnach ein Rudiment aus der echten Szene, wo Hamlet, nicht Laertes der Rebell ist; ist ja doch die Königin eben Hamlets Mutter. Und schließlich: wollte man annehmen, daß Laertes den Aufstand unternommen hätte, wäre es denkbar, daß ein Shakespearischer König Claudius, und nicht einer im Kasperletheater, zu einem jungen Menschen und Hofmann wie Laertes sagte:

Wählt die Verständigsten von Euren Freunden!
Wenn sie zunächst uns oder mittelbar
dabei betroffen finden — *es handelt sich hier um den
Tod des Polonius!* —, wollen wir
Reich, Krone, Leben, was nur unser heißt,
Euch zur Vergütung geben.

Gewiß nicht! Das würde für einen Claudius allzu freigebig sein.

Hamlet unternimmt den Aufstand: das liegt in seinem Wesen, liegt in der Fabel, liegt in der gesetzmäßigen Dynamik des Stücks. Hamlet will seinen Oheim entlarven. Zäh und willensstark verfolgt er dieses Ziel. Für diese Willensstärke gibt es zahllose Beweise: in seinem

folgerichtigen Verhalten bis zur Entlarvung des Königs durch das gespielte Stück, in der Art, wie er den Mord am betenden König verschiebt, in seinem Sturmlauf gegen das Gewissen der Mutter, in seiner Erklärung, „tiefere Minen zu graben“ als sein feindlicher Oheim, als er ihn mit dem bekannten Uriasbrief nach England verschickt. Er verhandelt mit Fortinbras. Er kehrt wieder, um dem König sein Verbrechen ins Gesicht zu schleudern. Mit den Worten: „Du schnöder König, gib mir meinen Vater!“ stellt er ihn, an der Spitze einer bewaffneten Macht. Das hat Sinn und Verstand, ein Aufstand des Laertes nicht.

Goethe kam dieser Erkenntnis sehr nahe. Die Stelle im „Wilhelm Meister“ lautet: „Sie sehen leicht, versetzte Wilhelm, wie ich nunmehr auch das übrige zusammenhalten kann. Wenn Hamlet dem Horatio die Missetat seines Stiefvaters entdeckt, so rät ihm dieser, mit nach Norwegen zu gehen, sich der Armee zu versichern und mit gewaffneter Hand zurückzukehren.“ Aber Goethe sieht nicht, daß diese Szene, wirklich vorhanden, im Aufstand des Laertes unerkannt ein sinnloses Leben gefristet hat.

Wie aber konnte ein derartiger Irrtum so lange bestehen? Irrtum ist zählebig. Der Foliotext des „Hamlet“, „nachlässig herausgegeben und schlecht gedruckt“, ist gespickt mit großen und kleinen Irrtümern. Stellten doch diese Zettel selbst erst wieder das Residuum einer Schnellschrift dar, mit der man eine schon verstümmelte Aufführung hastig nachgeschrieben hatte. „Kaum ein Wort wahr“ ist nach Thomas Heywood in einer so erlangten Kopie.

Aber: Hamlet ist willensschwach, sagt Schlegel, ohne Entschlossenheit. Er ist gleichgültig, sagt Flathe. Er hat keinen festen Glauben, glaubt an Gespenster und nicht an Gespenster (das läßt sich hören), sagt der selbe. Auch Tieck nennt Hamlet einen Zauderer; Ger-

vinus und Kreißig ebenfalls. Gervinus erklärt die Willensschwäche als Folge geistiger Bildung ohne Willensbildung. Freiligrath, glaube ich, sagt, Hamlet sei Deutschland im Sinne der Unentschlossenheit. Und wiederum Gervinus: das nutzlose Blutbad am Schluß sei Bestrafung des Schwächlings. Alle sind sie durch den Bruch irregeführt, den die überlieferte Textfassung im Rückgrat hat, durch den Aufstand des Laertes, der Schreibfehlern, verbunden mit dem Rollenneide eines Schauspielers, seine Entstehung verdankt und der Hamlets folgerichtiges Handeln tödlich unterbricht. Kein Forscher hat diesen Bruch gesehen. Das Alter gab dem Text schließlich doch eine unantastbare Autorität. Aber der große englische Schauspieler Irving stellte trotzdem bei Hamlet ein durchaus zweckmäßiges Handeln fest, das nur mit der Ermordung des Polonius einen Fehlgriff begehe. Die Schwächlings- und Zauderertheorie wird aber auch von dem deutschen Gelehrten Klein bestritten, dessen gewaltige „Geschichte des Dramas“ ihn legitimiert. Von Karl Werder ebenfalls, dessen beide Nachfolger an der Berliner Universität Scherer und Erich Schmidt gewesen sind. Er sagt mit Recht, der einzige Zeuge für die Mordtat des Königs sei für Hamlet der Geist. Genügen könne ein solches Zeugnis, auch wenn es sich mit der sicheren Ahnung des Prinzen verband, keineswegs, es bedürfe der Bestätigung; vor der Öffentlichkeit nun gar könne es nicht die geringste Geltung beanspruchen. Bevor Hamlet zur Rache, zur Bestrafung, zur Unschädlichmachung des Verbrechers schreiten könne, müsse er ihn zunächst überführen. Diesem Zwecke sei sein Verhalten gewidmet.

Und so ist es in der Tat. Dieselbe Auffassung liegt meiner Hamletbearbeitung zugrunde und war damit selbstständig festgelegt, ehe ich die Vorlesungen Karl Werders zu Gesicht bekam. So werden diese sowie die

Auffassungen Kleins und Irvings zur Bestätigung. Aber auch in den Quellen des Shakespearschen Hamlet, dem *Saxo Grammaticus* und dem *Belleforest*, ist Hamlet ein Mann von starkem Willen. Es heißt bei *Saxo Grammaticus*:

„So handelte Amleth als ein Mann der Tat, ewigen Ruhmes wert. Klugerweise Dummheit erkünstelnd, verbarg er eine fast übermenschliche Weisheit hinter bewunderungswürdiger Erdichtung scheinbaren Blödsinns. Durch Geistesgewandtheit erwarb er nicht allein sich selbst Heil, sondern wurde durch sie auch dazu geführt, daß er volle Rache nehmen konnte für seinen Vater. Indem er so sich geschickt schützte und den Vater kräftig rächte, läßt er uns ungewiß, was wir höher an ihm schätzen sollen, seine Kraft oder seine Weisheit.“

In *Belleforests „Histoires tragiques“* verfolgt Hamlet und nimmt Hamlet ebenfalls seine Rache mit folgerichtiger Willenskraft. In beiden Quellen geschieht dies nach der Rückkehr aus England, jedesmal in Form einer großen Aktion. Solche Grundlagen geben einem Aufstand des Hamlet auch bei Shakespeare die größte Wahrscheinlichkeit.

Sie liegt auch im überlieferten Hamlet-Texte begründet. Sein sogenannter vierter Aufzug, eigentlich ein Trümmerfeld, bedeutet im Stück eine vollkommene Stagnation. Es wird viel Überflüssiges um die Leiche des Polonius herumgeredet. Dazu treten Salbadereien zwischen Hamlet, Rosenkranz und Güldenstern, auf der Suche nach ihr. Hamlet sagt etwa: „Die Leiche ist beim König, aber der König ist nicht bei der Leiche“ und ähnliches. Dann wird Hamlet an Bord geschafft. Nun gut. Wenn wir aber denken, er befindet sich auf See, zeigt ihn die nächste Szene höchst unbegreiflicherweise auf einer Ebene in Dänemark. Fortinbras mit seinen Truppen ist gerade vorübergezogen. Den letzten Haupt-

mann seiner Truppe fragt Hamlet die allertörichtsten Dinge, die er längst wissen müßte. Es handelt sich um eine höchst gleichgültige und im Stücke gänzlich belanglose Polenfrage. Er endet in einem großen Monolog, worin Hamlet seine eigene Willensschwäche geißelt. Mit keinem Wort nimmt Hamlet Bezug auf seine Verschickung, seine Seefahrt oder auf die Art und Weise, wie er plötzlich auf diese dänische Ebene gekommen ist, ebensowenig auf die Gefahr, die der Norweger Fortinbras auf einer Ebene in Dänemark für den Staat bedeutet. Wir haben dann die Opheliaszene. Wir haben den sinnlosen Aufstand des Laertes, der die Handlung auf keine Weise weiterführt. Am Schlusse trifft bei Horatio ein mysteriöser Brief von Hamlet ein, den wir zuletzt auf der Ebene in Dänemark gesehen haben. Es heißt: „Wir waren noch nicht zwei Tage auf der See, als ein stark gerüsteter Korsar Jagd auf uns machte. Da wir uns im Segeln zu langsam fanden, legten wir eine notgedrungene Tapferkeit an, und während des Handgemenges enterte ich. In dem Augenblick machten sie sich von unserem Schiffe los, und so ward ich allein ihr Gefangener. Sie haben mich wie barmherzige Diebe behandelt, aber sie wußten wohl, was sie taten. Ich muß einen guten Streich für sie tun. Rosenkranz und Güldenstern setzen ihre Reise nach England fort. Über sie hab' ich dir viel zu sagen. Lebe wohl.“

Der, den du als den Deinigen kennst.“

Um Lückenbüßer zu haben, hat man die Quellen herbeigezogen. Sie gucken hervor, wie aus der Puppe das Stroh; aber eine gute Art, Risse zu verstopfen, ist das nicht. Es wird dann dem König während eines Gespräches mit Laertes ein anderer Brief Hamlets übergeben. „Großmächtigster, wisset, daß ich nackt an Euer Reich ausgesetzt bin. Morgen werde ich um Erlaubnis bitten, vor Euer königliches Auge zu treten, und dann werde ich, wenn ich Euch erst um Vergünstigung

dazu ersucht habe, die Veranlassung meiner plötzlichen und wunderbaren Rückkehr berichten.“ Diese Rückkehr müßte ganz anders auf den König wirken, als es im überlieferten Texte der Fall ist. Statt dessen kommt eine unnatürliche Szene zwischen Laertes und dem König. Mit Weitschweifigkeit wird von Lamord gesprochen, einem Normannen und guten Reiter. Der Rebell Laertes wird nun in neuer Inkonsenz zum kleinen, erbärmlichen Giftmischer. Er selbst hat die Idee, seinen Degen zu salben, dieser liebenswürdige, korrekte Sohn und Kavalier, dem sein Vater die gute Lehre gab: „Gib dem Gedanken, den du hegst, nicht Zunge, noch einem ungebührlichen die Tat!“ Ein Scharlatan hat ihm ein Mittel verkauft, „so tödlich, taucht man nur ein Messer drein, wo's Blut zieht, kann kein noch so köstlich Pflaster, von allen Kräutern unterm Mond mit Kraft gesegnet, das Geschöpf vom Tode retten, das nur damit geritzt ist“. Alles ist doppelt und dreifach gesagt: „Wo's Blut zieht“, „nur damit geritzt“. Und nachdem er die Spitze seines Degens damit gesalbt hat, will er sie nochmals netzen, so daß sie, „streif' ich ihn nur oben hin, den Tod ihm bringt“. Unbeholfene, durcheinandergeratene Ausdrucksweise!

Erscheint nun Hamlet vor dem König? Nein. Statt dessen begegnen wir ihm zunächst auf einem Kirchhof. Wer fühlt nicht, daß vor dieser Szene eine weite Lücke ist? Der Held des Stückes war ausgeschaltet, durch nebensächliche Dinge verdrängt. Kein Wunder: man hat ihm die Hauptaktion, seinen Aufstand, aus der Hand genommen, diesen Aufstand, auf den die rudimentäre Szene auf der Ebene in Dänemark und gewisse Äußerungen Hamlets hindeuten. So, wenn er mit Bezug auf seine Verschickung sagt:

Sei es drum.

Der Spaß ist, wenn mit seinem eignen Pulver
der Feuerwerker auffliegt. Und mich trügt

die Rechnung, wenn ich nicht ein Klafter tiefer
als ihre Minen grab' und sprenge sie
bis an den Mond.

Und so fernerhin in der Kernstelle des Briefes an Horatio, den ich unvollkommen zitiert habe: „Begib dich zu mir in solcher Eile, als du den Tod fliehen würdest! Ich habe dir Worte ins Ohr zu sagen, die dich stumm machen werden. Doch sind sie viel zu leicht für das Gewicht der Sache. Diese guten Leute werden dich hinbringen, wo ich bin.“ Hinter diesen Worten steckt die Entdeckung des Uriasbriefes, der Tod Rosenkranz' und Güldensterns, die Landung mit dem Schiff und Schiffsvolk, das für Hamlet gewonnen ist — gute Dänen, Matrosen, bringen den Brief —, und die Verbindung mit Fortinbras zu dem Zwecke, den König zu stürzen und an seine Stelle zu treten.

Ohne andere kleine Änderungen, die ich gemacht habe, zunächst zu verteidigen, will ich mich nun der großen Abbröckelung und Verwitterung zuwenden, die der „Ur-Hamlet“ erlitten hat. Es ist alles das, was mit dem Geschützgießen, Schiffsbauen, Kriegsgerät-kaufen, was mit dem geharnischten Geist, der Gesandtschaft des Cornelius und Voltimand, dem verflossenen Zweikampf des alten Hamlet und des Fortinbras und dem für Hamlet gewonnenen Landgebiet, dem jungen Fortinbras und seinem Kriegszug gegen Dänemark zusammenhängt. Alles dieses wurde sehr bald den Direktoren, den Schauspielern und dem Publikum nebensächlich und kam deshalb in Vergessenheit. Die Direktoren kannten ihr Publikum und wußten, daß es wenig Geduld hatte, diese Haupt- und Staatsaktion anzuhören. Man konnte ihm das vollkommene Werk nicht zumuten, wohl aber jede Art von Verstümmelung. Und was die Schauspieler anbelangt, so war ihr Interesse bei Hamlet und bei Ophelia, bei dem Brudermörder und seiner Geliebten, bei Laertes und seinem Vater

Polonius. Der alte und junge Fortinbras aber, samt Cornelius und Voltimand, reizten sie nicht. Das auf diese Weise Vergessene und Verlorengegangene habe ich in meiner Bearbeitung einigermaßen wieder vor Augen zu stellen versucht, ohne einen anderen Anspruch als den, auf das ehemalige Ganze hinzuweisen.

Kleine, nicht unwichtige Änderungen habe ich in der Kirchhofszene vorgenommen. Nicht Laertes springt zuerst ins Grab, sondern Hamlet. Er erkennt Ophelia, erkennt, daß sie tot ist, und in der ersten Verzweiflung springt er ins Grab, ganz ähnlich wie Romeo in die Gruft der Julia eindringt. Dabei bricht er in Selbstanklagen aus und wünscht in gleicher Erde mit der Geliebten begraben zu werden.

O dreifach Wehe

treff' zehnmal dreifach das verfluchte Haupt,
des Untat deiner sinnigen Vernunft
dich hat beraubt! Laßt noch die Erde weg,
bis ich sie nochmals in die Arme fasse!
Nun häuft den Staub auf Lebende und Tote...

Eine solche Raserei ist dem zutiefst getroffenen, in dieser Sache schuldbeladenen Hamlet zuzutrauen, dem Geliebten am Grabe der Geliebten, nicht aber dem wohlerzogenen, gesetzten Hofmann, der seine Schwester begräbt. Erst der Anblick Hamlets, der seinen Vater umgebracht und der auch die indirekte Ursache vom Tode Opheliens ist, bringt Laertes in Wallung. „Wer ist der, des Gram so voll Emphase tönt?“ Die Antwort aus dem Grabe lautet: „Dies bin ich, Hamlet, der Däne!“ Und mit den Worten: „Dem Teufel deine Seele!“ stürzt ihm Laertes an den Hals. Dies scheint mir der gegebene Hergang, und die erste Quarto, die allerdings auch Laertes zuerst ins Grab springen läßt, gibt doch die Worte: „What's he, that conjures so?“ an Laertes (der hier Leartes heißt), was auf die rechte Fassung hin-

deutet. Laertes fällt Hamlet an, und so nur hat es einen Sinn, wenn Hamlet zu ihm sagt:

Hört doch, Herr,

was ist der Grund, daß ihr mir so begegnet?

Im überlieferten Text aber steht überdies folgender Unsinn, der Hamlet zugeschoben ist:

Wer ist der, des Gram

so voll Emphase tönt? des Spruch des Wehes
der Sterne Lauf betört und macht sie stillstehn,
wie schreckbefangene Hörer? — Dies bin ich,
Hamlet, der Däne!

Er ist es aber doch nicht, sondern Laertes ist es in dieser verstümmelten Fassung. Überdies ist eine solche Selbstbestätigung vollkommen ungereimt.

Muß ich mich entschuldigen, wenn ich den Anfang der zweiten Szene im sogenannten fünften Aufzug für unecht erkläre oder aber für arg verschlammt? Sie enthält die Fälschung des Uriasbriefes durch Hamlet, der die Namen Rosenkranz und Güldenstern für den eigenen Namen einsetzt. Diese Fälschung und ihr Drum und Dran wird weitschweifig erzählt, würde aber Rosenkranz und Güldenstern wohl kaum ans Messer liefern, da sie ja, wirklich nach England gelangt, ohne Hamlet ankämen, und also den Brief kaum übermitteln würden. Überdies wird der ganze Vorfall von Horatio im Anblick des sterbenden Hamlet abgeleugnet. Ein englischer Gesandter meldet hier: Hamlets Befehl sei ausgeführt, und Rosenkranz und Güldenstern seien tot. Er heftet noch die alberne Frage daran: „Wo wird uns Dank zuteil?“ — „Aus Hamlets Munde nicht“, antwortet Horatio, „hätt’ er dazu die Lebensregung auch: er gab zu ihrem Tode nie Befehl.“ Dies ist nicht sophistisch gemeint, sondern es drückt aus, Hamlet habe keinen Anteil am Tode des Rosenkranz und Güldenstern, man dürfe ihm heimtückische Methoden nach der Art des Claudius nicht zutrauen.



Zu den Flüchtigkeiten des überlieferten Hamlet-Textes gehört es auch, wenn der junge Fortinbras bald der Sohn, bald der Neffe des alten ist. Aber es gibt unzählige andere Flüchtigkeiten, die im einzelnen aufzuführen den Rahmen dieser kurzen Darlegung überschreiten würde. Dabei sind die Namensverstellungen das Hauptübel. Zum Beispiel gleich in der ersten Szene. Francisco hat die Wache. Bernardo kommt und löst ihn ab. Gleich darauf erscheinen Horatio und Marcellus. Horatio fragt Bernardo: „Nun, ist das Ding heut wiederum erschienen?“ — „Ich habe nichts gesehen“, antwortet Bernardo. Das konnte er natürlich auch nicht, da er im selben Augenblick die Wache erst angetreten hat. Francisco mußte gefragt werden.

Unter den Gestalten im „Hamlet“ hat Horatio durch Zeit und Umstände die größte Einbuße erlitten. Von ihm ist beinahe nichts übriggeblieben. Obgleich diese Gestalt sicherlich eine der wichtigsten war, habe ich sie in meinem Wiederherstellungsversuch diesmal nicht hinreichend berücksichtigt. Ich hoffe das in einer späteren Bearbeitung nachzuholen. Die erste Quarto gibt dafür einen Fingerzeig. Da ist eine Szene zu finden zwischen der Königin und Horatio, in welcher der Busenfreund Hamlets ihr eröffnet, welcher Niedertracht der Prinz bei seiner Reise nach England zum Opfer gefallen sein würde, wenn nicht Umstände ihn gerettet hätten. Sie erfährt, daß Hamlet sich in der Nähe der Stadt aufhalte. Sie rät, er möge mit seiner Gegenwart vor dem König kargen und seine Pläne verfolgen. Die Siegelgeschichte wird erwähnt, und so weiter. Horatio empfiehlt der Königin, den König zu beobachten, und alles in allem wird hierdurch erwiesen, daß eine Verschwörung gegen den König besteht, in die auch Horatio eingeweiht ist und die von der Königin gefördert wird.

Damit sind wir nun bei der Königin, die im überlieferten Text leider auch zum größten Teil ihrer Sprache

und ihrer Aktivität beraubt ist. Die große Szene im Schlafzimmer mit Hamlet selbst läßt nur Vermutungen zu über die Frage, inwieweit sie in die Schurkerei des Claudius eingeweiht ist oder nicht. Sie war dem König Hamlet untreu, das verrät der Geist. Wo bleiben ihre Gewissensbisse, ihre Gemütsschwankungen, ihre Verdächtige, ihre Erwägungen, die sie schließlich den neuen Gatten verabscheuen lassen und sie auf die Seite seiner Feinde bringen?

Unmöglich ist in der überlieferten Hamletfassung das Liebesverhältnis Hamlets und Opheliens geführt. Einmal werden die beiden künstlich in der Galerie zusammengebracht, das andere Mal in der Schauspielsszene, wo Hamlets Zuneigung, in närrische Brutalitäten verkleidet, offenbar wird. Von Opheliens Wahnsinn erfährt Hamlet nichts. Er sieht das Mädchen dann nur noch im Sarge und im Grabe, in das er springt, um seine Liebe in die leere Luft hinauszuschreien. Ich habe versucht, im Anschluß an Hamlets Aufstand auch hier etwas von der Bestimmung anzudeuten, die Opheliens Wahnsinn in der Ökonomie des Stückes haben kann, und diesen Wahnsinn seine tragische Wirkung auf Hamlet selbst auswirken zu lassen. Wer sich zu einer freieren Bearbeitung, die gerade dadurch dem Originale näherkommen könnte als jede andere, entschlösse, dürfte getrost eine Romeo-und-Julia-Balkonszene zwischen Hamlet und Ophelia einschalten. Ein solcher nächtlicher Besuch Hamlets bei der Geliebten hat höchstwahrscheinlich stattgefunden. Anzeichen dafür liegen in den Äußerungen, die Ophelia im Wahnsinn tut, wovon Horatio sagt:

Doch leitet ihre ungestalte Art
die Hörenden auf Schlüsse. Man errät,
man stückt zusammen ihrer Worte Sinn,
so daß man wahrlich denken muß, man könnte
zwar nichts gewiß, jedoch viel Arges denken.

Und die Königin sagt:

Von so betörter Furcht ist Schuld erfüllt,
daß, sich verbergend, sie sich selbst enthüllt.

Zu den Wahnsinnsäußerungen der Ophelia gehört diese:

Wie erkenn' ich dein Treulieb
vor den andern nun?

An dem Muschelhut und Stab
und den Sandelschuhn.

Hamlet, ihr Treulieb, ist fort, in die Welt gestoßen,
zum Pilgrim geworden. Und weiter:

Bitte laßt uns darüber nicht sprechen. Aber wenn sie
Euch fragen, was es bedeutet, so sagt nur:

Auf morgen ist Sankt Valentins Tag,
wohl an der Zeit noch früh.

Und ich, 'ne Maid am Fensterschlag,
will sein Eu'r Valentin.

Er war bereit, tät an sein Kleid,
tät auf die Kammertür.

Ließ ein die Maid, die als 'ne Maid
ging nimmermehr herfür.

Und fernerhin:

Bei unsrer Frau und Sankt Kathrin!

O pfui! Was soll das sein?

Ein junger Mann tut's, wenn er kann,
beim Himmel, 's ist nicht fein.

Sie sprach: Eh ihr gescherzt mit mir,
gelobtet ihr, mich zu frein.

Er antwortet:

Ich bräch's auch nicht beim Sonnenlicht!
wärst du nicht kommen herein.

Der berühmte Monolog „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage“ steht bei Schlegel in der ersten Szene des sogenannten dritten Aufzugs. Die zweite Quarto bringt ihn an der gleichen Stelle, die erste Quarto dagegen viel früher, allerdings im Zusammenhang mit dem gleichen Vorgang. Dagegen erscheint er bei mir

zu Beginn des sogenannten fünften Aktes. Die Berechtigung dazu möchte ich in einem kurzen Schlußwort darlegen.

In der großen Szene des Aufstandes, als Hamlet an der Spitze von Bewaffneten in die Gemächer des Königs tritt, gelingt es der Königin und dem König, seinen Willen zu brechen. Die Königin versichert ihrem Sohn, Claudius sei nicht schuld an König Hamlets Tod. Claudius selbst fragt ihn, ob er Freund und Feind verderben wolle, wenn er von seines Vaters Tod das Sichre wissen wolle. Das verneint Hamlet.

Daß ich an Eures Vaters Tode schuldlos
und am Empfindlichsten dadurch gekränkt,
soll Eurem Urteil offen dar sich legen,
wie Tageslicht dem Aug!

erklärt dann Claudius dem Rasenden. Ihm wird nun die von Irrsinn umnachtete Ophelia vorgeführt. Diesem Eindruck ist er nicht gewachsen. Er ist ihm ebensowenig gewachsen wie Ophelia der Tatsache, daß ihr Geliebter der Mörder ihres Vaters geworden ist. Der Zustand Opheliens fällt ja doch ihm zur Last, und nicht nur die Tragik der Tatsachen, sondern auch der geistige Tod Opheliens trennt ihn auf ewig von ihr. Als nun der König sagt:

Ich muß mit Eurem Grame, Hamlet, sprechen,
versagt mir nicht mein Recht! Entfernt Euch nur,
wählt die Verständigsten von Euren Freunden,
und laßt sie richten zwischen Euch und mir!
Wenn sie zunächst uns oder mittelbar
dabei betroffen finden, wollen wir
Reich, Krone, Leben, was nur unser heißt,
Euch zur Vergütung geben...

tritt bei Hamlet das ein, was er im Monolog mit den Worten ausdrückt:

So macht Gewissen Feige aus uns allen.
Der angebornen Farbe der Entschließung

wird des Gedankens Blässe angekränkelt,
und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
verlieren so der Handlung Namen.

Geradezu ausgedrückt: Hamlet gerät wieder in Zweifel darüber, ob der König wirklich seines Vaters Mörder sei oder nicht. Er hat möglicherweise Grund, andere Schurkereien anzunehmen, aber Beweise für die Schuld des Königs am Mord des Vaters besitzt er immer noch nicht. Der Anblick Opheliens hat ihn gebrochen, und sein Gewissen hat ihm das Racheschwert aus der Hand genommen. Aber Claudius, das ist sein Verhängnis, merkt nicht, daß Hamlet nun gebrochen, daß er unschädlich geworden ist. Er sinnt, was Hamlet fühlt, auf seinen schnellen Tod um jeden Preis. Die Melancholie Hamlets nimmt zu. Er sucht Kirchhöfe auf, und hier erlebt er das Begräbnis Opheliens, in deren Grab er springt, schreiend, man möge Erde auf ihn schütten und ihn mit der Geliebten begraben. Danach wieder im Schloß, überall die Nähe des Verhängnisses, die Nähe des Grabes spürend, fragt er sich, ob es nicht besser sei, die Frist selbst abzukürzen, anstatt auf den Dolch des Meuchlers zu warten. Und nun drückt die ganze ungeheure Last seines Erlebnisses auf diesen Monolog.

Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage.

Ob's edler im Gemüt, die Pfeil' und Schleudern
des wütenden Geschicks erdulden oder,
sich waffnend gegen eine See von Plagen,
durch Widerstand sie enden. Sterben — schlafen —
nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf
das Herzweh und die tausend Stöße endet,
die unsres Fleisches Erbteil — 's ist ein Ziel,
aufs innigste zu wünschen. Sterben — schlafen —
schlafen! vielleicht auch träumen! —

Ja, da liegt's.....

In einem ehrlichen Kampf ist Hamlet jetzt unterlegen. Er ist gebrochen. Allein Claudius, wie gesagt, merkt es nicht. Und indem er nun, sinnlos vor Angst und Wut, seinen Tod unvorsichtig betreibt, fällt er in seine eigene Schlinge.

Und so wird Hamlet am Schluß doch noch der Rächer seines Vaters, in Konsequenz seines folgerichtigen Tuns und seiner Bestimmung, wobei er allerdings den Zusammenbruch seines Hauses nicht aufhalten kann, eine Tatsache, worin sich das Wesen des Tragischen offenbart.

Von Hamlets gesamter Dialektik und ihrem inneren Sinn ist zu sagen, was Macbeth von der seinen sagt:

Es kühlt das Wort des Handelns heiße Lohe.

Den unsterblichen Torso des überlieferten Hamlet-Textes so zu ergänzen, daß die Tragödie in ihrer ursprünglichen Vollkommenheit wiederum sichtbar wird, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Man glaube nicht, daß ich mich eines solchen Unterfangens schuldig gemacht habe! Die ergänzenden Stellen erheben keinen anderen Anspruch, als dem Werke etwas von seiner Symmetrie wiederzugeben und so seine wahre Gestalt ahnen zu lassen. Übrigens habe ich auch die Übersetzung, an die wir gewöhnt sind, unangetastet gelassen. Sie strotzt von sprachlichen Monstrositäten und Unsinnigkeiten. Diese zu entfernen und aufzulichten, muß der nächste Schritt im Sinne einer Rettung des „Hamlet“ sein.

Was die Aufführung meiner Hamlet-Bearbeitung angeht, so mußte ich diesmal den so beliebten Rotstift feiern lassen, da es sich ja gerade darum handelt, das zum größten Teil von ihm Vernichtete, wenn auch nur ahnungsweise, wieder aufleben zu lassen.

EINSICHTEN UND AUSBLICKE

AUFZEICHNUNGEN

Nicht als Leitfaden, oder etwa, daß man sich darnach richten soll, sammle ich diese Aussprüche, sondern nur, damit der, welcher Lust hat, nehmen und besitzen möge, was sein wie mein ist.

LEBEN UND MENSCHHEIT

Ex corde lux!

Wonach ich mich sehne? Nach gläubigen Menschen aller Art!

Ich will etwas, das von Klein und Groß ebenso unabhängig ist als von Gut und Böse.

Ihr glaubt mich zu überschätzen? Schätzt mich nur als das, was ich bin, so verliere ich nichts.

Wo willst du stehn? Hoch oder niedrig? verborgen oder öffentlich: auf der Rednerbühne? auf der Kommandobrücke eines Schiffes oder eines Staates?

Dort will ich stehen, wo ich zu mir und andern sagen muß: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

Ich habe niemals eine andere Würde bekleidet als die mir innewohnende.

Soll ich mich in die Gegenwart drängen wie eine Zeitung?

Es konnte mir nichts Besseres passieren, als daß der Antagonismus der Welt mich immer wieder auf mich und in mich zurückwies.

Ich achte die geistigen Ameisen. Ich liebe die geistigen Bienen.

Da ich mich schon entschlossen habe, im Geistigen zu leben, lebe ich viel zu wenig im Geistigen.

Der Himmel möge mir das Glück erhalten, mich täglich über das Lokale und allzu Persönliche ins Unendliche und Ewige erheben zu können, will heißen: vom zeitlichen ins ewige Schicksal.

Von dem, was die Welt beherrscht und allgemeinste Verbreitung hat, von der Arglist, ist bis jetzt wenig in meinem Werk. Trotzdem habe ich sie von Jugend auf gekannt, gewußt, gesehen, gefühlt und mich gegen sie aufgebäumt: immer ohne sie eigentlich für möglich zu halten. Sie ist das wahrhaft Niederträchtige und im Nur-Irdischen das wahrhaft Erfolgreiche. Bosheit ist nur eine impotente Abart der Arglist.

Indem ich meine Geschäfte besorge, besorge ich weiß Gott wessen Geschäfte.

Ich hatte mitunter viel Zeit für fremdes Leid. Allmählich bekam ich mehr zu tun mit dem eigenen.

Oft, wenn ich Schwächen meiner Natur freimütig bekannte, fand ich einen Menschen, der sich gleicher Schwächen rühmte.

Die Hand am Ruder, kenn' ich keine Furcht, wohl aber als untätiger Passagier.

Vogelstraußpolitik ist nicht immer ganz vom Übel. Ich erfahre es oft in den Kämpfen meiner Seele, in denen ich zugrunde gehen müßte, wenn ich nicht einen vorübergehenden Frieden auf Vogelstraußmanier mitunter erzwänge.

Mein Frühjahr muß früh sein, mein Herbst spät, wenn Früchte reifen sollen.

Die glücklichsten unter meinen Tagen begannen zuweilen hoffnungslos, die übelsten wie Gottes Sonntag.

Mein Leben an einem Tage ohne Einsamkeit ist das Leben des Fisches in einem Teiche ohne Wasser.

Mehr ist weniger: im Verkehr mit Menschen.

Haus Gottes, Kirche. Welchen Besudelungen ausgesetzt! Wie rein dagegen mein Haus!

Mich beschäftigt nicht nur die Sache der Lebendigen, sondern auch die der Toten.

Ich fühle, daß ich wirke, und das macht mich, im Augenblick, wo ich es fühle... nicht glücklich, nicht zufrieden, nicht stolz, aber... im Wirken wahrhaft wirklich.

Glaubt ihr, daß ich alles nicht kann, was ich ungetan lasse?

Was ich vielleicht habe, und was mein ist, wird mir fremd wie einem Fremden. Aber ich behalte keine Möglichkeit, es mir wie dieser vertraut zu machen.

Wir haben ein Recht, über Unsinn zu klagen. Wir müssen schwerste Anklagen geduldig und schweigend anhören mit den lebendigsten Gegenbeweisen in der Hand. Unsere Richter sind so geartet, daß sie ganz bestimmt und gelassen wissen: ihr Justizmord sei reinste Gerechtigkeit. Oh, wann wird der Tag kommen, diese Richter vor Gericht zu stellen? Niemals!

Es kommt vor, daß eine Gesamtheit sich entschließt, dir großmütig das zu verehren, was schon seit Jahrzehnten dein schönstes Eigentum ist.

Bewunderung, die man erfährt, macht klein; Geringsschätzung groß.

Wahrer Zynismus ist auf Grund eines höheren Sinnes für das Häßliche — nach Analogie des Schönheitssinnes! — volle Opposition gegen das Häßliche.

Der Dummstolz ist der undurchdringlichste Panzer: aber ich mag wider ihn nicht einmal die goldene Rüstung meines echten Stolzes anlegen! Warum nicht? Weil sie ein wenig jenem andern Panzer ähnlich sieht.

Zwei Dinge unterschätzen meine Gegner, meinen Hochmut und meinen Gleichmut.

Was habt ihr gegen die Eigenliebe? Ist es ein Verbrechen, wenn jemand bittet: laß mich mir selbst gehören! —?

Nein, ich liebe nicht alle Menschen, und sie haben es auch wahrhaftig nicht alle nötig.

Es gab eine Zeit, wo ich für mutig galt. Heut bin ich es.

Ich habe dem Politiker in mir jeden Tag mit einem Hammer den Schädel einschlagen müssen, um zu leben: es wäre verkauftes Menschentum, wenn ich es in meinem besonderen Falle nicht getan hätte.

Im April 1913 sprang mein Kätzchen in den weißglühenden Kamin und wieder heraus. Es war voll-

ständig nackt gesengt. Am 31. Mai 1913 tat ich das-selbe.

(Nach dem Festspielverbot)

Glaubt jemand vielleicht, ich könnte mich je als Kohlhaas auftun und nach Gerechtigkeit schreien? Der irrt sich.

Meine Feinde kennen den Grad der Verachtung nicht, dessen ich fähig bin.

„Und wissen Sie was? Ich kann schweigend lachen!“ Die wenigsten Menschen können das.

Man muß sich eingestehen, daß man immer Großes erlebt und nur Kleines weiß.

Im Tropfen ist das ganze Meer.

Blick und Gedanke sind nicht zu trennen.

Sprechen ist durchweg geistiges Gestaltersein.

Man sagt, eine Persönlichkeit sei bedeutend oder nicht. Nennen wir sie bedeutend, so lassen wir das außer acht, was sie ist. Was bedeutet ein Mensch? Das zu wissen ist wichtiger als die richtige Antwort auf die Frage: was ist er? — ?

Menschen klagen zuweilen über Mangel an Persönlichkeit bei anderen: meistens sind es Leute, die Persönlichkeit weder haben noch dulden können, wo sie ihnen entgegentritt.

Man redet von öffentlichen Charakteren: es gibt überhaupt keine anderen. Das, was wir Charakter nennen, ist eine Form, die nur im Betrachter entsteht. Je intuitiver die Betrachtung ist, je tiefer sie auf Wesenhaftes drängt, um so weniger Charakteristisches wird sie bemerken. Der Künstler ist der sicherste, geduldigste, am wenigsten voreingenommene Betrachter. Wenn auch das Künstlerische in jedem Kinde und Menschen enthalten ist, so ist es doch meist verkümmert, und die Künstler sind eine kleine Gemeinde. Ihre Propaganda der Tat wirkt nicht so weit — weil nur auf Eingeweihte —, wie die Propaganda des Wortes, die von den Schulmeistern ausgeht. Sie, diese Schulmeister, haben den guten und schlechten, den schwachen und starken Charakter erfunden. Ihrem oberflächlichen Blick genügen wenige Züge, und der Masse wiederum behagen die wenigen Merkmale, die ihr an die Hand gegeben werden, um „richtig“ über Menschen urteilen zu können. Überdies will der Schulmeister mit etwas „fertig“ werden oder „fertig“ sein: sonst läßt sich darüber nichts „Richtiges“ sagen.

Ergo: Ihr sollt nicht einen „Charakter“ aus mir machen wollen, und sucht ihr an mir feste Merkmale, so werdet ihr letzten Endes nur auf das stoßen, was allen Menschen gemeinsam ist.

Ein Minister, mehr noch ein Parteipolitiker, ist ein Charakter. Ich nicht. Die Gesichter aber, welche diese Leute jahrzehntelang der Öffentlichkeit zukehren, sind nicht ihre eigenen, sondern Masken. Hinter jeder steckt ein Charakterloser, der mich tiefer als der Charakter interessiert. Charaktere wollen und müssen sich darstellen. Ich aber muß weder, noch will ich einen Charakter darstellen, sondern mich, mich selbst. Wenn ihr nach meinem Charakter sucht, so ist das, als ob ihr nach meiner Staatsuniform sucht: ich habe keine. Aber

ich denke mehr wert zu sein als das Werk eines Schneiders, und wenn ich auch selbst der Schneider wäre.

Jedes Menschen Geist ist über alles hinaus synthetisch, und auch Goethes Kraft zur Synthese war diese natürliche, nicht außergewöhnliche Kraft. Aber daß er sie in ihrer Wirksamkeit erkannte und gelten ließ, auch über alle logischen Widersprüche hinaus, gab ihr die große Entfaltung. Sie wird in vielen Fällen verkannt, negiert und in Bann getan zugunsten der reinen Logik, die auf gewissen Gebieten die großartigsten Synthesen zuwege bringt. Die reine Logik als synthetische Kraft ist immer nur eine Teilkraft der großen synthetischen Kraft der Persönlichkeit.

Der Mensch beruhigt sich dem Mitmenschen gegenüber niemals gänzlich. Seelenruhe ist unsocial, man muß sie geheimhalten. Man gewinnt sie einzig aus sich und in sich. Jeder andere muß sie, selbst wenn er nicht will, zerstören.

Was ist mein Eigen? Alles und nichts! Mit größter Wahrscheinlichkeit ein feinstes formales Element, welches in der Gesamtäußerung der Persönlichkeit am stärksten hervortritt. Diese Gesamtäußerung kann aber nie eintreten; es wird sich also um Teile handeln, in denen aber das Eigenelement schwerer nachzuweisen ist.

Eine Sache gewinnt oder verliert durch den Mann, der sich für sie einsetzt, auch ein Gedanke und eine Meinung.

Schroff, eckig, unabgeschliffen, schmerzend im Reagieren muß der Echte zur Tiefe gezwungen sein: er muß Tyrann, Narr, Hysteriker scheinen! — Anders geht er den Weg der Verflachung.

Es ist wohl der Beweis einer kräftigen Seele, wenn sie, jahrzehntelang öffentlichen Angriffen ausgesetzt, von den übrigen Leiden abgesehen, sich weder zum Rundspiegel wölben noch zum Hohlspiegel einschlagen läßt, sondern richtig und gerade nach wie vor Gott, Mensch und Welt widerspiegelt.

Was verwandelt die geistige Atmosphäre in ein Vakuum? Nichts Eigenes mehr sein zu dürfen.

Bekenntnisse sind ihrem Wesen nach flach; aber dieser Art Flachheit soll man sich niemals schämen, sie ist urlebendig.

Wir sehen überall Individualitäten, selbst in einem halb verkohlten Stück Holz; aber ebensowenig wie dieses in sich, würden wir ohne andere imstande sein, Individualität an uns selbst festzustellen.

Wenn der moderne Fortschritt mit Hilfe der Wissenschaft auch den Wagen gebaut hat, wohin wollt ihr reisen? Zu einem Menschen wollt ihr reisen! So achtet darauf, daß noch irgendwo in dem Wirbel der Zivilisation einer übrigbleibt!

Es liegt ein dunkler gewaltiger Rhythmus in der Natur. Wir hören ihn nicht mehr! Wer ihn hört, wird fortgerissen zum tanzenden Sein und Sehertum, zum Dithyrambus des Alls.

Gerade wir, die wir den Bund der wahren Menschheit wiederherstellen wollen, wir können leben ohne Bund, und doch, und doch: einigt euch, ihr Einigen!

Etwas sein ist nicht so viel als etwas werden, am allerwenigsten etwas sein, ohne es geworden zu sein.

Abhängigkeiten? Ja! Durch Liebe, aber nicht durch Furcht.

Das Auge lebt von der Dunkelheit, das Gehör lebt von der Dunkelheit, das Getast lebt von der Dunkelheit, die Phantasie lebt von der Dunkelheit, unsere Anschauung von der Welt lebt von der Dunkelheit.

Man muß zugleich mit dem Gesicht, dem Gehör, dem Geruch, dem Geschmack und dem Gefühl vorstellen. Die reichste Empfindung des Lebens liegt im Atmen.

Das Neugeborene: das neue Zentrum, die neue Sonne für das Planetensystem und Spiel unserer auseinanderstrebenden Seele.

Wer sich der Phantasie ergibt, muß sie beherrschen.

Der wahre Mensch geht auf dem Kopfe, weniger auf den Händen, noch weniger auf den Füßen; aber die Gehwerkzeuge müssen alle in Ordnung sein, wenn vollkommen gegangen werden soll.

Die Jugend legt die Fundamente aller unserer künftigen Werke in unseren Geist.

Die Trennung der Generationen ist ein zu wenig beachtetes Phänomen: diese Trennung ist absolut;

größte Vertraulichkeit, ja Freundschaft (selbst von Vater und Sohn) können sie nicht aufheben. Die neue Generation lebt in einer neuen, jungen, selbstgeschaffenen Welt, die aber doch etwas Einmaliges hat. In diese hinein sind sie geboren, in ihr leben und sterben sie. Wir aber sind nicht hinein geboren, noch leben und sterben wir darin.

Ich möchte mich in deine Jugend drängen, ist der Gedanke mancher Väter, die ihre Söhne betrachten.

Ich war einmal jung, du aber warst niemals alt, sagte der Greis zum Jüngling, also habe ich etwas voraus.

Jugendliche Greise sind die Hauptpfeiler des menschlichen Kulturbaus. Darunter verstehe ich solche, die nicht erstarrt sind, sondern die noch immer an bewegter, beweglicher und bewegender Weisheit zunehmen.

Die psychischen Flugbewegungen seien schön und vielgestaltig: Taube, Falke, Storch, Kranich, Adler, Geier, Bachstelze, Schwalbe fliegen auf sehr verschiedene Art, und es gibt noch unzählige Formen des Fluges unter Käfern, Fliegen und Schmetterlingen.

Der „moderne Mensch“ kann sich seine Bedeutung meist nur durch Negation sichern.

Vergeßt nicht: jedes Instrument muß gespielt werden und in gewissem Sinne von seinesgleichen gespielt werden. Daher ist man zuweilen in Gesellschaft stumm. Das gespielte Instrument aber will auch von seinesgleichen gehört werden. Damit tröste sich der Stumme. Überhaupt wird der Redende nur selten gehört, höchstens der Redner. Und auch dieser hört sich besser selbst, als ihn die anderen hören.

Wir glauben mit Unrecht, daß menschliche Zivilisation, das heißt die gesamte Ökumene, mehr sei als eine Arche Noah.

Wer die Empfindungen nicht in ihrer tiefen, anklagenden Kraft versteht, der wird überall nur das Gewöhnliche sehen.

Oft erneut der Morgen über Erwarten.

Man darf jeden Tag einen Geburtstag nennen. Von früh an üben wir gleichsam das Aufwachen. Wir wachen von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr immer vollständiger auf.

Das Leben bedeutet eine fast lückenlose Reihe persönlicher Entdeckungen.

Alle wahren Häuser — nicht Warenhäuser — erscheinen äußerlich einsam und verlassen, innen aber sind sie voll des wahren Lebens.

Der Mensch ist des Menschen Zeuge und Zeugnis.

Die Fackel, die leuchtet, zeugt für Licht und Träger.

Vergessen ruht das Schöne oder thront zu hoch.

Jedem Mitgefühl geht eine Empfindung von Schönheit voraus.

Man kann Schönheit nur empfinden, wenn man sie auf sich bezieht, das heißt auf menschlichen Maßstab.

Die Tummelplätze der Seelen sind nur wieder Seelen.

Jeder Mensch verbirgt ein geheimstes Motiv. Es ist oft über jeden Begriff nebensächlich und lächerlich. Weil er das weiß, stirbt er, ohne es je verraten zu haben. Wer es entdeckt, besitzt oft den Schlüssel zu vielen und großartigen Handlungen eines großen Mannes.

Jeder Mensch, richtig erkannt, ist ein bedeutender Mensch.

Das, was das Allerzarteste, Edelste und Reinsten der Menschenseele einschließt und verbirgt, ist immer aus größerem Stoff, ja zuweilen aus grobem. Wie könnte es anders sein?

Ich fragte ein elfjähriges Mädchen: „Was macht Deine Tante?“ (Sie hat ihren Mann und ihr Kind vor etwa Jahresfrist bei den Spartakistenkämpfen in Berlin verloren.) Also „Wie geht es der Tante?“ fragte ich. — „Gut“, antwortet das Kind, „aber alles, was sie ißt, schmeckt ihr bitter.“

Die Welt ignoriert uns alle wahrhaft; und das ist gut.

Dummheit und Langeweile sind als zwei furchtbare Mächte oft genannt, aber in ihrer ganzen ungeheuren Größe noch nicht begriffen.

Wenn die menschliche Arroganz körperlich dargestellt werden könnte, so würde die Menschheit darunter begraben sein wie ein Ameisenhaufen unter dem Mont Blanc.

Optimismus an sich hat etwas Verdächtiges... mehr: etwas Vulgäres... mehr: etwas Banales... mehr: etwas Gemeines! — Aber auch der Pessimismus wirkt abgegriffen und in jeder Beziehung als geforderter

Gegensatz zu dem vorherigen: denn Begriffe sind ganz unzulänglich, wenn es gilt, das Mysterium des Seins auch nur zu berühren.

Pariagefühl und die Verhöhnung des Volksmäßigen verhalten sich zueinander wie Zweig und Frucht.

Es gibt einen blinden Eigensinn, der sich für Kraft nimmt und genommen wird, und eine redliche Klugheit, die Kraft ist und für Schwäche gilt.

In den modernen Großstädten rennen die Menschen hinter sich selbst her und erreichen sich selten.

Wir ringen alle um das Westöstliche.

Wer schreibt uns den neuen westöstlichen Koran?

Zivilisation: Der Osten verliert sein Östliches, der Westen sein Westliches: beide ihr Köstliches!

Mit der Bekleidung beginnt Maskerade, das heißt Kultur. Das ist einigermaßen ernsthaft gesagt.

Zivilisation ist Zwang, Kultur Freiheit.

In jedem Menschen schläft ein Tanz.

Nicht nur dem Bauern war das Licht an sich ein immer wiederkehrendes Wunder. Man lud noch vor fünfzig Jahren zum Lichten ein. Das Licht an sich, an den Winterabenden, in den Winternächten entfacht, brachte die Festlichkeit.

Wessen Leben festlich durchwoven ist vom Großen und Göttlichen, so daß er den Alltag nicht kennt: was sind dem „Feste?“

Was ist das Schwerste im Geistigen? Du darfst keine Münze, die dir gereicht wird, ungewogen, ungeschmolzen, auf Echtheit ungeprüft lassen. Du darfst auch diese Münze nur umgeschmolzen in deinen Schatz legen.

Erkenntnis ist Anbetung.

Erkennen heißt: Raum und Zeit besiegen.

Deine tiefste Erkenntnis ist zugleich am meisten und ganz ausschließlich dein Eigentum.

Der Mensch kann niemals etwas anderes entdecken als sich selbst: aber das ist ein unendliches Feld.

Wahre Zeit: wahre Produktivität!
Wahre Produktivität: wahre Zeit!

Wir wollen das Rätsel nicht in sein Bett legen, sondern nur Wahrheit; darum bleibt das Bett leer.

Viel Chaos empfinden heißt weise sein.

Jedes Sinnes Wesen ist Sehnsucht.

Was du nicht malst, Liebe, bleibt farblos.

Erkenne dich selbst! — Die Befolgung des Satzes und die Konsequenzen des Gehorsams würden die Welt erneuern.

Der Strauß im Zoologischen Garten zu Dresden hat im Freien ein weites Begägnnis, geht aber immer an der Umzäunung, das heißt an der Grenze, hin und her. Das Gleiche ist's mit dem Menschengeist.

Laß deine Skepsis ins Riesenhalte anwachsen, aber laß sie den Riesen des Positiven nicht niederwerfen und besiegen!

Gewonnene Einsicht und betätigte Einsicht sind zweierlei. — Die allgemeinste Erscheinung sind Menschen, die, harmlos sowohl als ahnungslos, täglich die Summe ihrer besten Einsichten in ihren Handlungen unberücksichtigt lassen.

Wie sorgfältig vermeiden sie alles, was einen Anflug zur Größe notwendig macht; sie meinen: verehren, das sei erniedrigen.

Irrtümer, durch Überzeugung und Mehrheit getragen, werden nur stärker in ihrer Wesenheit als Irrtümer, entfernen sich damit aber nur um so weiter von der Wahrheit.

Je mehr Stimmen einen Irrtum stützen, um so stärker wird er als Irrtum, um so verheerender greift er über in das Gebiet der Wahrheit, deren Namen er sich anmaßt.

Es gibt einen Leittrieb beim Obstbaum, es gibt einen Leittrieb auch im bewußten Seelenleben.

Wir können vom Schlaf in der Natur und vom Wachen des Menschen reden.

Ich glaube, daß der erste unter seinen Mitmenschen, der erkannt hatte, wie sich das Leben in Schlaf und Wachen teilt, gesteinigt wurde.

In der Lebensgeschichte Stanleys: „Während solch niedriger Daseinsstufe war es mir nicht möglich, zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden.“ —

Dies ist ein Beleg für meine Ansicht, wonach es in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit einen entscheidenden Augenblick gab, wo man anfing, die Welt des Schlafes von der Welt des Wachens abzusondern. Lange jedoch blieben ihre Bilder noch als Objekte des Denkens ununterschieden.

Die Erscheinung des intermittierenden Wachens (und Schlafens) ist irgendwie verwandt mit der Erscheinung von Ebbe und Flut.

Zieht man ab, was der Mensch wirklich erkennt, so bleibt ihm noch das ungeheuere Werk seiner Einbildungen: fast alles, was ihn ängstet und erfreut, ist darin beschlossen. Zieht man dagegen alles dieses ab, was bleibt übrig? Keinesfalls irgendein Grund zur Angst noch zur Freude.

Einbildungen sind die Unterjocher der Menschen-natur. Wer ist nicht durch ein Bild und Bilder unter-jocht!

D'Anville, sagt A. von Humboldt, hat die geistreiche Bemerkung gemacht, daß der größte aller Irrtümer die Menschen zu der größten Entdeckung in bezug auf neue Erdstriche geführt habe. (Gemeint ist die Entdeckung Amerikas auf Grund der irrtümlichen Meinung über die Ausdehnung Asiens nach Osten.) Nun: das Kapitel „Produktive Irrtümer“ ist sehr groß.

Wäre Irrtum nicht produktiv, dann sollten wir lange warten, ehe wir Brot zu essen bekämen.

Welche große Wahrheit hat nicht Unheil angestiftet in den Köpfen der Menschen? Welche große Lüge hat nicht Segen gebracht? Auch das Gegenteil ist vorgekommen.

Es ist zuviel falsch Verstandenes im Umlauf im Geiste der Nationen, will sagen: zuviel schlechte Münze.

Wahn ist wichtiger für uns Menschen als Wahrheit.

Irren ist göttlich.

Wer tiefer irrt, der wird auch tiefer weise.

Der Denktraum ist höchste menschliche Kraft, Bedingung höchsten menschlichen Adels, in seinen höchsten Auswirkungen Gotteswort.

Irrtum des Herzens ist der köstlichste aller Irrtümer.

Oh, wie tief beuge ich mich vor den wahrhaften, den wirklich göttlichen Irrtümern der Seele!

Die absoluten Wahrheiten — scheint mir — haben das größte Unheil angerichtet. Daher ist weniger verbrochen durch Wissen als durch Glauben, durch Denken als durch Eingebung. Die „Nägel“ im Menschenhirn, das ist die Gefahr: um sie herum beginnt es immer zu eitern.

Vermutlich ist Glaube die stärkste Macht im Menschen. Die geglaubte Substanz übertrifft weit die des Weltalls.

„Erwägen wir recht, was wir in diesem Leben tun, so werden wir finden, daß ein jeder an der Welt malt.“

Michel Angelo.

Nur Glaube existiert, Aberglaube ist ein monströser Begriff.

Die Welt und der Himmel bauen sich auf aus unseren Denkfehlern.

Lüge ist eine Wahrheit mit schiefer Wurzel.

Wer die Wahrheit spricht, durch den braucht deshalb die Wahrheit noch nicht zu sprechen.

Jedes Wort ist Proteus.

Wie schwer ist es, irgend etwas zu sagen. Sagen heißt Wahrsagen, und alles Wahrsagen setzt den Propheten voraus und den Gläubigen. Welche Verantwortung für den mit Sprachwerkzeugen begabten, der Lüge und der Verführung abgeneigten Menschen!

Wahrheit sah noch niemand, außer in ihm selber.

Wer fühlt, fühlend denkt und erkennt, dem sind alle menschlichen Bekenntnisse und Erkenntnisse, inbegriffen Sprache, gleich verkorkten Flaschen mit eingeschlossenen Notschreien verschollener Schiffbrüchiger, auf dem Weltmeere treibend.

Das ist mir nun aufgegangen: Ein Mensch kehrt nicht nur jedem seiner Mitmenschen eine andre Seite zu, sondern er ist tatsächlich jedem gegenüber von Grund aus anders.

Ich habe während dreißig Jahren keine wirkliche Veränderung an Menschen wahrgenommen, außer an mir selbst.

Nie wirst du wahrhaft erfahren, was du nicht an dir selbst erfährst: ergo mußt du alles selbst erfahren.

Wenn nach Schopenhauer der Widerstreit des Willens gegen sich selbst der Quell alles dem Leben eigenen Leidens ist, so muß, da dieser Widerstreit auf Vernich-

tung des Willens hinausläuft und diese Vernichtung auch das Streben des Weisen ist, ihm etwas wesentlich Gutes eigen sein, wie einem immerwährenden, immererneuerten Versuch zur Erlösung.

Ich reduziere Sokrates auf das wenige Nicht-Platonische in Platons Überdichtung: und das ist es, was ich vor allem verehre.

Nur in der Tätigkeit sondert man sich rein von der Welt, von der Masse und vom Chaos im Innern.

Du willst Bescheid sagen über das Leben der Menschen in vergangenen Jahrtausenden! Was weißt du von denen, die mit dir leben? Ja was auch nur von dir selbst?

Wir wissen nicht einmal, was wir sind, geschweige was wir werden können.

Wer nicht weiß, was ist, wie will er voraussagen, was werden soll, oder erkennen, was einmal gewesen ist?

Wir wissen von keiner höheren Vollkommenheit, als die menschliche ist.

Was für uns nicht Individuum ist, ist für uns nicht.

Was die Menschenstimme von andern Naturlauten allein grundsätzlich unterscheidet, ist der bewußte Gebrauch.

Die Seele empfindet nicht eigentlich, sondern erkennt nur den Schmerz.

Der eine Sinn des Auges hat mehr für das Bewußtsein getan als alle übrigen.

Der Hunger der Organe: er ist am deutlichsten beim Magen. Es gibt aber auch einen Hunger des Auges: er geht auf Licht, Farbe und Form. Er ist der immateriellste. Was essen die Augen? Was verdauen sie? Die Vorteile der Belichtung hat auch der Körper eines Blinden, nicht aber die der Augennahrung. Was sind diese? Wer und welches unsichtbare höhere Organ wird dadurch gespeist, ernährt, entwickelt? Das Denken.

Leute mit Suggestionenkraft sind in viel höherem Grade Erlöser der Menschheit, als man gemeinhin annimmt. Feste Willensrichtungen haben nur wenige Menschen, sofern es sich nicht um Ziele handelt wie Essen, Trinken, Schlafen und andere tierische Funktionen. Der Sonderling, dem es gelang, seiner Umgebung seine Idee, also eine fremde Idee, einzuprägen, war der Begründer der Kultur. Diese Idee mußte zunächst unpraktisch sein; denn sie konnte nicht unmittelbar mit den Zielen der tierischen Triebe identisch sein. Sie vermittelte höhere Ziele und einen höheren Willen, die dem gemeinen Individuum ohne Suggestion nicht erkennbar noch nutzbar geworden wären.

Jenes eigenümliche Phänomen des leuchtenden Punktes, den wir als den Quellpunkt der Seele, den Sitz der Seele, die Seele selbst empfinden und den wir im Kopfe lokalisieren, lokalisiert der Inder im Herzen. Also kann dies Phänomen Verschiebungen erfahren, kann auch wohl eines Tages in den Fuß verlegt werden. Ungeeigneter aber, es zu beherbergen, kann uns ein Zweig, ein Baumblatt auch nicht erscheinen: die Folgerung ist klar.

Wir sind in die Welt gestellt, um zu prüfen.

Gibt es eine Aufrichtigkeit ohne Tat?

Dem denkenden Geist kann keine Schranke gesetzt werden; eine solche aufrichten heißt den Versuch machen, alles Denken überhaupt auszurotten.

Das grenzenlose Denken kann niemals eine allgemeine Gefahr werden. Die Gefahr entsteht dort, wo es sich beschränkt; dort allerdings droht immer wieder der neue malleus maleficarum.

Es gibt weder wirkliche Zeugung noch wirkliche Zerstörung.

Alle Geburt ist Wiedergeburt.

Wer bestreiten wollte, daß ein Leben vor der Geburt möglich sei, ohne daß wir uns seiner erinnern, der bedenke, wieviel, genau genommen, nach einer durchschlafenen Nacht vom vorhergehenden Tage in Erinnerung bleibt: einiges, manches, keineswegs alles! Schon ist viel Verlust zu verzeichnen; schon zeigt sich eine Unvollständigkeit, und zwar des bloßen Traums.

Verbarg dir Licht nie etwas?

Du glaubst, die Finsternis sei nur Nichtlicht: sie ist eine Form des Lichts.

Nacht macht Licht heller.

Eine goldene Folie, darauf die Sonne fällt, macht den Geist leuchten, dem sie zum Grunde liegt: Glück! — Eine dunkle Folie macht den Geist dunkel, dem sie zum Grunde liegt: Gram! Verbitterung! — Jeder Gedanke bekommt, je nach der geheimen Folie, die Helle und Wärme der Liebe oder die düstere Färbung des Hasses, so daß er ein dunkler oder lichter Dämon, ein Schöpfer oder ein Mörder sein kann.

Deine ganze, gute und freundliche Auffassung irgend einer menschlichen Angelegenheit kann, so fest sie immer gegründet sei, mit einem Schlage ins Böse verkehrt werden.

Von Illusion zu Illusion gelockt, erreicht man schließlich ein Ziel: in der Kunst! — Aber im Leben?

Das Bewußtsein wandert. Allem jedoch, was wandert, offenbart sich etwas bei jedem Schritt und etwas verschließt sich ihm: nämlich das, was vor ihm liegt, offenbart sich, was hinter ihm zurückbleibt, schließt sich zu. Die Summe des Offenbarten ist immer gleich der Summe dessen, was verloren geht.

Willst du schreiten, so kannst du auch einen hohen Standort nur vorübergehend betreten. Du mußt notwendigerweise Abhänge auf- und absteigen, Täler verfolgen, Ebenen nach allen Himmelsrichtungen durchmessen, und so weiter: denn selbst die ganze Erde ist zu enge für einen immerwährenden Fortschritt.

Alle Urteile sind Vorurteile.

Erzwungene Geistesklarheit ist Lüge.

Der wahre Skeptiker wird zum konsequenteren Individualisten; aber wer weiß, was das heißt? Verallgemeinerungen sind Lügen.

Jedes irgendwie gefärbte Urteil verstellt dem Urteilenden seinen Gegenstand.

Urteilen ist leider immer eine Wohltat für den Urteilenden. Aus diesem Grunde seien wir milde gegen Vorurteile: falsche, dumme, tolle, blinde, wilde und grausame, niederträchtige, schurkische, beschränkte, nei-

dische, ironische, hinterlistige, feige, verwegene, ja verruchte. Urteilen ist der größte Selbstgenuß, verurteilen der tiefste und verruchteste! Anerkennen? Diese Funktion löscht uns aus, nimmt uns den erwähnten Selbstgenuß, macht Urteilen überflüssig und läßt uns das Gefühl der Unterlegenheit. Es ist klar, weshalb so viel geurteilt wird.

Moralische Urteile sind Bequemlichkeit.

Zuweilen verwechseln wir Kälte mit Größe.

Eine Krume Weißbrot erschlägt dich wohl: wer kann es wissen?

Eine Lüge kann mehr Adel in sich tragen als zehn Wahrheiten.

Öffentlichkeit trivialisiert,
Heimlichkeit idealisiert.

Genau so weit, als man sich selbst kennt, kennt man die andern.

Der größere Kenner der Menschen ist der größere Mensch.

Wein, Weib, Gesang... alles in Ordnung, das heißt, wenn der wirkliche Mann noch hinzu kommt.

Die Folgen einer wahrhaft selbstlosen Tat wissen nichts von ihrem Ursprung. Wer Gedanken hat zu denken, der denke!

Das Gegenwartsleben hat wenig Sinn für Humor und Humore. Die meisten Menschen schleppen einen toten

Humor mit sich herum. In seinen Humoren einig sein, heißt im Tiefsten befreundet sein und teilhaftig eines überirdischen Glückes.

Güte ist eine Kunst.

Eigentlich ist es ein billiges, ja das billigste Vergnügen, von Illusionen zu leben. Aber diese brotlose Kunst wird einem merkwürdigerweise am wenigsten gegönnt.

Was der Mensch innerlich zu bewältigen hat, das macht sein Glück oder Unglück.

Es ist bitter, daß die Beschäftigung im Geistigen uns nicht so weit frei machen kann, daß wir ganz unabhängig von den gröbsten Instinkten urteilen.

Man darf nicht das Gras wachsen hören, sonst wird man taub.

Wahrheiten dürfen nicht dicht beieinanderstehen, sonst verbrennen sie.

Wohl dem, der echte Wünsche hat! Der echte Wunsch ist die echte Tat.

O Wünsche! Wünsche! Es werden mehr erfüllt, als man gemeinhin meint. Aber was dann...?

Mit alledem kann ich dir nichts geben, als was du hast.

Wahre Fragen kommen zu uns wie Schicksale. Sie kommen wortlos, schwächen sich selbst durch Worte, können ohne Worte nicht Antwort haben. Und doch liegt der Antworten Bestes wieder im Wortlosen.

Das Gestern wissen, wäre alles wissen!

Jeder Traum, auch der süßeste, hat etwas Quälendes.

Du hörst durch die Nacht, siehst erleuchtete Häuser.
Die Menschen hinter den Mauern sind dir ebenso fern
und fremd wie jene, die zu Karls des Großen Zeit gelebt
haben. Seltsam genug!

Man darf die Illusion des Lockenden nicht zu sehr
verfolgen und nicht zu lange, sonst verflüchtigt sie sich:
steh ab von ihr, und sie schenkt sich dir wieder!

Wie unreal ist ein Traum, und wie fest verbindet er
Menschen!

Nicht träumen können, würde, wie es mit uns nun
einmal bestellt ist, heißen: nicht denken können, weder
Geschichte noch Sage, weder Zukunft noch Vergangen-
heit! Und was wäre dann unsere Gegenwart?

Einst war anschauliche Phantasie von einer ähnlichen
Kraft wie heut die Mathematik.

Wieviel Phantasie hat Amerika gesucht, gefunden,
begründet! Wieviel Nüchternheit ist das Resultat!

Ist es nicht im Hinblick auf Amerika unsere verdamm-
te Pflicht und Schuldigkeit, durch und durch Europäer
zu sein?

Wir leben ebenso sehr und mehr auf der Sonne als auf
der Erde, in der Sonne als in der Erde.

Wir wissen nichts über das Wesen der Kraft und sind
selbst das Wesen der Kraft.

Wenn du horchst, hörst du eine Stimme zuweilen in dir; sie sagt: ich verstehe dich, und so weiter. — Nimm diese Stimme getrost für das, was sie ist: Gottes Stimme. Gott spricht mit einer Menschenstimme in dir. In dieser Ansicht liegt nichts Überschwengliches, solange du das Denken als etwas Wunderbares, als Wunder ansiehst. Gott kann nur nah sein, nicht fern, wenn er ist. Er kann dir nur das Vertrauteste sein, wenn er ist.

Ist es nicht seltsam, daß wir durch menschliche Bildung, also künstlich, zu den höchsten Dingen gelangen: zur Kunst, zur Wissenschaft von Natur und Gott?

Das Bewußtsein als das höchste Wache in uns ist aus Schlaf geboren; aber wenn es brennt, so bedient es sich der Sinne als Diener, der Welt als Scheiterhaufen und nährt und vergrößert durch beides den Brand.

Aber wer oder was, aus dem Schlaf heraus, bedient sich des Bewußtseins?

Du schöne, seufzende Welt!

Wo kann man die Menschen hinführen? Ich fürchte immer nur wieder in den Kampf.

Einen aufrechten Mann nur sehen, stärkt das Rückgrat.

Man steht wohl einmal am Ende des Lebens, immer aber am Anfang des Lebens.

Die Leidenschaften erzwingen das Leben.

Es ist verlorene Unschuld, wenn jemand nicht ganz an dem Orte ist, wo er steht, das heißt eine gespaltene Seele hat.

Saul ging aus, seines Vaters Eselin zu suchen, und fand ein Königreich; aber wie viele gingen und gehen aus, ein Königreich zu suchen, und finden nicht einmal die Eselin!

Das Geheimnis jedes Erfolges heißt Organisation.

Ordnung ist die Grundlage aller Kultur. Ackerbau, Architektur, alle Künste und Erfindungen gehen auf Ordnungssinn zurück und aus ihm hervor.

Es genügt nicht, auch im Geistigen nicht, Kadaver am Wege liegen zu lassen: sie müssen begraben werden.

Es ist besser, das geringste zu unternehmen, als die halbe Stunde unbenutzt vorübergehn zu lassen.

Alle großen und wichtigen Sachen haben wenig Gehilfen.

Martin Luther

Die Menschengeschichte, sowie die persönliche, bedeuten Rückblicke auf ein ungeheures Totenfeld von Illusionen: welcher grenzenlose Aufwand von Täuschungen zu einem unersichtlichen Zweck! Außer dem Begriff der Wahrheit haben wir nichts von ihr.

Welche Verschwendungen an Gläubigkeit, welche Gleichgültigkeit gegen Enttäuschungen, welche Blindheit bezeichnet den Weg der Menschheit!

Bild und Bildersturm ist vielleicht eine ewig notwendige Ergänzung.

Es gibt viele Spiegelbilder des Leidens. Aber solche der Freude? Leiden wird illuminiert im Spiegel! Aber die Freude im Spiegel? — Leid verwandelt sich nicht in Freude, wenn es verschwindet, aber Freude, wenn sie

verschwindet, je nachdem die Freude war, in mehr oder weniger tiefes Leid.

Die Welt der Scheinfreude und des Scheinleides einen sich, die Welt der absoluten Freude und des absoluten Leides niemals. Dann gäbe es Himmel und Hölle? Hölle bedeutet eine schmachvolle Degradation des Leidenswertes. Durch diese wird auch die Freude, das heißt der Himmel, degradiert, zu einer vulgären Volksbelustigung herabgewürdigt.

Der Begriff des Richters ist die höchste menschliche Anmaßung.

Handeln macht gemein.

Immer wenn das Volk zu einer großen moralischen Handlung aufgerufen wird, versteht es: kreuzige, kreuzige!

Wie allseitig ist das Gute bedroht! Selbst durch seine Verteidiger. Wie wirr und verworren sind die Richtungen ihrer Schwertschläge, verworrener fast als die der offenen Gegner des Guten, wirrer und verworrener als die Richtungen des Hasses.

Der Verstand arbeitet unversehens leider immer wieder an einem malleus maleficarum.

Der Hunger des Raubtiers ist eine Art Raserei: eine schreckliche, schmerzgepeinigte Ekstase. Das Grausame liegt nicht in ihrer Absicht, sondern nur die Stillung ihrer selbst.

Es gibt naiv aggressive Geister, die es darauf anlegen, daß man sich in sie verwickele, ich möchte sagen mit den Beinen der Seele.

Reizbaren Temperaturen liegt Irrtum und Ge hässigkeit meist ebenso nahe wie echte Begeisterung.

Den weitaus bittersten und heftigsten Haß erzeugt man durch Humanität.

Mit den Waffen der Seele können sich nur wenige verteidigen, ohne sich selbst zu verwunden.

Wische die Lästerungen ab wie die Athleten den Staub!

Der Kommunismus im Menschlichen, Allzumenschlichen ist längst eine Tatsache.

Zwei Dinge erzeugen gleicherweise Ungeduld: Schmerz und Freude.

Ein Leben muß sich in sich selbst immer wieder entzünden können.

Wahre Musik stärkt den Starken.

Solange man lebt und wirkt, muß man leben und wirken, als ob man ewig lebte und wirkte.

Der Einzelne, wahrhaft Einzelne, wahrhaft einzeln Denkende muß notwendigerweise vor der Masse, der Menge, der sozialen Gemeinschaft im Ideellen und Materiellen als Verbrecher oder als Irrsinniger gelten.

Lebe jeden Tag, als ob er dein erster und dein letzter wäre!

Man muß seine Gebäude errichten mit Schwert und Kelle, wie zu Zeiten des Romulus und Remus die ersten Römer.

Du hast eine Idee: stelle dich mit dem gezogenen Lauf deines Gewehres davor und verteidige sie! — Du willst abseits von der Heerstraße einen Schritt tun: tue ihn mit dem Revolver in der Hand! — Du willst Gott, deinem Gott, dienen: stelle Kanonen um den Altar! Du willst anbeten: tue es hinter dicken Steinmauern, wohin das Hohngelächter der Niedertracht nicht dringt noch seine Stein- und Schmutzwürfe.

Der Orkus soll verschüttet werden, das ist die Riesenarbeit der Menschheit.

Weltabgeschiedenheit? Worauf käme es also an?
Ersticke das Drama in dir!

Wenn die Füße nicht mehr auf der Erde sind, hört auch der Tanz auf.

Romantik ist das Leben, als Spiel gelebt.

Worauf stützt sich der innere Widerstand gegen Auflösung und Untergang im Menschen?

„Ich kann des Niederträchtigen, Allzumächtigen um mich nicht Herr werden.“ — „Versuchen Sie es noch einmal aus Leibeskräften mit Humor!“

Sollen wir warten, bis die Gegensätze des Lebens ausgeglichen, die Armen und die Reichen reich geworden sind: wann sollten wir denn ein höheres Leben anfangen?

Die Tat trägt, die Tat macht Zeit, sie schafft, sie wirkt die Schöpfung: denn wo Schöpfung ist, da ist

Zeit. — Also tut! — Tut einen Tag, so habt ihr ein Jahrhundert oder Jahrmillion oder was ihr davon zu besitzen wünscht. Versäumt einen Tag, so habt ihr ein Jahrhundert versäumt. — Dies alles bezieht sich auf das höhere Leben und Streben.

Die Qual von gestern muß die Tat von heute werden.

Will Gott den Frieden nicht — ich will ihn!

Dem müden und eifrigen Arbeiter kann ein Sturz etwas Erlösendes sein, obgleich er nichts weniger will als sterben.

Wer Landschaft sieht, Landschaft wahr sieht, wahre Landschaft sieht: der sieht die wahre Verlassenheit des Menschen.

In der Jugend hat man Zeit, treu zu sein.

Mein Freund, es gibt Menschen und Dinge, die für dich zu lange leben. Du hast den rechten Augenblick nicht benutzt, sie sterben zu lassen.

Wer richtig tötet, macht recht lebendig.

Leben heißt auch sterben: das bedenken die wenigsten.

Man darf nicht durch ein Schlachtfeld schreiten wie der Storch durch den Salat.

Es muß in der Seele etwas geben, ähnlich den Jahresringen der Bäume.

Warum können wir das Leben nie, jederzeit aber den Tod hervorrufen?

Mit den Griechengöttern vernichtete man einen ganzen Olymp der Seele.

Wenn du im Leben nur noch Wiederholungen siehst, intermißt der Lebensprozeß.

Wenn der Geist eine Zeitlang einen gewissen Grad von Ruhe genossen hat, so gelangt er in eine Verfassung, die dem Tode mehr verwandt ist als dem Leben.

Sie sahen plötzlich nicht mehr, daß es Leute gab, die das Gewordene darstellten. Sie wollten mit lautem Geschrei die Welt ganz ummodeln: was später die Welt in aller Ruhe mit ihnen tat.

Die meisten unserer Wünsche sind deshalb unerfüllbar, weil ihre Erfüllung irgendwie unsere Vernichtung in sich schließt.

An unerfüllten Wünschen hängen noch mehr falsche Vorstellungen, die niemals korrigiert werden.

Der Vogel, das Kamel, der Sklave, der Krieger, der Mensch überhaupt, alle sind notbeflügelt.

Wie viele gehen zugrunde, Männer und Frauen, weil eine fette, große, dicke Lüge über ihnen liegt und sie erdrückt!

Es gibt nichts so Grauenvolles wie die Fremdheit derer, die sich kennen.

Die Bruderzwiste in der Geschichte sind die in jedem Betracht grauenvollsten Phänomene der menschlichen Psyche. Ich glaube, daß Beethoven nur durch Vermittelung seines Bruders den tiefsten Abgrund der

Hölle kennen gelernt hat und damit einen Grad des Leidens, von dem alle diejenigen nichts wissen, die den Schatten nicht kennen gelernt haben, den Bruderliebe zu werfen vermag.

In das Bruderproblem schlägt das Doppelgängerproblem. Völlige Doppelgänger müßten sich ohne Überlegung sogleich mit dem Dolch anfallen. Sie müßten einen grenzenlosen Haß gegenseitig erwecken, den Urhaß, der ein Zwang, ein Befehl zur Vernichtung ist.

Hat man die Vergänglichkeit tief erfahren, so dauert es einen, daß man die Jugend mit ihrem Glauben an sich gebunden sieht.

Das größte Mausoleum ist das der Lebendigen.

Der Grundklang des Todes ist in allem Festlichen.

Mit jedem Menschen stirbt eine Welt.

Um wie weniges tiefer liegen die Toten als wir!

Er und ich, wir nähern uns einander langsam im Laufe des Lebens: man mag unsren Staub vermischen.

Als die Götter zeugten und nicht wußten, was, war Eros aller Götter Vorfahr und Herr.

Wir haben nichts Besseres und nichts Schlimmeres als die Liebe. Wer Schönheit empfindet, wie immer, wo immer: der liebt.

Zuerst ist die Liebe eine Krankheit, dann eine Gesundheit.

Auf der falschen Voraussetzung, als könnten zwei Menschen ganz ineinander aufgehn, wurzeln die schlimmsten Übel des Lebens.

Es gibt Frauen, die nur Frauen und sonst ohne Talente sind, die aber nach Geist hungern wie der Fisch auf dem Strande nach seinem Element. Sie öffnen und schließen gleichsam Kiemen und Mund ihrer Seele krampfhaft, um aus der leeren Luft Lebensgeist einzutauen.

Unter den Ehefrauen gibt es sehr viele eingemauerte Nonnen.

Die Frau hat nichts weiter zu tun, um das volle Bewußtsein ihres Wertes zu gewinnen, als sich vorzustellen, was sie ist: nämlich Mutter aller Männer, die je gelebt, gewirkt, gedacht und gedichtet haben. Dieses Bewußtsein, verbunden mit dem jener unendlichen Summe von Schmerzen, durch die sie das Geschlecht der Menschen stetig verjüngen muß, wird jenen Stolz in sich schließen, den sie braucht, um sich aus einem nicht hinreichend würdigen Zustande aufzurichten, in dem sie ist; denn die Gesellschaft entzieht ihr mit Fug die Freiheit, Kinder zu töten, aber mit Unrecht die Freiheit in alledem, wodurch sie wahrhaft lebendig macht. Diese Freiheit muß sich die Frau zurückerobern! Einen Sieg, den sie niemals erringen wird, sie werde denn Mutter in großem Sinne.

Die Mutteraufgabe ist fruchtbar und reich: die Mutter ist mit Seele und Leib um den Quellpunkt des Lebens herumgebaut.

Wenn viele Kinder sich in die Liebe einer Mutter teilen müssen und jedes einzelne die ganze zu besitzen meint, ist dies nicht spukhaft?

Kind der Liebe: kein reinerer Name!

Wer nicht ein Kind von seiner Geliebten will, liebt sie nicht.

Vom Mann zur Seele des Weibes gibt es Verwachsungen. Mit unsichtbaren Polypenwurzeln senkt sich die Seele des verführerischen Geschöpfes in dich. Du gehst vorüber, ahnungslos, und trägst den Parasiten im Innern davon. Er zehrt von dir, aber er ist nicht so ganz ein Parasit, daß du nicht auch von ihm zehren könntest. Liebende sind innerlich eins, bevor sie es äußerlich sind. Gewaltsames Auseinanderreißen ist schmerzlich, läßt Wunden zurück, wo es nicht tötet. Es gibt allerdings auch ein Auseinanderwachsen, wie es ein Ineinanderwachsen gibt: das eine geschieht gedankenschnell, das andere braucht lange Zeit. Wird der Prozeß nicht unterbrochen, so verläuft er schmerzlos.

Gewisse Ehen halten nur in der Weise zusammen wie ineinander verbissene Tiere.

Haben wir Frieden, so müssen wir nach Liebe gehen, haben wir Liebe, so müssen wir nach Frieden gehen.

Liebe strebt zur Vereinigung; durch Vereinigung erstrebt sich der Friede, das heißt die Ruhe; ist sie erreicht, steht man aber auch vom Tode nicht mehr allzu fern.

Liebe stellt eine Beziehung zwischen Menschen her. Ebenso der Haß. Wer Beziehungen sucht, hat die Wahl.

Das Satanische kann sich jeder göttlichen Tugend verbinden und auch der hochgebenedeiten Liebe.

Stabil im Knaben bleibt das Verhältnis zu seiner Mutter. Dem Vater gegenüber schon wird er zum Mann. Der Mann wiederum wird zum Unmann seinem Weibe gegenüber. Sein Verhältnis zum Weibe an sich dagegen bleibt stabil, ihm gegenüber bleibt er Mann.

Man redet über tiefste eigene Schmerzen, die wie tiefstes Glück aus Liebe stammen; man redet zu anderen, hört die Antwort und ist zumeist verletzt auch durch den Wohlmeinenden. Warum? Gerade das Eigenste bleibt den Freunden immer fremd, und jeder Anteil in dieser Beziehung ist oberflächlich: weshalb er als das und meistens als roh empfunden wird. Er gestattet jedoch keinen Schluß auf das Wesen des Menschen, der ihn uns zuteil werden läßt.

Die Weiber zerreißen immer noch den Mann, wie die Mänaden den Stier.

Spiel mit Frauen: Keine Partie wird zu Ende gespielt. Immer werden zuletzt die Figuren durcheinandergeworfen.

Jemand sagte: „Wir wollen Gott lieben, das Weib ist es nicht wert.“

Sie war ein echtes Weib und hatte täglich Freude an ihrem Pantöpfelchen.

Seltsamerweise stellt man Gott im Kosmos vor als einen Teil von ihm. Gott-Protektor: stärker als ich und der Natur als Gebieter gewachsen, also mächtig, — nicht allmächtig. Selbst der Allmächtige könnte es nicht sein ohne eine Macht gegen sich, die von ihm überwunden worden ist. Wir kommen nicht darum herum, im Beginn eine Zweiheit vorauszusetzen.

Das individuelle Verhältnis zu Gott ist die Religion eines Menschen: sie bleibt fast immer Geheimnis.

Ich glaube, das Wort der Pythia muß eine Kraft entwickelt haben ähnlich der Lawine, die, je weiter sie sich vom Punkte ihres Entstehens entfernt, um so mehr wächst.

Die Religionen siechen hin, seit sie die Spaltung in ihr Exoterium und ihr Esoterium aufgegeben haben. Ihr Mark wird von der Masse vertilgt.

Der Begriff physischer Reinheit und Ordnung ist ursprünglich mit dem göttlicher Reinheit und Göttlichkeit überhaupt beinahe identisch.

Totenkult, Ahnenkult: angeblich nur bei Chinesen, Japanern oder primitiven Völkern. Und doch, was ist die Liebe zu Shakespeare, Goethe, Buddha, Jesus und so weiter anderes?

Gesellschaftsreligion muß notwendig flacher sein als Individualreligion, weil sie Produkt eines Übereinkommens ist und nur Übereinkommen zum Ziel hat. Das bedeutet für jedes Individuum erstens bewußte Aufgabe des Tiefsten und Eigentümlichsten, wenn es dem Übereinkommen schädlich ist. Es bedeutet zweitens Verlust eines wertvollen Teiles des Individualbekennnisses durch das unzulängliche Mittel der Sprache. Es bedeutet drittens Beschneidung des zutage Geförderten, sofern es dem erstrebten letzten Idealübereinkommen entgegensteht. Alles in allem: Gesellschaftsreligion ermöglicht sich nur durch fortgesetzte Opfer an Individualreligion. Auch in Jesus war Individualreligion, als deren einziger Bekenner er starb: was

von ihr Gesellschaftsreligion geworden ist, hat das Individuellste ihres Gründers unberührt sowie unentwickelt lassen müssen und besitzt übrigens alle Eigenarten eben einer Gesellschaftsreligion.

Das Christentum ist die Religion der tiefsten Beunruhigung.

Der schöne Klang der Stradivariusgeige ist bedingt vom Lack. Der christliche Lack hat nur selten die gleiche Wirkung.

Das Gefühl des Verloreenseins im All als Wollust!

Sollte nicht, um die blutige Raserei der Menschen untereinander und gegeneinander zu hemmen, ihre eingeborene Gottesscheu auf den Menschen dadurch übergeleitet werden, daß man diesen zu Gottes Ebenbild mache? In weiterer Folge dieses Gedankens könnte man vielleicht das Christentum überhaupt eine Staatsreligion oder eine Gesellschaftsreligion nennen, zum Unterschied von Individualreligion, weil sie den Landfrieden, Volksfrieden, Gesellschaftsfrieden als vielleicht wesentlichstes Ziel hat. Überall finden wir den Gewalttätertypus, die Großen und Gewaltigen ausgesondert, welche die eigentlichen „Gottlosen“ sind, trotzdem sie so wenig gottlos sind oder sein können wie Hiob. Diese Großen und Gewaltigen und Verbrecher haben Individualreligion: in ihr Bewußtsein tritt eine Art universales Bewußtsein, in welchem die Gesellschaft, ja der Mensch nur sehr beiläufige Figuranten sind. Damit werden sie und ihre Religion leicht der Gesellschaft und ihrer Religion feindlich. Die Gesellschaft, das ist der himmlische Friede; alles Außergesellschaftliche, das ist höllisches Chaos, Krieg, böser Feind.

Wir haben nicht den Wunsch, im Paradiese heroische Taten verrichten zu müssen.

Man ist erstaunt, wie alles, was das Tridentinische Konzil, was 1577 die Formula concordiae der Protestanten in sich begreift, so vollkommen abseits vom Begriffsvermögen des Volkes steht. Eine Welt- und Lebensfremdheit ohnegleichen macht sich darin geltend. 99 Teile vom Hundert der ganzen Christenheit, auf diese subtilen Dinge eingeschworen, haben falsch geschworen.

Mein Freund, Pfaffen stecken in vielen Vermummungen, und wir sind stets in Gefahr, entweder von solchen der Religion, der Philosophie, der Wissenschaft oder der Kunst vergewaltigt zu werden.

Krankheiten des Leibes und der Seele sind es, welche die Menschen immer wieder Quacksalbern Leibes und der Seele in die Arme treiben. Wahre Religion ist Gesundheit in ihrem Wesen und hat mit Pfafferei nichts gemein.

Gott sprach: Glaubst du, ich könnte meinen Priestern nicht vorgreifen?

Der Mensch, dessen Sinne durch eine antisinnliche Moral verdorben und geschwächt worden, ist ein von Priestern um sich selbst betrogener armer Schelm. Wir verwerfen heut Askese in Form der Kasteiung und blutiger Geißelung, auch sind die eingestandenen Formen der Gottesopfer — Menschenopfer! — selten geworden. Aber ihre geheimen, feinen und tödlichen Formen blühen geheim öffentlich.

Die Moral hat mehr Kinder gemordet als Herodes und Moloch, Scharlach, Masern und sämtliche Seuchen der Welt.

Der organisierte Wahnsinn ist die größte Macht in der Welt.

Vielerlei Irre liefen im Mittelalter herum, fanden sich, tauschten ihre Erfahrungen aus, erhoben und verfochten ihre Wahnsysteme gemeinsam, erklärten sie für Offenbarungen und verbreiteten sie fanatisch.

Es werden so wenig Menschen geboren und so viele Pfaffen.

In jeder direkten Beziehung zu Gott liegt Gefahr für die soziale Ordnung.

Um bloß immer so fort zu leben in Ewigkeit, liegen allbereits die Himmel unserem Wesen zu offen da.

Ihr löst den Gewöhnlichen aus seinem einzigen Verhältnis zum Ungewöhnlichen: ihr habt ihm die Ehrfurcht genommen.

Ganz unwillkürlich nenne ich den Himmel mitunter, zu ihm aufblickend, den blauen Gott.

Es gibt eine heitere Ironie und eine finstere: die letztere geht auf stärkeren Füßen. Gott vernichtet beide, wenn er will. Vor Gott besteht keine Ironie außer der ihm eigenen.

Die Götter waren Begriffe, nichts weiter! Und noch immer machen wir Begriffe zu Göttern.

Gott ist auch im Säugling, aber dieser weiß nichts von Gott. Also beginnt irgendwann die Offenbarung Gottes ins Bewußtsein des Menschen zu treten. Er kann auch wieder darin erlöschen.

Da Gott sich im Geist des Menschen nach und nach offenbart, seine Offenbarung also fortschreitet, ist es wichtig, alt zu werden; bleibt es wichtig und richtig, auf immer neue Offenbarungen zu hoffen.

Natur, sich voll genießend, ist Gott.

Geht und seht, wie die Tempel entstanden, die Dome, die Theater, die Städte überhaupt, die Staaten überhaupt, die höhere Menschlichkeit, die Menschlichkeit überhaupt... Dionysos! Dionysos!

Von Gott soll man wissen, an Gott soll man nicht glauben.

Im Geist ist eine Vergötterung der Natur im Gange.

Schauspieler: indem sie das Leben spielen, leben sie es erst! Sollte es Gott ebenso gehen?

In neuerer Zeit, auch mit durch die Resultate des Darwinismus, liegt die Idee nahe, die Schöpfung der Welt als des eigentlichen Paradieses sei im Gange: eines Menschenparadieses.

So viele Gedanken über Gott! Warum nicht auch zahllose Bilder von Gott?

Der Scholastiker, der Gott nachzulaufen glaubt, läuft dem Teufel nach. Der Künstler nicht.

Schildere, wie alle Götter zum Altare Jesu kommen! Warum? Weil er ein Mensch war.

Ihr bleibt nur Götter. Er wurde Mensch.

Gott ist hier, der da gerecht macht, wer will verdammen? Römer 8, 33. Diesen Spruch hatte ein frommer Proselytenmacher in eines Knaben Hand gespielt. Handelte da der gute, enge, magere Frömmeling wohl im Sinne seiner intoleranten Sekte? Schwerlich! Graviert sich wirklich diese Goldschrift auf dem blutroten Gelatineblättchen in junge Seelen, dann ade Eiferertum.

Der Protestantismus ist unsinnlich und unsexuell.

Die Seele brennt auch im Himmel, nicht nur in der Hölle.

Eckehart führt an, Gott sage in der Weisheit Salomonis: „In allen Dingen suche ich Ruhe.“ — Wer Ruhe sucht, ist voller Unruhe!

Wenn Ewigkeit ist, wo sollte sie nicht sein? Irgendwie bleibe ich immer in der Ewigkeit stehen, nie außer ihr. Und so bin und bleibe ich irgendwie ewig.

Ebenso ist es mit der Unendlichkeit.

Ist es nicht seltsam, daß die unteilbare Zeit nur dadurch besteht, daß wir sie teilen? Und doch kann aus so vielen Endlichkeiten keine Unendlichkeit werden.

Begriffe sind ganz unzulänglich, wenn es gilt, die Tiefe, das Mysterium des Seins auch nur zu berühren.

Imagination baut den Himmel und seine Gestirne. Sie wird gefestigt durch den Glauben. Zweifel bricht das Werk und macht es unvollkommen im Geist der Natur. Glaube bestätigt. Er beschließt den Willen.

Frei nach Theophrastus.

Die Götter pochen noch immer vergebens an die Türen der Menschen.

Der Born der Sage ist vertrocknet. Die Berge sind entgöttert und kahl.

Aber sie sind! Sie sind und warten!

Man verleumdet die Wüste, wenn man sagt, Politik sei eine.

Größe holt sich ein Volk auf dem Meer.

Wenn Sie wissen wollen, was Europa ist, müssen Sie nach Amerika gehen.

Es war für Napoleon leicht, über die Menschen schlecht zu denken. Es ist für die Menschen leicht, über Napoleon schlecht zu denken: wer entschließt sich zuerst, das Schwerere zu wählen?

Bismarcks Erinnerungen. Sprachlich durchaus nichts Lutherisches. Eine Art Benvenuto Cellini auf preußisch. Deutsches Fundamentalbuch. Ein Buch, das Preußens Hegemonie rechtfertigt. Ein Lehrbuch, ein Grundbuch. Bismarcks zweite Tat, die seine erste ergänzt. Es muß die tragende Säule der deutschen Einheit werden.

Deutsche Geschichte. Selbst in Lamprechts Darstellung, wo liegt für all das die Verantwortung? Es liegt keine befriedigende Erklärung in der moralischen Belastung von Ständen oder einzelnen.

Geschrieben und gelesen: was sagt das? Geschrieben, ein Schatten! Gelesen, eines Schattens Schatten. Wie hoch anzuschlagen, mit solcher Erkenntnis, ist der Anspruch auf Realität unserer Geschichtsschreibung!

Wie kommt das: es gibt in Deutschland augenblicklich viel mehr Hälse als Nacken (1911).

Wie ein Mensch zunächst erzogen wird, dann aber nur fortschreiten kann und eine höhere Bildung erlangen, wenn er diese seine Bildung selbst in die Hand nimmt, sich selbst erzieht: so ein Volk.

Nur die Idee des Friedens, nicht die des Krieges ist steigerungsfähig.

So viel Spekulation beschäftigt sich heut mit der Zukunft, warum so wenig mit der Vergangenheit? Kann es nicht sein, daß diese uns überschwemmt wie eine rückkehrende Flut eine fruchtbare Insel, die durch die Ebbe freigelegt wurde? So schrieb ich am 30. Oktober 1911. Heut, 1921, ist das Gefürchtete geschehen.

Der Rhein wetteifert in seinem Tiefstand mit dem Fall Deutschlands. In seinem Bett bei Bingen wird ein Stein sichtbar, dessen Inschrift einhundertsechzig Jahre nicht zu sehen war. Sie lautet: „Die mich sahen, weinten über mich; die mich wiedersehen werden, sie werden über mich weinen.“ So ist es.

Mai 1921

Positive Begabung des Menschen ist nur in den Künsten nachweisbar. Die negativen Begabungen überwiegen. Sie kritisieren und analysieren: Gott, Natur, die Welt, den Himmel und alles. Aber was von allem können sie machen? Marx und Engels kritisieren den Gegenwartsstaat. Wer wird die neue Gesellschaftsordnung aufbauen und ausbauen?

Das Reinindividuelle vom Reinsozialen zu trennen sind Menschenalter genialer Arbeit erforderlich.

Der Idealstaat würde mit voller Gesundheit des Volkes identisch sein.

„Wer Soldat werden muß, muß auch Offizier werden können, solange der Staat nicht faul ist“, sagt Mommsen in seiner Römischen Geschichte.

Es gibt Fehlsprüche mit Gewicht und solche ohne Gewicht: diese sind zahllos, die andern gering an Zahl, — aber doch zahlreich genug, um das allergrößte Elend über die Welt zu bringen.

Recht häuft sich nicht, wohl aber Unrecht.

Krieg ist gewöhnlich, Homer ist selten.

Wenn sie unser Volk nicht mögen in der Welt, so ist höchstens der Durchschnittszustand zwischen Mensch und Mensch ein wenig verstärkt worden.

Zu erstreben?
Das Volk der Einzelnen.
Der Staat der Individuen.
Die Geselligkeit der Einsamen.
Die Herrschaft der Duldenden.

Gehe blind an die neue Arbeit: Homer war blind!

Durchdenke deine Sinne!

Sobald man in einer Sache Meister geworden ist, soll man in einer neuen Schüler werden.

Ist es eigentlich vornehm, sich im Geistigen allzuweit auszubreiten, allzuviel Plätze zu belegen?

Es müßte uns gehen wie echten Teppichen; je mehr man mit Füßen auf uns herumtrampelt, um so besser sollten wir werden.

Enttäusche nie das wahrhaft Dienende.

In der Kraft liegt auch die Geduld. In der Ungeduld offenbart sich die Schwäche.

Sowohl in der Freude als im Leid bleibt Arbeit das Quietiv.

Lasset uns leben in Eintracht der Dämonen!

Gib deine liebsten und geheiligten Werte nur mit größter Behutsamkeit preis, am liebsten gar nicht.

Du kannst einen Elefanten festhalten, wenn er fliehen, aber nicht das kleinste Haar auf deinem Kopfe, wenn es fallen will.

„Wer das Leben nicht schätzt, verdient es nicht.“ Leonardo. „Wer das Leben schätzt, verdient es“, würden ihm Eckehart und Gotamo Buddha antworten.

KUNST UND LITERATUR

Die eigentlich metaphysische Tätigkeit ist die Kunst.

Das Urgeheimnis: wenn nicht zum Sprechen, bringe es zum Tönen!

Mythos, große Heimat!

Der Märchenerzähler gewöhnt die Leute an das Ungewöhnliche, und daß dies geschehe, ist von großer Wichtigkeit; denn im Gewöhnlichen erstickt der Mensch.

Wahre Märchen werden von Kindern erlebt und von Greisen erzählt.

Kunst macht gerecht.

Meine Kunstform ist meine Moral.

Wer meine Dramen verleugnet, verleugnet sein Menschentum.

Gewohnheit macht Erkenntnis blind. Kunst und Wissenschaft sind Durchbrüche durch ihren Bleimantel. Auch die sogenannte Kausalität hat Gewohnheitsfunktionen. Das Staunen sollte nicht abreißen, die Ungeheuerlichkeit unserer Existenz nicht bürgerlich-selbstständig gemacht werden.

Wirkensleidenschaft: Neugier, neue poetische Realitäten sichtbar werden zu sehen.

Die Kunst ist frei, und so muß auch der freieste Mensch im Staate der Künstler sein. Bezweckt der

Staat, neben seinen schablonischen Notwendigkeiten, die irgend mögliche Steigerung seiner Individuen, so kann er an seinen Künstlern erkennen, wie weit es damit gediehen ist. Je größere und umfassender entwickelte Künstler eine Nation hervor und zur Reife bringt, umso mehr wird Gesundheit und Gerechtigkeit in ihr wohnen. Der Künstler ist nicht weniger, aber wohl weit mehr als jeder Charakter. Er wendet sich weder an Narren noch an Charaktere, sondern an das freie und menschlich gebliebene ausschließlich Menschliche. Den Staat ignoriert er, um des Menschen willen. Das ist auch der Grund, weshalb er der großen Internationale der Künste und Wissenschaften angehört. Der Staatsmann hat sich vor dem falschen Instinkt der Kunstfeindschaft und Künstlerfeindschaft zu hüten. So selbstherrlich er sein muß, ist der Künstler niemandes Feind. Ein Künstler würde sich falsch verstehen, wenn er sich zum Feinde des Staatsmannes mache. Dieser wie er arbeiten daran, das Gesetz zu erfüllen, nicht es aufzulösen. Das erfüllte Gesetz aber ist der frei-edle harmonische Staat oder Mensch. Ein Staatsmann, der den Künstler beengen will, ein Staat, der ihn ignoriert, beide betrügen sich selbst. Sie gleichen Gärtnern, die ihre Ananasfrüchte über die Gartenmauer auf die Straße werfen (1898.).

Immaterielles will die immaterielle Seele. Alles letzte Resultat der Kunst ist immateriell.

In der Kunst wird auch durch das realste Material stets das Immaterielle erstrebt.

Dichtung, auch in ihrer zartesten Form, ist immerhin Materialisation. Aber wie verstanden? Ohne Materie! Dichtungen werden und vergehen, wie materielle Formen vor den Augen Gottes, vor den Augen des Dichters.

Im Anfang war der Rhythmus. Die in den Körpern schlafenden Rhythmen wecken: ein Teil der Bildung.

Es ist ein feierlicher Moment, wenn man zum ersten Male den großen monotonen Rhythmus der Jahrtausende hört.

Es ist nicht so widersinnig, wie es klingt, wenn man als Zweck aller Kunst angibt: das große Schweigende schweigend aussprechen.

Dichten heißt: hinter Worten das Urwort aufklingen lassen.

Jakob Böhme redet von einer gebärenden Harmonie: — Grundverfassung des wirkenden Künstlers.

Als Pindar geboren ward, tanzte Pan.

Wenn der passive Zustand des menschlichen Ingenuums abgelöst wird durch den aktiven, so beginnt es aus dem Nichts zu schaffen.

Kunst ist Sprache: also im höchsten Sinn soziale Funktion.

Es gibt in der Kunst nur eine große Gegenwart für den Lebenden: sie reicht von den Gräbern in Ägypten und Babylon bis herauf zu uns.

Wehe dem, der sich mit seiner Generation verzettelt!

„Schrift der Götter“ nannten die Ägypter die Hieroglyphe: Kunst.

Warum schafft man, da doch das beste Vorhandene

ungekannt und -gewürdigt daliegt? — Nicht zum mindesten auch deshalb, damit das zum Gegenwärtigen geweckte Interesse auch den Schatz der Vergangenheit ans Licht bringe und belebe.

Es gibt eine Kraft der Werkstatt.

Alle Kunstwerke sind Nachtwachen.

Jedes Kunstwerk ist Überwindung.

Überwinden heißt etwas besiegen, etwas, das im Wege liegt, beiseite räumen oder sonstwie darüber hinausgelangen. Das ist die Scala d'oro, deren Stufen Kunstwerke sind. Sie tragen zu einem Ziel, das über ihnen liegt.

Der Künstler ist ein Nomade. Ein Kunstwerk hervorbringen, heißt etwas mehr als ein Zelt aufschlagen und darin wohnen. Es heißt Weideplätze finden für den Geist. Ein neues Tal, einen neuen Hügel, einen neuen Himmel, eine neue Sonne darin! Es heißt: Alles aus dem Nichts hervorbringen, nicht nur finden.

Jedes Kunstwerk hat eine prästabilierte Harmonie zum Grunde: von ihr abweichen heißt irren.

Erfahrung ist das Wesen der Dichtkunst.

In der Dichtung bedingt wie in der Architektur alles der Grundriß.

Es gibt heute keinen die Zeit beherrschenden Geschmack, sondern nur einen beherrschenden Ungeschmack, von dem sich gänzlich zu befreien der Künstler

gezwungen ist; dadurch erlangt er dann eine größere Freiheit als unter der Tyrannie des besten Geschmacks.

Das Geschöpf ist vielleicht sentimental, der Schöpfer nie.

Gute Kunst ist immer kathartisch. Aber selbst gute Menschen zuweilen nicht. Kathartische Menschen vermögen ihre geistige Existenz nicht fortzusetzen, wenn nicht mit Hilfe täglich erneuter Katharsis. Von allen Neueren besitzt das Kathartische am mächtigsten Beethoven.

Ein Künstler, dem nicht das Letzte seiner Kunst Musik ist, befindet sich im Puppenstadium.

Alle Musik ist eigentlich innere Musik und muß wieder zu innerer Musik werden.

Beethoven, Bach und so weiter können nur durch das Ohr aufgenommen werden. Wie mächtig also sind die Funktionen des Gehörsinnes erweitert und gesteigert worden durch den Geist! Ist das Auge wirklich so weit gediehen? Nein. Ich glaube wenigstens nicht. Was alles müßten wir sehen, könnten wir sehen, was wir hören können!

Dieselbe bildende Kraft, die dir den Baum als Baum erscheinen läßt, gibt dir die Fähigkeit, diese Erscheinung als Kunst festzuhalten.

Der Maler: was geht die ganze meinem Pinsel nicht entflossene Welt mich an!

Man nehme ein Bild von Rubens und lasse es von van Dyck kopieren: es wird ein van Dyck daraus.

Irgendwann entwickelt dir jeder Gegenstand seine immanente Schönheit.

Man senkt nicht, wie Taine zu glauben scheint, als Künstler die Wurzeln in seine Zeit. Man senkt sie ins Ewige und rankt sich vielleicht empor in der Zeit.

Ein Erlebnis muß wie ein Saatkorn in eine gewisse lichtlose Tiefe versinken und für eine gewisse Zeit, ehe es keimt, Wurzeln und Stengel trägt und über der Erde Blüte und Frucht bringt, das heißt: ehe es dichterisch wird.

Vielleicht sucht man nur immer das Werk und nicht ein Werk hervorzubringen: dann wäre alles Geleistete nur Versuch oder Vorarbeit, bis es gelingt.

Der Künstler braucht Arbeitsillusionen, wie der For- scher Arbeitshypothesen braucht: ja Hypothese und Illusion sind funktionell und an sich beinah das gleiche.

Der Begriffler entfernt sich vom Ziel, der Künstler umschließt es.

Wie der auf reine Abstraktion gestellte Mensch nie- mals Dichter sein kann, so auch nicht Musiker im großen Stile.

Man kann ein und dieselbe Sache in so vielen Gestal- ten richtig darstellen, daß es schmerzt, sich für eine allein entscheiden zu müssen.

Wenn die inneren Möglichkeiten unerschöpflich, das Leben aber allzu kurz erscheint, ermahnt zum Wirken der Gedanke, daß im kleinsten Teil der Kunst das Ganze ist.

Wer auf seine Art etwas zu sagen hat, muß auf jede andere Art schweigen können.

Schönheit ist eine Sache der Sekunde. Die Sekunde entfaltet sie und verhüllt sie wieder. Für den Menschen ist Schönheit ein göttlicher Zufall. Die begnadete Sekunde bringt den Einklang von Natur, Gott und Mensch. Schönheit ist aber auch eine Sache der Form; und also auch die ist immer ein göttlicher Zufall. (Sie fällt uns zu!) Das ist das große Geheimnis den meisten. Die Form im Kunstwerk, das letzte Formale, das also das Göttliche ist, das also die Schönheit heißt, es wird von den wenigsten überhaupt empfunden. Sie reden aber vielfach davon und vermissen es, wo es ist.

Kunst, die moralisiert, ist keine Kunst. Geschichte, die moralisiert, keine Wissenschaft; Literarhistorie, die moralisiert, ist eine Erbärmlichkeit: das sind alles Reste einer Tyrannie der Theologie.

Was liegt tiefer, der Grundernst eines Dichters oder der Humor? Zu einem von beiden oder gar zu beiden durchzudringen, ist schwierig.

Menschen tragen Balken, Balken tragen Menschen: der Dichter das Werk, das Werk den Dichter.

Vergiß alles, was du erreicht und vollendet hast, nur dann wirst du jenes Erstmalige besitzen, das in jedes Kunstwerk eingehen muß als sein lebendigstes Leben.

Le style est l'homme même. Dieser Satz Buffons gilt in Malerei und Musik ebenso wie in der Dichtkunst. Er gilt in einem Umfang, der alle stilistischen Spielereien ausschließt.

Griechische Münzen: das Haus, wo sie sind, ist erfüllt vom Dampf der Götter.

Dichterische Produktivität ist, wie das Atmen, halb willkürlich, halb unwillkürlich: daher beim Dichter ein Kennen und Nichtkennen, ein Können und Nichtkönnen, ein Tun und Nichttun, ein Lassen und Nichtlassen, ein Wollen und Nichtwollen Hand in Hand geht.

Ich bedauere kunstverzehrte Menschen, die von ihrer eigenen Kunst nicht erlöst, sondern aufgefressen werden, für die fremde Kunst entweder nicht vorhanden ist oder nur als Gegenstand der Qual und quälender als die eigene Kunst.

Wenn ein Künstler nicht mehr ist, als seine Lobredner begreifen und aussagen, so ist er nichts.

Die Achtung der Guten, Echten oder Großen in der Kunst zu genießen, ist das schönste soziale Resultat künstlerischen Wirkens. Inwieweit man eine solche Achtung genießt, zu erkennen und besonders genau zu erkennen, ist nicht leicht.

Große Künstler sind scheu, zartfühlend und stolz. Das ist der Grund, weshalb sie einander oft so fern und fremd bleiben. Je größer die Achtung und Liebe ist, die einer für den andern hegt, um so mehr Zurückhaltung legt sie ihm auf. Er weiß auch, daß es zu den peinlichsten Dingen gehört, den unmittelbaren Ausdruck irgendeiner Liebe und Bewunderung zu empfangen, die man nicht erwidert. Diesen peinlichen Zustand will er dem Verehrten um keinen Preis auferlegen, aber er muß auch fürchten, den Mangel an Gegenliebe und Gegenachtung zu bemerken, weil produktive Naturen, und zwar unter ihnen die besten, in Sachen der Kunst

nicht zu heucheln vermögen. Die Wahrheit gleicht dann vielleicht einem Pfeil, den man mit einer Rose in Nachbars Garten schießt und der mit vergifteter Spitze zurückkehrt und tödlich trifft.

Wo aber unter Künstlern die Erkenntnis gegenseitiger Achtung, Bewunderung und Liebe durchgedrungen ist, dort muß man die tiefste und echteste Freundschaft suchen. Zwischen solchen Naturen brennt die gegenseitige Neigung wie ein ewiges, geläutertes Licht, das immer vom Besten genährt wird, was die Seelen der Befreundeten hervorbringen und der Gottheit opfern.

Jeder wenn auch noch so unvollkommene Gedanke schlägt Funken aus dem Geiste dessen, der ihn vernimmt, wenn er Geist hat. Aber, o wehe, das vollkommene Kunstwerk, das Werk des Genies, welchen Unverständ, welchen Unsinn, welche Torheit, wieviel Niedertracht und Barbarei zwingt es nicht oft in die Erscheinung!

Es gibt ein großes Mißlingen, mit dem nur die Größten unter den Künstlern in ihren vollkommensten Werken zu rechnen haben, und zwar als dem Unvermeidlichen. Es hat nichts zu tun mit den kläglichen Fehlschlägen der Stümper.

Der beste Teil des Talentes ist vielleicht das Glück, mit den Großen aller Zeiten in den stillen Geheimbund getreten zu sein.

Genies sind unbequem.

Geschmack darf nicht produktiv werden, er ist wesentlich korrektiv.

Kleiner Gegenstand, große Treue.

Kolosse sind keine vornehmen Gebilde der Kunst.

Marmor kann keine Fratzen schneiden.

Auch in den Fragen der Kunst ist zu sagen: „Sie haben Mosen und die Propheten, laßt sie dieselben hören!“

In allen Büchern ist ein geheimer Schmerzenshauch.

Die Sprache, sofern sie die Gegenwart betrifft, ist unartikuliert. Ihr Entwicklungsgebiet ist Vergangenheit und Zukunft.

So umfassend die Sprache eines Menschen, so umfassend seine Bildung.

Die meisten Leute vergessen, in wie hohem Maße fragmentarisch doch alle Bücher sind: in dem, was sie subjektiv aussagen, in dem Objektiven, das sie darzustellen gedenken.

Worte sind Fehlschüsse, leider aber unsere besten Treffer.

Worte geben viel her, wenn man sie daraufhin anspricht.

„Die Mundart zerstört die Poesie?“ —
Der Quell verdirbt das Wasser!

Das Paradoxon ist der Gedanke in der Fassung des Affekts.

Das Alte Testament hat die monstrose Suggestionskraft, die begrenzt, indem sie vertieft, aber nur so weit vertiefen kann, als sie begrenzt; darin ist sie unerhört magisch, weil unerhört subjektiv: sie vermittelt Unend-

liches auf der Grundlage von Beschränktzeitlichem, alles Unendlichzeitliche ignorierend.

Die Minnesänger erkannten den unendlichen Wert der Freude, Schiller den der Begeisterung. Heilig war das Lieblingswort Hölderlins. Goethe sprach viel von Wirkung und Wirken, E. T. A. Hoffmann viel von Wehmut.

Die Lutherbibel ist die machtvollste Emanation deutscher Sprache, die Deutschland besitzt, damit auch: deutschen Wesens, deutschen Gemüts und deutschen Willens. In ihr zuerst ist das deutsche Volk zum vollen Bewußtsein seiner selbst gelangt.

„Ungeacht des Papstes Bann, Kaisers, Kunige, Fürsten, Pfaffen, ja, aller Teufel Zorn“: das war Luthers Sprache, des Gottesmannes zu Wittenberg.

Luthers wahre Vorzüge haben zu wenig gewirkt, seine Fehler zu viel.

Tolstoi, ein schwacher Luther, für alle: Rußland, Europa, Amerika; ein schwacher Luther: der starke hat gewirkt und sein Werk verwirkt, wie Kohlhaas, der schwächste Luther. Was nun, wenn wir lutherisch, wahrhaft lutherisch noch ein Interesse haben? Was tun?

Nietzsche empfand sich vor als Religionsgründer. Sein Angriff gerade auf Straußens neuen Glauben bedeutet im Grunde: Raum für Zarathustra!

Was weiß ihr von dem abgrundtiefen Haß Shakespeares, von dem furchtbaren Ernst seiner von ihm voll erkannten Situation!

Goethe entfernte sich nie weit von sich selbst, blieb vielleicht ein wenig zu ängstlich in seiner Nähe.

Goethe wollte nur Liebhaber sein und war doch Gildemeister.

Es ist schön zu sehen, wenn das Göttliche in Goethe den Gildemeister überstrahlt.

Ein wirklich gebildeter Mensch kann unmöglich den Begriff des Unzüchtigen mit der großen Kunst Flauberts in Verbindung bringen. Dazu steht dieser Begriff an sich viel zu niedrig. Mit dem gleichen Recht könnte man die Klinik und den klinischen Bericht eines Dermatologen als eine Porcherie bezeichnen. Der große Arzt, der große Künstler kann ebensowenig wie der große Politiker bestehen, wenn man ihn den kleinbürgerlichen Moralbegriffen ausliefert.

Weil Hartmann von Aue atmete, meinen die Leute, ich solle ersticken.

Wer etwos im Dichterischen nimmt, was er nicht schon besitzt, behält selbst als Meisterdieb leere Scheuern.

Wenn im Bereiche der literarischen Welt die Wege gebessert werden, so geht man mitunter wie auf Haifischzähnen.

Himmel,	Erde,
Ideal,	Leben,
Metaphysik,	Physik,
Abkehr,	Einkehr,
Prophetie,	Dichtung:
	zwei Lager.

Wird das eine fett, wird das andre mager.

DRAMATURGIE

Fast in allen Punkten mögen wir Lessing für uns sprechen lassen, auch allem Überflüssigen gegenüber, was von neuen Hamburger Dramaturgen über Schauspielkunst geäußert wird. „Dieses junge Frauenzimmer hat Gefühl und Stimme und Figur und Anstand; sie hat den falschen Ton des Theaters noch nicht angenommen...“

„Denn nichts ist groß, was nicht wahr ist.“

Sucht euch die Elemente der Dramaturgie in der menschlichen Psyche zusammen! Dort stecken sie.

Du sollst nicht mit der Galle dichten!

Du sollst deine Gestalten lieben — keine unter ihnen hassen!

Soll Leben sein in deinen Gestalten, so mußt du ihnen dein Leben geben. Deine Gestalten sind deine Kinder.

Das Drama ist doch wohl die größte Dichtungsform. Schließlich werden alle Gedanken dramatisch gedacht, wird alles Leben dramatisch gelebt.

Ursprung des Dramas ist das zwei-, drei-, vier-, fünf- und mehrgespaltene Ich.

Die früheste Bühne ist der Kopf des Menschen. Es wurde darin gespielt, lange bevor das erste Theater eröffnet wurde.

Das primitive nach außen zur Erscheinung gebrachte Drama war das erste Selbstgespräch mit lauter Selbstanrede und Antwort.

Es gibt kein irgendwie geartetes menschliches Hirn, das nicht sein Drama in sich herumtrüge. Immer wieder werden Episoden aus dem großen Epos des eigenen Lebens vom Gegenwartsbewußtsein dramatisch geformt. Deshalb ist die dramatische Form, das dramatische Werk volle Gegenwart. Der zusammenfassende Geist wirtschaftet mit einem Residuum deutlicher und lebendiger Anschauung, worin seine Situation im Verhältnis zu Vater, Mutter, Geschwistern, Freunden, Vorgesetzten wie Untergebenen und vor allem zu seinen Feinden sprechend und agierend enthalten ist.

Das Genie benutzt diese innere Urform des dramatischen Bewußtseins, wie man es nennen kann, um aus seinen Grundelementen die dramatische Kunstform herauswachsen zu lassen.

Das Schicksal stieg aus dem Meere, die Schicksalsidee ist meergeboren.

Das göttliche Einherschreiten des großen Wahnsinns!

Die stampfenden Pferdehufe der Antike!

Die kosmische Kraft der alten Tragödie wiedererringen, wäre eine Aufgabe.

Wenn das dramatische Bewußtsein schöpferisch geworden ist, so beweist es den Dramatiker: und dieser, vermöge der Eigenart des täglich neue Gebiete umspannenden dramatischen Bewußtseins, wird außergewöhnlich fruchtbar sein.

Harmonie ist das Produkt von Kämpfen: danach ist ihr ethischer Wert zu beurteilen. Auch Wert und Wesen des Dramas sind darin beschlossen.

Drama ist Kampf. Das größte Epos wurzelt in dem Ehebruchsdrama: Helena, Menelaos, Paris und den Kämpfen um Troja. Es hat sich zum Teil dann wieder in Dramen aufgelöst.

Ein Drama, das nicht vom ersten bis zum letzten Wort Exposition ist, besitzt nicht die letzte Lebendigkeit.

Das Epos geht seine Straße, das Drama bleibt auf seinen Kampfplatz angewiesen. Das Epos entwickelt sich in der Zeit, das Drama vornehmlich im Raum.

Die epische Kunst lebt von der historischen Fiktion. Sie setzt einen Erzähler voraus.

Die dramatische Kunst fingiert Gegenwart. Sie hat einen unsichtbaren Schöpfer, allerdings einen unsichtbar Gegenwärtigen, der sich in seinen Geschöpfen dokumentiert.

Zeit im Drama: gesetzmäßige Sukzession des Psychobiologischen. Ort im Drama: Stand und Bewegung des Menschen unter Menschen.

Es gibt einen psychischen Akt. Auch der Dramatiker muß vor allem Akt zeichnen können. Viele sogenannte Dramatiker sind leider nur bestenfalls Kostümschneider.

Man muß, um wahrhaft produktiv zu sein, den dramatischen Stoff, also Menschen und ihre inneren und äußeren Beziehungen und Kämpfe, ganz unabhängig davon sehen, daß die Menschen Menschen, Männer, Weiber, Aristokraten, Bürger, Arbeiter oder regierende Fürsten, daß sie alt, jung, arm oder reich sind. Man muß sie sehen, als wüßte man nicht, wie sie atmen, was sie essen, trinken, wie sie leben müssen, um zu leben, daß sie sprechen, singen, schreiben, wachen,

schlafen und Notdürftiges verrichten — nicht, was sie tun noch in Künsten und Wissenschaften erreicht haben. Man muß sie sehen, als wüßte man gar nichts von ihnen und erfuhr alles zum erstenmal. Dieses vollkommen Fremde muß dem Beschauer in seiner kleinsten Funktion das ganze Mysterium in seiner vollen Wunderbarkeit und Unbegreiflichkeit ausdrücken.

Das Drama ist nichts weiter als die natürliche Synthese zeitlich und räumlich weit auseinanderliegender dramatischer Einzelmomente im Menschengeist.

Die Distanz, aus der man ein Drama sieht, darf sich während der Arbeit nicht verschieben.

Ein Drama muß sich selbst bewegen, nicht vom Dichter bewegt werden. Der Ursprung seiner Bewegung muß, wie der Ursprung des Lebens, allen verborgen sein.

Wer das Wesen des Dramatischen studieren will, vergesse nicht, Rembrandts Handzeichnungen zu betrachten.

Wenn das dramatische Bewußtsein schöpferisch geworden ist, so beweist es den Dramatiker: und dieser, vermöge der Eigenart des täglich neue Gebiete umspannenden dramatischen Bewußtseins, wird außergewöhnlich fruchtbar sein.

Harmonie ist das Produkt von Kämpfen: danach ist ihr ethischer Wert zu beurteilen. Auch Wert und Wesen des Dramas sind darin beschlossen.

Es gibt im Drama außer dem Stofflichen und Formalen noch ein drittes.

Man darf auch in der Produktion niemals das unbewußt Wirkende aufstören: man könnte sonst leicht in die Lage kommen, Mechanik für Wachstum zu setzen.

Der Maler, dem die Farbe in einer unlöslichen Mischung, die zugleich Licht, Schatten, Seele des Objekts, Plastik und subjektiven Ausdruck enthält, aus dem Pinsel fließt, hat den meisterlichen Ausdruck seiner inneren Figur erreicht. Er schafft sein Bild vermöge eines eingefleischten Prozesses unmittelbar, so zwar, daß selbst der Kunstverstand im Unbewußten verborgen ist. Ebenso der Dramatiker.

Die wahren Synthesen des wahren Dramas sind viel verwickelter, obgleich nicht zutage tretend außer in volles Leben umgesetzt, als alle mechanisch errechneten Verwickelungen.

Die Sprache des Augenblicks ist unartikuliert, sie entwickelt sich zur eigentlichen Sprache erst in der Zeit. Der Augenblick, der leben und sterben würde, überlebt sich durch Sprache. Immer und überall wurzelt dramatische Sprache im lebendigen Augenblick.

Starke Schicksale sind starkes Leben: deshalb drängt sich das Volk zur Tragödie und zur Leidensgeschichte Jesu.

Die Affekte verlaufen im Wesen immer gleichmäßig.

Lust am Schauspiel: nur solange ich lebe, kann ich mich erinnern, und je tiefer ich lebe in Schmerz und Lust, umso tiefer und voller erinnere ich mich. Darum schreibe und sehe ich Schauspiele.

Man muß unterscheiden: den Gedanken, welcher

denkt, und den, der gedacht ist. Es ist ein Gedanke, daß gedachte Gedanken im Drama selten oder nie formuliert werden dürfen. Der denkende Gedanke soll laut werden. Höchstens der Gedanke in seiner Geburt, oder kaum erst geboren, ungebadet und mit noch unzerrissener Nabelschnur. Vielleicht auch ein blindgeborener Gedanke, der die Augen zum erstenmal hell aufschlägt. Solcher Gedanken gibt es viele in meinen Dramen, aber sie werden nicht immer erkannt in ihrem Zustand, vielleicht auch ihrer Ungewöhnlichkeit wegen, und sind nicht zu gebrauchen für den Zitatenschatz.

Immer mehr „Undramatisches“ dramatisch zu begreifen, ist der Fortschritt.

Dichter und Darsteller: zwei Gestalter! Von beider Gnaden und Mark lebt die Gestalt. Mit dem Wachstum der wahrhaft schöpferischen Kräfte wird auch die Kraft zur Beschränkung in beiden wachsen, darin allein Meisterschaft sich vollendet. Denn Eitelkeit ist nicht Persönlichkeit, und Maßlosigkeit, die das zarte Rätsel der Form, ohne von ihm zu wissen, zertrümmert, ist nicht Kunst.

Schauspielkunst: keine Nachahmung, eine gesteigerte Sprache; reichster Ausdruck des Persönlichen ist im Schauspieler mehr als in jedem andern Menschen bewußt geworden.

Auch beim Schauspieler ist es die innere Figur, die hervortritt.

Ein Schauspieler beweist sein Leben durch den Laut seiner Stimme und durch äußerliche Bewegungen. Die Gestalt des dramatischen Dichters beweist ihre Lebensfähigkeit durch die Gesetzmäßigkeit jener immateriellen

und doch fest umrissenen Innerlichkeit, welche die Festigkeit des Diamanten mit der Beweglichkeit der Luft verbindet. Aber der Diamant ist nicht hart, die Luft nicht beweglich genug! Sie beweist ihre echte und lebendige Existenz durch die richtige Abhängigkeit von anderen Gestalten und durch die absolut gesetzliche Art, in der sie kollidiert.

Das Verhältnis des Schauspielers zur Dichtung muß mehr sein als das des Pferdes zu Geschirr und Wagen.

Margarete sagte: „Kainz holte Feuer vom Himmel, Rittner aus der Erde.“ Man kann nichts Besseres über diese beiden großen Schauspieler sagen.

Das Theater wird so lange nicht zu seiner vollen und tiefen Wirkungskraft gelangen, bis es bei uns wie in Griechenland die Sanktion eines Gottesdienstes hat. Es ist bei uns kräftig aus sich, aber nur geduldet, nicht kultiviert. Es steht unter dem Druck eines feindlichen Vorurteils, nicht unter dem Schutze der Heiligung.

Die Athener allein errichteten dem Mitleid eine Statue. Das Mitleid hat eine Stimme in uns. Zu dieser Stimme formte der Grieche eine Gestalt, gleichsam ihre ausschließliche Wohnung. Stimmen wie Bildsäulen sind Glieder des großen Dramas, an dem wir alle dichten.

In der alten Tragödie überwiegt das Sein, in der neuen das Werden.

Aristoteles und Lessing wenden sich gegen die Wahl abstrakter und idealer Charaktere; dieser besonders gegen den makellosen Helden im christlichen Trauerspiel.

Man hört Worte wie diese immer aufs neue: Niederrungen des Lebens! Alltägliche Misere! Arme-Leute-Geruch! — Man trenne von einem Fürsten das, was des Titels ist, von dem, was des Menschen ist: was ist wichtiger? Nie und nirgend hat es die Kunst mit Titeln zu tun! auch nicht mit Kleidern! Ihr Gegenstand ist die nackte Seele, der nackte Mensch! Es braucht kein Lessing zu kommen, um uns wissen zu lassen, daß „die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, der Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menschen überhaupt...“ „pathetischer“ sind als alle Titel, und so weiter.

Armeleutekunst? Man sollte endlich damit aufhören, die Kunst der Klassiker durch einen solchen Ausdruck zur Reicheleutekunst zu degradieren. Volk und Kunst gehören zusammen, wie Boden, Baum, Frucht und Gärtner.

Wo du auch immer dem begegnest, was dramaturgische Schädlinge immer vermissen, immer suchen und niemals erkennen, wo es vorhanden ist, eben das, was sie auch mit dem Namen „Handlung“ bezeichnen — nimm, was du findest, wenn dir die „Handlung“ begegnen sollte, Axt, Knüppel oder den ersten besten Stein, der dir gerade zur Hand ist, und schlage sie tot!

Ich habe noch in keiner Kritik zum Beispiel gelesen: dieses Gespräch hat einen schönen Rhythmus, jenes hat einen tiefen Unterstrom, jenes verrät eine leichte Hand, dieses besitzt eine eruptive Macht, und so weiter.

Der Denkweise eines Menschen nachzugehen, ist leicht. Seine Art zu empfinden, nachzuempfinden, worauf es allein mir ankommt, schwer.

Man muß in der Arbeit zuweilen auch auf Meisterschaft zu verzichten wissen.

Das Absolute hat im Drama keinen Ausdruck.

Das Drama regiert die Welt, nicht das Theater.

Die innere Bühne muß ihre Entwicklung nehmen, und zwar über das Natürliche in das Kunstmäßige hinaus, wenn das Theater, die äußere Bühne, danach seine Entwicklung nehmen soll.

Jedes Drama ist ein historisches, ein anderes gibt es nicht.

Verbessere deine Arbeitsmethode, und du verbesserst dein Werk.

Jede Familie trägt einen heimlichen Fluch oder Segen. Ihn finde! Ihn lege zugrunde!

Tieck und andere Dramatiker kennen die vielfältigen Äußerungen der Affekte nicht, sondern nur einige konventionelle.

Das Bereich dessen, was man gesund und normal nennt, wird im Affekt verlassen. Ein Drama ohne Affekt ist undenkbar, daher es immer einigermaßen ins Pathologische übergreifen muß.

Sie verlangen den Helden: diejenigen am lautesten, die ihn am lautesten schmähen würden, wenn er erschien. Reichtum der Seele, ein starkes, friedliches, großes Empfinden machen vielleicht Heldentum aus.

Jedes Drama enthält einen Zug von Pedanterie, den das Leben nicht hat.

Vom Individuellen der Charakteristik muß in der Tragödie irgendwie abstrahiert werden.

Episodenfiguren können geschaut, Gestalten des engeren Dramas müssen gelebt sein.

Fanatiker sind im Drama nur episodisch zu verwerten: ihr unbewegliches Wahnsystem ist bald heraus und die Standhaftigkeit, mit der es behauptet wird, ebenfalls: darüber hinaus gibt es dann nichts, was dem Leben des Dramas noch förderlich sein könnte.

Mechanische Szenen sind roh und nur mit aller Vorsicht künstlerisch zu verwerten: Totschlag, Duell, Schlachtszenen.

Die Fabel muß einfach bleiben und die Personen nicht belasten, damit weniger Fasern und viele saftige Zellen in der Frucht der Dichtung entstehen mögen.

Je zusammengesetzter die Fabel, um so weniger Charakter. Je einfacher die Fabel, um so reicher der Charakter.

Was man der Handlung gibt, nimmt man den Charakteren.

Eine stille Dramatik findet nicht einmal unter den Fischen im Meere statt.

Das Leben schließt einen tragischen Konnex ebenso-wohl ab als der Tod.

Ibsen sieht das Tragische meist nur in der sogenannten gescheiterten Existenz. Tragik bei voller Existenz ist die höhere.

Ibsens Stücke enthalten eine gewisse unentschiedene „Moral“.

Die Gestalten Hebbels sind wie Eisblumen, gefrorener Seelenhauch.

In Fällen, wo wir das Leben der dramatischen Kunstform nicht anpassen können: — sollen wir nicht diese Kunstform dem Leben anpassen?

Der Dichter, der zum Pathologischen seine Zuflucht nimmt, habe schlecht komponiert, sagt P.E. Darf der Dichter den Menschen universell betrachten? Muß er die medizinische Fachunterscheidung von krank und gesund machen und dann das krank ausschalten? Wieviel ärztliches Fachwissen würde aber allein dieser Prozeß voraussetzen, und nach seiner Vollziehung, was bliebe übrig? Ein Restermensch? Würde dieser in seiner notwendigen Existenzunfähigkeit noch Objekt der Kunst sein können? Warum nicht ebenso gut der vollkommene Mensch? Das gleiche Unding und von Subalternen gesucht.

Falstaff in „Die lustigen Weiber von Windsor“ macht, seinem Dichter spitzbübisch zublinzelnd, gleichsam gute Miene zum bösen Spiel und läßt gutmütig alles mit sich geschehen, was den lustigen Weibern sowohl als etwa einer allerhöchsten Bestellerin Spaß macht. Aber diese sind die Gefoppten. Er stellt sich nur so, als ob er der Angeführte sei.

Sommernachtstraum. Er ist, im bösen Sinne, die Komödie der Liebe. Die Menschen zu Marionetten herabgewürdigt und als solche genasißt. Zettel muß einen Eselskopf aufsetzen, um geliebt zu werden. Und es ist niemand Geringeres als Titania, die ihn liebt.

Ich sah „Romeo und Julia“. Ich will keine künstlich gestachelte und auf die Spitze getriebene Handlung. Pater Lorenzo würde die Trauung, bei seinem Wunsch, beide Häuser zu versöhnen, nicht geheimhalten, sondern zur Versöhnung ausnützen. Romeo würde nicht von Julia, sondern mit ihr fliehen. Julia würde, als sie mit Paris vermählt werden soll, diesem bekennen, daß sie es bereits ist. Die Fläschchen-Geschichte ist für solche Leute fabuliert, denen es nicht abenteuerlich genug, nicht toll genug kommen kann; und nur Shakespeares Kunst bewahrt in den Konsequenzen vor dem Lächerlichen. Die plötzliche Trauungs-idee, der Tod am Hochzeitstage, als gerade der Traugang stattfinden soll, sind eine Häufung grobschlächtiger Effekte, wodurch die Charaktere mißbraucht, die Schlußtragik völlig vernichtet wird. Was in der Wirkung übrigbleibt, ist allein die Leidenschaft junger Liebe: eine schnelle, großartig gestaute und dadurch furchtbar gemachte Leidenschaft.

Ich habe mich von jeher besonders zum indischen Drama gezogen gefühlt: der Blumensaft, das Blütenarom, die weiche, brünstige Natur des indischen Dramas entspricht meiner Wesenheit. Es ist alles sinnlich in ihm und jeder Sinn darin ganz geheiligt. Sinnfein und sinnrein also und dabei üppig ist das indische Drama im Schoße einer natürlichen, tiefesinnlichen Religion erzeugt. Es ist nicht lärmend und skandalsüchtig, sondern tief und still, und der Ohr und Seele zerreißende Knalleffekt hat in ihm keine Stätte.

Vermögt ihr die Schönheit einer inneren Linie im Drama zu sehen?

Man hat immer alle und jede Tragödie abgeschwächt, ja im wesentlichen abgelehnt. Keine Tragödie, die nicht

gemildert, gelähmt und verdorben worden wäre. Das Haupt der Medusa ist nicht einmal auf dem Schreibtisch des Gelehrten, geschweige im Salon oder Boudoir erträglich gewesen.

Die Satyrmaske, die hinter der Schlußfeuersbrunst der Tragödie aufgrinst im göttlichen Triumph des Lebens. Ironie ist der Grundzug des triumphierenden Lebens.

Man spricht von blutiger Ironie: das ist die echte Tragödie.

„Die Form ist ein Geheimnis den meisten.“ — Die Form ist ein Geheimnis: allen!

POLEMISCHES

Los vom Sumpf! Ich bin kein Frosch!

Von tausend Pfeilen muß man immer neunhundert-neunundneunzig im Köcher behalten.

Es gibt Esel, die tote Adler mit den Zähnen rupfen, um sich in ihren Federn zu wälzen.

Eitelkeit ist eine schöne Wiege für Erwachsene.

„Ihr versteht es nicht in eurem Frankfurt“, sagte Imhoff zu einem Frankfurter: Albrecht Dürer hatte, nachdem sich sein Auftraggeber, ebendieser Frankfurter, töricht gezeigt, den von ihm erhaltenen Auftrag annulliert und die Anzahlung an Imhoff zurückerstattet. Der Frankfurter nahm sie von Imhoff befriedigt in Empfang.

Es gibt Männer, die sind ihre eigenen Schulmeister, Pfaffen und Henkersknechte.

Ich schätze sein körperliches Gewicht höher als sein geistiges, sagte jemand.

Er hatte eine nicht sehr ausgedehnte Verschönerungsanlage im Kopfe, und darauf ging sein Geist spazieren.

Die Poesie lag über ihrem Wesen wie die Lackmalerei auf einem japanischen Kästchen. Das Holz des Kästchens ist hart und saftlos. Dazu ist das Kästchen leer.

Nichts liebe ich mehr als das kalte, klare, reine Gebirgswasser, sagte der Schlammpeitzker und schnellte vergnügt durch die dicke, warme Lehmpfütze.

Die Benachteiligten und Erfolgsarmen halten sich auf gewisse Weise reichlich schadlos.

Ein Weib im Irrenhaus hält sich für die Kaiserin von China und macht vor sich selbst tiefe Knickse. Ähnliches leisten auch Gesunde.

Kleine Narren, große Worte.

Wer nicht spricht, vermehrt die Sprachverwirrung nicht.

Es gibt in der Welt allzuviel geistreichen Schweiß.

Es gibt ein Genie der Oberflächlichkeit.

Es gibt Pfennigfuchser der Begeisterung.

Es gibt Gymnastiker der Gemütsbewegungen.

Gewohnheitstiere sind keine Charaktere.

Er hatte sein ganzes Leben dazu verwendet, seine Persönlichkeit rein und groß auszubilden, und brachte es am Ende nur zu kleinen Schurkereien.

Einer hatte geborgt, veruntreut, gestohlen sein Leben lang und behauptete schließlich vorwurfsvoll, die Welt sei ihm alles schuldig geblieben.

Man erkennt den Deutschen schon am Husten.

Wie wäre es mit einem neuen Begriff: Humanitäts-schurkerei?

Es gibt heute eine philosophische Wasserpst.

Es gibt etwas in unserem öffentlichen Leben, das man treffend geistigen Speichelfluß nennen könnte.

Ihr nehmt teil an allem Neuen und laßt alles beim alten.

Wahrhaft sterile Bücher haben den Geruch der Frechheit und der Unfähigkeit zum Respekt.

Wie lange haben die Hunde den Mond angebellt, ohne daß er sein Schweigen gebrochen hätte!

Es gibt Literaten, die sagen: friß mein Buch und sage, daß es gut schmeckt, oder stirb!

Die schwächsten Intelligenzen bedienen sich zumeist der stärksten Worte. Naturen von den kleinsten Maßen, die sich nur höchst mühsam „druckreif“ machen können, bestreiten „Größe“ oder fordern sie. Was können solche Menschen von Größe wissen? Und wenn sie schon etwas ahnen von ihr, warum bewundern sie nicht das Geahnte, anstatt die Erkenntnis ihrer eigenen Geringfügigkeit unnützerweise in anderen zu erzwingen, somit den Adel der Ahnungskraft selbst verscherzend?

Dieser Publizist ist wie eine Waschfrau. Er bringt sein Leben zwischen Bergen schmutziger Wäsche zu. Er chlort mit Vorliebe. Eine Stänkernatur: er schreit in einem fort: „Achtung! ich bin ein Kra... Kra... Kra... Krawattenmacher!“

Er ist wie ein Vogel, der immerfort über der Erde fliegt und dabei piepst: „Ich kann mich nicht setzen, ich kann mich nicht setzen.“ — „Das ist dein Pech, guter Junge!“ — Aber er setzt sich doch, wenn er Hunger hat, und schnabuliert sein Räupchen. Gleich darauf

schreit er ebenso weiter: „Ich kann mich nicht setzen.“ Überall sucht er das Positive! Überall ist es da, nur fehlt ihm der Sinn dafür. Oder tut er am Ende nur so, um sich bemerkbar zu machen? „Ich kann mich nicht setzen, ich kann mich nicht setzen.“

Die Suchenden:

Ich suche, du suchst, er sucht, wir suchen, ihr sucht, sie suchen.

Gewisse Mistkäfer, wenn sie auf den Rücken fallen, vermögen sich nicht mehr aufzurichten: einige aber doch.

„Kreuze niemals den Weg der Götter!“ sagte die Schnecke. Da ging das Wagenrad über sie hinweg.

Wenn ein welkes Blatt Glück hat, fliegt es höher als ein Adler.

Eine gespiegelte Wurst kann man nicht essen.

Man kann eine widerspenstige Rinderherde mit Peitschen treiben; aber man kann sie während des Peitschens nicht an die gute Weide glauben machen, zu der man vorgibt sie zu treiben.

Das Geld und der Mangel an Geld überbrücken alles.

Werde Menschenfeind, damit deine Menschenfreundlichkeit Dauer gewinne!

Sehr viele Menschen leben ohne Gegenwart.

Es gibt Leute, denen der Anstand nicht fehlt — den sie nicht besitzen.

Das Dilettieren in den Künsten ist verzeihlich, ja sogar zu billigen: nur darf man es nicht berufsmäßig betreiben.

Nirgends rauschen die Laubwälder süßer und erquikkender als am kahlen Strand, wo keine sind.

Die Ehe ist ein Staatsinstitut — die Galeere ein anderes.

Nichts ist so fürchterlich als die Macht der Dummheit in den Klugen.

Wieviel Kluges ist gesagt, wieviel Töriches benutzt worden!

ZUR REDAKTION DIESER AUSGABE

Mit der Ausgabe letzter Hand wird das gesamte Lebenswerk Gerhart Hauptmanns vorgelegt. Die hier zum achtzigsten Geburtstag am 15. November 1942 erscheinende erste Abteilung umfaßt sämtliche vom Dichter abgeschlossenen und vollendeten Werke. Einer zweiten Abteilung sind die Fragmente, Varianten, Skizzen, reinen Dialektfassungen vorbehalten, sowie jene Jugendwerke, die der Dichter lediglich als Versuche angesehen wissen möchte.

Die Anordnung folgt — ohne Rücksicht auf die Gattung (Dramatisches oder Episches) — grundsätzlich der zeitlichen Entstehung der Werke, sodass eine Fortführung dieser Gesamtausgabe in später erscheinenden, das weitere Schaffen Gerhart Hauptmanns erfassenden Bänden jederzeit möglich ist. Maßgebend war der Zeitpunkt der Vollendung des einzelnen Werkes. Die Entstehungsgeschichte jedes Werkes ist auf der Titelseite in einer kurzen Notiz von C. F. W. Behl, in dessen Händen die Redaktion dieser Ausgabe lag, auf Grund des Materials im Gerhart-Hauptmann-Archiv zu Agnetendorf mitgeteilt.

Eine leichte Abweichung von der chronologischen Anordnung ist lediglich beim „Buch der Leidenschaft“ erfolgt, dem ein besonderer Band (12) vorbehalten bleiben mußte. Die beiden Gedichtsammlungen „Das bunte Buch“ (Band 1) und „Ährenlese“ (Band 16), von denen die eine die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die andere die Zeit von den neunziger Jahren bis zur Gegenwart umschließt, sind — ohne Rücksicht auf die Zeitfolge — nach rein künstlerischen Gesichtspunkten eingerichtet, wobei die „Ährenlese“ von 1939 eine wesentliche Bereicherung und Neuordnung erfahren hat. Im siebzehnten Bande, der die betrachtende Prosa umfaßt, wurden die unter dem Titel „Um Volk und Geist“ gesammelten Reden, Ansprachen und Aufrufe sowie die Marginalien in sich chronologisch geordnet. Die „Einsichten und Ausblicke“ hat C. F. W. Behl unter Benutzung der Viktor Ludwigschen Zusammenstellung im zwölften Bande der Gesamtausgabe von 1922 nach Betrachtungsgebieten neu gegliedert, vermehrt und geordnet, wobei die Entstehungszeit der einzelnen Aufzeichnung außer Betracht bleiben mußte.

Sämtlichen Texten liegt die Fassung der ersten Auflage unter Berücksichtigung der bei späteren Neudrucken vom Dichter vorgenommenen Änderungen zugrunde. Die erneute gründliche Revision zur Feststellung der richtigen und endgültigen Texte haben C. F. W. Behl und Felix A. Voigt gemeinsam in engster Zusammenarbeit mit dem Dichter vorgenommen. Hierbei wurde angestrebt, alle in früheren Ausgaben sich findenden Druckfehler und Irrtümer, die oft auf Hörfehlern beim Diktat der einzelnen Werke zurückzuführen waren, zu beseitigen.

Dem Text des „Bunten Buches“ liegt der Druck des „Leipziger Bibliophilenabends“ 1924, der Nachdichtung des Shakespearschen „Hamlet“ die Fassung des

Druckes der Cranach Presse 1928, dem Münchener „Festaktus“ der Sonderdruck des Deutschen Museums in München und der Prosadichtung „Märchen“ die Veröffentlichung im Dezemberheft 1941 der „Neuen Rundschau“ zugrunde.

Nach dem Manuskript werden erstmals veröffentlicht: „Magnus Garbe“ (Band 8), „Sonnen“ (Band 15), „Der Große Traum“ (Band 16) sowie eine Reihe von Gedichten, um welche die „Ährenlese“ (Band 16) bereichert worden ist.

Die dramatische Dichtung „Griselda“ (Band 5) wird zum ersten Mal in der ursprünglichen vollständigen Lustspielfassung in zwölf Szenen veröffentlicht. Der erste Akt des „Florian Geyer“ (Band 2) hat die durch eine Jahrzehntealte Bühnentradition im Einvernehmen mit dem Dichter festgelegte Form erhalten. Die zuerst in einer Jugendbücherreihe erschienenen Prosastücke „Parsival“ und „Lohengrin“ sind unter dem Titel „Gral-Phantasien“ (Band 7) zusammengefaßt worden. Kleinere Textbereicherungen hat der Dichter neben der Textbereinigung da und dort in seinen Werken — wie beispielshalber in der „Goldenen Harfe“ — vorgenommen.

„Die Weber“ und „Fuhrmann Henschel“ wurden wie in allen bisherigen Gesamtausgaben in einer der Schriftsprache angenäherten Fassung aufgenommen. Die ursprünglichen Dialektfassungen beider Dramen werden in der zweiten Abteilung ihren Platz finden.

Eine gewisse Vereinheitlichung der Schreibweise ist allgemein — auch bei den Dialektdichtungen — angestrebt worden, jedoch nur insoweit, als es mit Rücksicht auf den Stil jedes einzelnen Werkes und die besondere sprachliche oder rhythmische Absicht des Dichters angängig erschien. Diese Einschränkung gilt auch für die grundsätzlich nach Duden auf den heutigen Stand gebrachte Rechtschreibung.

Eine wesentliche Vereinheitlichung und Vereinfachung ist bei der Zeichensetzung vorgenommen worden mit dem Ziele, „der augenblicklichen Verdeutlichung“ zu dienen. Hierbei ist insbesondere der Gesichtspunkt leitend gewesen, daß der Text der dramatischen Werke in der Gesamtausgabe letzter Hand nicht, wie in Bühnen-textbüchern, für den schauspielerischen Gebrauch, sondern für den Leser bestimmt ist. Dem Wunsche des Dichters entsprechend, ist in den beiden Prosawerken „Die Spitzhacke“ (Band 11) und „Märchen“ (Band 15) die Setzung von Anführungszeichen unterblieben.

Allen Abweichungen des Textes und der Zeichen-setzung gegenüber, die sich in früheren Einzel- oder Gesamtausgaben etwa finden, gilt die Ausgabe letzter Hand als die vom Dichter bestätigte endgültige Form seiner sämtlichen Werke.

BERLIN, September 1942

DER VERLAG

INHALT DES SIEBZEHNTEN BANDES
DER ERSTEN ABTEILUNG

ESSAY

Tintoretto	3
----------------------	---

UM VOLK UND GEIST

Die Sendung des Dramatikers	29
Walter Leistikow	31
Kunst und Jugend	33
In der Concordia zu Wien	36
Kunst und Wissenschaft	39
Der Sinn des Nobelpreises	44
Abschied von Paul Schlenther	46
Offener Brief an den Kongreß der Alliierten in Paris	50
Richard Dehmel	56
Für die Grenzlandsdeutschen	59
Deutsche Einheit	61
Für ein deutsches Oberschlesien	69
Deutsche Wiedergeburt	74
Goethe und die Volksseele	87
Die denkende Hand	91
Deutschland — Vaterland	103
An die Schuljugend	107
Der Glaube an Deutschland	112
Dank an Bunzlau	116
Der Weg zur Humanität	120
Mißverstehen und Verstehen im Geistigen	122
Dank an die deutschen Schauspieler	127
Der Sinn geistiger Ehrung	131
Huldigung an das Buch	135
Shakespeare-Tagung in Bochum	139
Dem Andenken Carl Hauptmanns	144
Der Baum von Gallowayshire	145
Abschied von Heidelberg	155

Goethe auf dem Theater	157
Generationen	162
Gruß an die Steiermark	170
Die Berliner Volksbühne	173
Von den Möglichkeiten des Theaters	176
Wilhelm Bölsche	181
Gruß an die Berliner Künstler	184
Sursum corda!	187
Das Theater wird bestehen!	195
Neue und Alte Welt	200
Die Epopöe von der Eroberung Amerikas	202
Gerhart-Hauptmann-Ausstellung in New York	206
Goethe	207
Bei der Heimkehr aus Amerika	234
Sonne, Luft und Haus für alle!	236
Die Wilhelm-Meister-Schule	241
Dankworte	244
Der Geist der Kultur	246
Gerhart Hauptmann-Ausstellung in Breslau	249
Kunst ist Religion	252
Dank an das Schicksal	255
Der Brunnen des Lebens	257
Düsseldorf	261
Das Drama im geistigen Leben der Völker	265
An die Deutschen in Übersee	272
Abschied von Oskar Loerke	276

MARGINALIEN

„Lieder eines Sünders“ von Conradi	281
Gedanken über das Bemalen der Statuen	282
Tagebuchblätter	284
Einiges über Kunst	288
Das Mediceergrab	291
Über ein Volksbuch (Stehr)	294
Henry Irving	300
Geleitwort für die erste Gesamtausgabe	302

Weihnachten	302
Tolstoi	306
Richard Wagner	307
Strindberg	308
Das Problem des Dramatischen	309
Duldsamkeit	310
Hermann Stehr zum 50. Geburtstag	313
„Der Bogen des Odysseus“	314
Deutschland und Shakespeare	318
Humor	325
Oskar Sauer	326
Shakespeare-Visionen	326
Gottfried Keller	329
Rhythmen	332
Arthur Nikisch	333
Hermann Stehr zum 60. Geburtstag	334
Hielschers Deutschlandbuch	336
Das heilige Leid	339
Käthe Kollwitz zum 60. Geburtstag	341
Agnes Sorma	342
Hamlet. Einige Worte zu meinem Ergänzungsversuch	342

EINSICHTEN UND AUSBLICKE

Leben und Menschheit	367
Kunst und Literatur	413
Dramaturgie	425
Polemisches	438

Zur Redaktion dieser Ausgabe	443
--	-----

GESAMTÜBERSICHT ÜBER DEN INHALT DER ERSTEN ABTEILUNG

I. BAND

Geleitwort	
Promethidenlos	I
Das bunte Buch	81
Fasching	193
Bahnwärter Thiel	221
Vor Sonnenaufgang	263
Das Friedensfest	373
Der Apostel	453
Einsame Menschen	473

II. BAND

Die Weber	I
Kollege Crampton	103
Der Biberpelz	175
Hanneles Himmelfahrt	253
Florian Geyer	301

III. BAND

Elga	I
Die versunkene Glocke	55
Fuhrmann Henschel	173
Schluck und Jau	259
Michael Kramer	367

IV. BAND

Der rote Hahn	I
Der arme Heinrich	83
Rose Bernd	193
Die Jungfern vom Bischofsberg	285
Und Pippa tanzt!	383

V. BAND

Gabriel Schillings Flucht	I
Griechischer Frühling	93
Kaiser Karls Geisel	235
Griselda	337
Die Ratten	437

VI. BAND

Der Narr in Christo Emanuel Quint

VII. BAND

Peter Brauer	I
Atlantis	85
Festspiel in deutschen Reimen	425
Gral-Phantasien	495

VIII. BAND

Der Bogen des Odysseus	I
Magnus Garbe	113
Winterballade	197
Der Ketzer von Soana	299
Der weiße Heiland	407
Indipohdi	579

IX. BAND

Anna	I
Phantom	183
Die Insel der Großen Mutter	313

X. BAND

Die blaue Blume	I
Veland	33
Festaktus zur Eröffnung des Deutschen Museums in München	123
Dorothea Angermann	139
Des großen Kampffliegers, Landfahrers, Gauklers und Magiers Till Eulenspiegel Abenteuer, Strei- chen, Gaukeleien, Gesichte und Träume	255

XI. BAND

Die Hochzeit auf Buchenhorst	I
Wanda	65
Shakespeares tragische Geschichte von Hamlet, Prinzen von Dänemark. In deutscher Nachdich- tung und neu eingerichtet	287
Die Schwarze Maske	453
Hexenritt	503
Die Spitzhacke	529
Vor Sonnenuntergang	569

XII. BAND

Buch der Leidenschaft

XIII. BAND

Die Goldene Harfe	I
Das Meerwunder	97
Hamlet in Wittenberg	177
Mary	317
Im Wirbel der Berufung	357

XIV. BAND

Das Abenteuer meiner Jugend

XV. BAND

Sonnen	I
Ulrich von Lichtenstein	31
Die Tochter der Kathedrale	155
Der Schuß im Park	287
Iphigenie in Delphi	343
Märchen	415

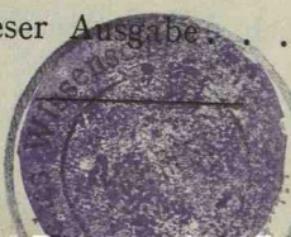
XVI. BAND

Ährenlese	I
Der Große Traum	237

XVII. BAND

Essay: Tintoretto	I
Um Volk und Geist	27
Marginalien	279
Einsichten und Ausblicke	365

Zur Redaktion dieser Ausgabe	443
--	-----



Gedruckt und gebunden
in den Kriegsjahren 1941 und 1942
von Boom-Ruygrok N.V. in Haarlem,
Papier von G. H. Bührmann N.V. in Amsterdam

